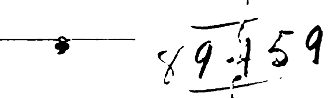

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817





Italienische Dichter

seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts.



Uebersetzungen und Studien

von

Paul Heyse.

Erster Band.



Berlin

Verlag von Wilhelm Hertz

(Bessersche Buchhandlung)

1889.

Parini, Alfieri, Monti, Foscolo, Manzoni.

Uebersetzungen und Studien

von

Paul Heyse.



Berlin
Verlag von Wilhelm Hertz
(Besserſche Buchhandlung)
1889.

Italienische Dichter

seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts.

Uebersetzungen und Studien

von

Paul Heyse.

Erster Band.



Berlin
Verlag von Wilhelm Hertz
(Bessersche Buchhandlung)
1889.

Parini, Alfieri, Monti, Foscolo, Manzoni.

Uebersetzungen und Studien

von

Paul Heyse.



Berlin
Verlag von Wilhelm Hertz
(Bessersche Buchhandlung)
1889.

Meinem lieben Freunde

Moriz Carriere

zugeeignet.

Vorwort.

Was ich in diesen vier Bänden gesammelt vorlege, sind die Früchte einer sechsunddreißigjährigen, oft unterbrochenen und nach langen Pausen wieder aufgenommenen Beschäftigung mit den neueren Dichtern Italiens.

Meine erste Romfahrt im Jahre 1852 hatte den Gedanken in mir geweckt, das letzte Jahrhundert italienischer Dichtung, das in Deutschland so wenig bekannt ist, sorgfältig zu durchforschen und in zusammenhängender Darstellung das Bild dieser anziehenden Epoche zu entwerfen. Ich war damals noch romanischer Philolog und hatte als solcher meine Sporen zu verdienen. Zugleich aber erkannte ich, daß hier mit der gelehrten historisch-kritischen Arbeit nicht Alles gethan sei. In der methodischen Weise der neueren Literaturgeschichten Dichter und ihre Werke betrachten, sie im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte als Producte und Träger socialer Stimmungen und Ideen darstellen und die Grundsätze irgend welcher Ästhetik auf sie anwenden kann nur dann von wahrhaft lebendigem Interesse sein, wenn wenigstens die Hauptwerke, um die es sich handelt, dem weiteren Kreise der Gebildeten nicht unbekannt sind. Wo dies nicht der Fall ist, wo kaum einmal die Namen der bedeutendsten Dichter, geschweige ihre Werke zu allgemeiner Kenntniß durchgedrungen sind, mag eine wissenschaftliche Arbeit, die einer solchen unbekannten Welt gewidmet ist, noch so viel Wahres und Treffendes enthalten, — nur von wenigen Eingeweihten wird sie sich Dank versprechen dürfen, auf das größere Publikum jedoch kaum irgend eine Wirkung ausüben. Zumal wenn es sich, wie bei den Italienern, um die Literatur eines Volkes handelt, dessen

Sprache nicht auf unsern Schulen gelernt wird, so daß es dem Leser leicht sein würde, an der Hand eines kundigen Führers das ihm noch fremd gebliebene Gebiet zu durchwandern und nachträglich wenigstens das genauer kennen zu lernen, was als besonders anziehend oder bedeutend aus der Fülle der Erscheinungen hervorragt.

Nun aber zeigt sich, obwohl der alte germanische Zug nach dem gelobten Lande seit zwei Jahrtausenden in ungeschwächter Kraft fortwirkt und von den leichteren Mitteln des Verkehrs in unsern Tagen nur noch gefördert wird, in der Kenntniß der italienischen Sprache bei unsern Gebildeten ein starker Rückgang gegen die Zeit, da noch ein Italiener Hofpoet Kaiser Joseph's II. war und auch in den nordischen Residenzen die italienische Oper mit ihren einheimischen Sängern eine so glänzende Rolle spielte, daß die gute Gesellschaft der italienischen Sprache fast ebenso mächtig war, wie der französischen.

Einen angehenden Gelehrten von echtem Schrot und Korn hätte diese Ungunst der Verhältnisse nicht abgeschreckt, ja vielleicht nur gereizt, mit entsagungsvoller Beharrlichkeit im Dienst der Wahrheit an eine Aufgabe zu gehen, von der so wenig Dank zu hoffen war. Mir aber, der ich mir bewußt war, nicht von dem Holze zu sein, aus welchem Märtyrer der reinen Wissenschaft geschnitzt werden, schien alle bloß gelehrte Arbeit an meinen mir so lieb gewordenen Italienern verlorene Liebesmüh, wenn es mir nicht gelang, sie selbst, nicht nur meine mehr oder minder gute Meinung von ihnen, in Deutschland bekannt zu machen. Und da nur in seltenen Ausnahmen selbst die begeistertsten Freunde des schönen Landes von seiner Sprache sich mehr aneignen, als für den Verkehr mit Wirthen, Fremdenführern und Gondolieren nöthig ist, da höchstens an Boccaccio's Decamerone und Manzoni's Verlobten schüchterne Versuche gemacht werden, sich auch der Schriftsprache zu bemächtigen, und das Italienische der höheren Poesie selbst Kundigeren nicht geringe Schwierigkeiten bereitet, so blieb kein anderer Weg, die neueren italieni-

schen Dichter bei uns einzuführen, als der, auf welchem auch die großen Poeten des Mittelalters und der Renaissance zu uns gelangt waren: Nachdichtung der hervorragendsten und werthvollsten ihrer Werke.

Als ich jedoch wenige Jahre später durch meine Berufung nach München der Wissenschaft abtrünnig gemacht wurde, mußte ich einsehen, daß ich auf die Ausführung meines Planes, eine durch reichliche Nachdichtungen illustrirte Geschichte der neueren italienischen Literatur zu verfassen, zu verzichten hatte. Eine so große und schwierige Arbeit erforderte die volle Hingabe der besten Kraft, und die meinige hatte ich an andere Aufgaben zu setzen. Ja, entscheidender noch schien eine andere Erwägung. So wenig es einem Italiener gelingen könnte, irgend einen umfangreichen Abschnitt deutscher Literatur zu verstehen und in treffenden Zügen darzustellen, wenn er seine Studien nicht jahrelang in Deutschland gemacht hätte, so unverläßlich schien mir die Pflicht, durch fortgesetzten vertrauten Verkehr mit italienischen Gelehrten und Schriftstellern „in Dichters Lande" selbst meine Kenntnisse zu ergänzen, mein Urtheil an dem ihrigen zu prüfen und zu berichtigen. Denn wenn auch das Bedeutendste von allen geistigen Schöpfungen, was der Weltliteratur angehört, es sich gefallen lassen und ertragen können muß, an allgemeinen Maßstäben gemessen zu werden, so sind doch viele höchst anziehende und für die besondere Volksart charakteristische Erscheinungen nur durch das unmittelbarste Verständniß heimischer geistiger Strömungen richtig zu würdigen. Dem Blick des Fremden dagegen, der aus der Ferne hinüberdringt, stellen sich kaum immer die überragenden Gipfel der nachbarlichen Cultur- und Kunstwelt in ihren richtigen Größenverhältnissen dar, während eine gerechte Schätzung der dazwischen liegenden Vorstufen, erratischen Blöcke und vulkanischen Erhebungen nur Denen möglich ist, die unter ihnen wandeln dürfen.

So blieb es bei den Vorarbeiten zu Parini, Alfieri, Monti und einigen Anderen. Doch die alte Neigung zu diesen Studien,

wenn sie auch durch die eigene dichterische Arbeit oft viele Jahre hindurch zurückgedrängt wurde, erlosch nie so ganz, daß nicht eine Reise in den Süden oder eine zufällige äußere Anregung sie wieder lebhaft angeschürt hätte. Nur daß sie jetzt ohne Plan und Methode dasjenige ergriff, was ihr gerade in den Wurf kam und aus irgend einem Grunde sie fesselte. Der Zufall spielte dabei mit der wunderlichsten Willkür. Manches, was mich wochenlang aufs Lebhafteste beschäftigt hatte, fand in meinen Aufzeichnungen kaum eine flüchtige Erwähnung. Anderes, was Jenem an echtem Werth bei Weitem nachstand, ließ in zahlreichen Übersetzungen einen ansehnlichen Niederschlag zurück, wenn etwa ein Büchlein auf einer Reise oder während eines Landaufenthalts mir gerade zur Hand gewesen war und eine unfreiwillige Muße den Trieb der Nachbildung hervorgelockt hatte. Der letztere Fall ereignete sich zumal bei den neueren Lyrikern, die mir ihre Gedichte fleißig zusandten, seit es bekannt geworden war, daß ein deutscher Dichter sich daran gewagt hatte, Giusti und Leopardi zu übersetzen. Auf diese Weise sammelte sich in meinen Heften ein nicht unbeträchtlicher Vorrath von Illustrationen zu jenem literarhistorischen Werk, das zu schreiben ich längst verzichtet hatte.

Vieles, ja das Meiste davon ist im Lauf der Jahre vereinzelt und zerstreut in Zeitschriften veröffentlicht worden; Giusti und Leopardi erschienen 1875 und 78 in besonderen Ausgaben. Ich hatte nur geringe Hoffnung gehegt, durch diese Arbeiten das Eis zu brechen, das Interesse des deutschen „gebildeten" Publikums, das noch immer ausschließlich der französischen, russischen und englischen Literatur, in neuerer Zeit den nordischen Dichtern und Novellisten zugewandt war, auf meine theuren Italiener hinzulenken, darauf aufmerksam zu machen, daß „hinter den Bergen auch Leute wohnten". Der Erfolg blieb jedoch selbst hinter meinen bescheidensten Erwartungen zurück. Mein „Italienisches Liederbuch" kam nur in wenige Hände. Die Sammlung von Übersetzungen „Italienischer Novellisten", die ich in

den Jahren 1877 und 78 (Leipzig bei F. W. Grunow) herausgab, konnte wegen Mangel an Theilnahme über den sechsten Band hinaus nicht fortgesetzt werden. Als ich die Übersetzung Leopardi's dem „Allgemeinen Verein für deutsche Literatur" zum Verlag anbot, in der Meinung, da mein Giusti dort erschienen war und die Darbringungen dieses Vereins von vornherein auf eine feste Zahl von Liebhabern nicht ganz alltäglicher Lectüre rechnen durften, seien auch die Dichtungen und Gespräche des sombre amant de la mort hier am besten aufgehoben, erwiederte die Redaction jenes literarischen Unternehmens meine Anfrage mit einer höflichen Ablehnung. Meine Giusti-Übersetzung sei zwar überall gelobt, aber von den Mitgliedern des Vereins mit zu geringem Interesse aufgenommen worden, um es noch einmal mit einem italienischen Dichter wagen zu können. Der Erfolg, den das Buch darauf im Verlag von Wilh. Hertz hatte, ließ nun freilich die Furcht vor diesem Wagniß als eine ungegründete erscheinen. Doch bin ich sehr geneigt, die gute Aufnahme, die mein Leopardi fand, nicht so sehr auf seine dichterische Anziehungskraft zu schieben, als auf die pessimistische Grundstimmung seiner Weltanschauung, die einer Krankheit der Zeit willkommene Nahrung bot. Daß der Dichter der Weltverachtung zufällig ein Italiener war, kam für die meisten seiner Bewunderer gewiß zu allerletzt in Betracht.

Woher diese tiefe Gleichgültigkeit gegen die Dichtung eines Volkes, dessen Land immer noch das Ziel unserer Sehnsucht ist, dessen Sitten und Zustände novellistisch geschildert zu sehen wir nicht müde werden, dessen Sprache unbestritten als die melodischeste von ganz Europa gilt? Es ist wahr, daß das heutige Italien an großen Talenten, an Schriftstellern ersten Ranges arm ist, daß seine Theater fast ausschließlich unter dem Einfluß der französischen Bühne stehen, der französische Roman der neuesten Schule es den wenigen Erzählern aus erster Hand schwer macht emporzukommen, und daß es nicht geringer Vertrautheit mit der Sprache bedarf, um den eigenartigen Reiz

Carducci'scher Lyrik voll zu genießen. Das Alles würde nur erklären, warum bisher eine im eigentlichsten Sinne volksthümliche Wirkung der italienischen Literatur in Deutschland ausbleiben musste. Aber die Zurückhaltung auch der feineren, künstlerischer Empfänglichkeit sich bewussten Kreise, eines Publikums, das sich zu einem eigenen „Literatur-Verein" zusammengethan hat und mit einem sehr gemischten Programm vorlieb nimmt — wie haben wir uns die zu erklären?

Eine genügende Antwort auf diese Frage würde uns hier zu weit führen. Und vielleicht ist das seltsame Räthsel überhaupt nicht völlig zu lösen, und wir müssen uns mit dem Zugeständniß bescheiden, daß nicht bloß einzelne Bücher, sondern auch ganze Literaturen ihre Schicksale haben.

Daß nun aber das Schicksal der italienischen Literatur in Deutschland ein unwiderrufliches sei, würde ich zu glauben mich nur entschließen, wenn ich es für ein verdientes halten müsste. Und hiervon bin ich so weit entfernt, daß ich trotz aller üblen Erfahrungen mich nicht darin beirren ließ, meines Vermittler- und Dolmetscheramtes ferner zu walten und endlich, mehrfachen Anregungen nachgebend, meine sämmtlichen Studien und Versuche auf diesem Gebiet an losem chronologischem Faden aufgereiht in diesen Bänden zu veröffentlichen. Ich kann es nicht nachdrücklich genug wiederholen, daß ich nicht den leisesten Anspruch darauf mache, hiermit eine wissenschaftliche That zu thun, die den berechtigten Forderungen an historische Methode, an Vollständigkeit des Materials, an eine gerechte Vertheilung von Licht und Schatten durch Gruppirung und kritische Beleuchtung der mannichfaltigen Erscheinungen nur im bescheidensten Maße genügte. Mit Ausnahme vielleicht der Einleitung zu Giusti's Gedichten und den Erläuterungen zu Leopardi ist Alles, was ich hier bringe, Fragment; auch die umfangreicheren, in Gestalt von öffentlichen Vorträgen oder Journalaufsätzen hier mitgetheilten Charakteristiken bedürften einer durchgreifenden Ergänzung und gelegentlichen Umbildung, wenn sie den Gegenstand auch nur

nach Maßgabe meiner eigenen jetzigen Anschauung gerecht werden sollten. Ich habe sie indeß gelassen, wie ich sie zu sehr verschiedenen Zeiten und Zwecken aus der frischen Vertrautheit mit dem Stoffe heraus niederschrieb, weil ich nichts daran zu ändern gewagt hätte, ohne die Fülle der Vorarbeiten gewissenhaft zu wiederholen. Wie viel Unzulängliches, Ungleiches, jugendlich Unreifes ihnen anhaftet, ist mir daher nur allzu gut bewusst. Wer jedoch von unbekannten, so gut wie zuerst entdeckten Dingen redet, darf sich des Ehrgeizes enthalten, das letzte Wort darüber zu sagen. Und so habe ich mir nicht von fern mit dem Gedanken geschmeichelt, einem gebildeten Italiener irgend etwas Neues in diesen Büchern zu sagen, wie es doch wohl der Fall sein würde, wenn ich eine Geschichte der neueren italienischen Literatur vom Standpunkte deutscher Gesinnung und Gesittung aus verfasst hätte, statt meine Landsleute zunächst nur darauf aufmerksam zu machen, daß eine solche Literatur überhaupt vorhanden und des Studiums in vielfacher Hinsicht würdig ist. Gleichwohl hoffe ich gerade bei den Italienern eine freundliche Anerkennung meiner anspruchslosen Bemühungen zu finden. In so frischem Aufblühen auch historische Studien und gelehrte Forschung auf dem Gebiete der Literaturgeschichte bei ihnen sich befinden: der naiv praktische Sinn, der mit den idealen und phantastischen Elementen des italienischen Nationalcharakters sich so wundersam verträgt, würde es keinem ihrer ernstesten Gelehrten verstatten, ausführlich von Dingen zu handeln, die noch völlig unbekannt oder der großen Masse der Leser schwer zugänglich wären. Keinem Italiener ist es eingefallen, über Heine's Gedichte eine Abhandlung zu schreiben, ehe dieselben durch Tullo Massarani, Bernardino Zendrini, Giosué Carducci und seitdem so viele Andere übersetzt und zu lebendiger Wirkung gebracht worden waren. Sie wissen zu gut, daß die Anschauung eines einzigen Kunstwerkes, selbst in unzulänglicher Nachbildung, von seinem Urheber eine deutlichere Vorstellung giebt, als die feinsinnigste Schilderung und ästhetische Beleuchtung. In Deutschland, wie gesagt, ist das

Dogma von der Wissenschaft um ihrer selbst willen noch in Kraft, ja eine aristokratische Gleichgültigkeit gegen das Verständniß des großen Publikums gilt als das Kennzeichen des echten Gelehrten gegenüber dem Dilettanten. Nur in der Kunstwissenschaft ist die Erkenntniß endlich durchgedrungen, daß eine historische Behandlung der Epochen und Stilentwicklungen ohne steten Hinweis auf reichliche Abbildungen der hervorragenden Denkmäler ein ebenso mühsames wie unfruchtbares Beginnen wäre, daß sich aus einem systematisch geordneten Bilderatlas ohne Text von einem sinnigen Betrachter mehr wahre Belehrung schöpfen ließe, als aus einer noch so gediegenen, der Illustrationen entbehrenden Kunstgeschichte oder Aesthetik. Wie lange es dauern wird, bis auch die Literarhistoriker zu dieser Erkenntniß gelangen, wage ich nicht vorauszusagen. Wenn dann aber ein berufener Freund und Kenner der italienischen Dichtung den von mir aufgegebenen Plan zur Ausführung bringt, wird er hoffentlich Manches in diesen Bänden finden, was ihm als Vorarbeit willkommen und zur Illustrirung seines Geschichtswerkes erwünscht sein möchte.

München, December 1888.

P. H.

Inhalt.

Am Eingang der neuen Epoche, die für die italienische Dichtung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts anbrach, steht die ehrwürdige Gestalt Giuseppe Parini's.

Seit der großen Blütezeit der Renaissance hatte sich die Poesie Italiens in allen ihren Gattungen mehr und mehr dem Leben entfremdet und war zu einem geistreichen Spiel, einer „Belustigung des Verstandes und Witzes" herabgesunken, bei welcher so sehr das Interesse an der formalen Kunstfertigkeit überwog, daß es Dichtern wie Publikum zuletzt nicht mehr zum Bewußtsein kam, wie sehr die leere Form alles lebendigen und erlebten Inhalts entbehrte. Der lange Druck, der auf den politischen Zuständen lastete, und die zunehmende Verflachung und Verderbniß des gesellschaftlichen Lebens hatten endlich alles frische Blut in den Adern der Poesie versiegen lassen, und an die Stelle der gesunden Wangenröthe war eine künstliche Schminke getreten, die freilich gegen Puder und Perrücke nicht auffallend abstach. Gehalt und Gesinnung, die Fülle der Lebenserscheinungen, die Formen und Farben der wirklichen Welt und die Naturlaute des menschlichen Herzens in Freude und Leid suchte und fand Niemand, weder in den Dichtungen der zahllosen Akademieen, noch auf den Brettern, die nur eine conventionelle Welt bedeuteten und durch die vorwiegende Leidenschaft für die Musik den letzten Zusammenhang mit der einfachen Natur verloren hatten. Frivolität in der Gesinnung und Pedanterie in der Form vertrugen sich in dieser Gesellschaft aufs Beste, und wenn eine neue Wiedergeburt der Dichtung geschehen sollte, so war sie nicht wie jenes erste rinascimento durch Talente allein heraufzubeschwören, sondern vor Allem durch Charaktere.

Parini's großes satirisches Gedicht, il Giorno, in welchem er der höheren Gesellschaft seiner Zeit den Spiegel vorhielt, wird heutzutage selbst in Italien mehr gelobt als gelesen. In

Deutschland ist es so gut wie unbekannt, und selbst die glücklichste Nachdichtung würde nicht im Stande sein, ihm in weiteren Kreisen Eingang zu verschaffen. Nach dem natürlichen Lauf der Dinge verliert eine Dichtung, welche die Thorheiten einer bestimmten Epoche in satirischer Beleuchtung darstellt, erheblich an Interesse, sobald die Zustände sich ändern, selbst wenn eine geniale Dichterkraft jene überwundenen Zeitgebrechen in leibhaftigen Gestalten verkörpert hat. Bei Parini aber kommt noch hinzu, daß die Form, in die er den Geist einer neuen Zeit kleidete, noch zum Theil der vorhergehenden Periode angehört, die kühnen Wahrheiten, die er jener verrotteten lombardischen Gesellschaft zu sagen hatte, in die Sprache dieser Gesellschaft verhüllen mußte, um überhaupt Gehör zu erlangen. Ein Juvenal in der Tracht eines Abate, der mit der Miene höfischer Devotion einen jungen Adligen zu unterweisen vorgiebt, wie er seinen Tag standesgemäß hinzubringen habe, um mit geschmeidiger Ironie ihm die jämmerliche Nichtigkeit seines Daseins vorzuhalten, — gewiß eine merkwürdige Charaktermaske, die einige Scenen eines Lustspiels mit großer Wirkung ausfüllen würde. Wird aber dies Versteckspiel mit der eigenen Herzensmeinung durch vier große Gesänge eines beschreibenden Gedichtes durchgeführt, so empfinden wir bald eine eigene geistige Beklemmung, die mehr und mehr sich steigert, so daß wir immer unempfänglicher werden für das Talent, mit welchem die künstliche Rolle festgehalten wird. Zuletzt beherrscht uns ausschließlich ein Gefühl der Trauer und Bitterkeit darüber, daß es eine uns so naheliegende Zeit geben konnte, in welcher die Wahrheit selbst auf den Lippen der männlichsten Geister sich solcher Künste bedienen mußte, um nicht wie die Stimme des Predigers in der Wüste ungehört zu verhallen.

Wer mag sagen, ob dem Dichter selbst diese peinliche Empfindung im Fortgang der Arbeit nicht mehr und mehr zu schaffen machte? Wir wissen nur, daß er sich schwer zur Wiederaufnahme des Fadens nach dem zweiten Gesang entschloß und den vierten nicht vollendete. Was ihn zunächst zur Wahl dieses Themas getrieben, war ein sittliches Motiv gewesen; indignatio

fecerat versum. Das Feuer dieser Entrüstung aber hatte nicht in freier Flamme auflodern dürfen, und die unterdrückte Glut mußte dem Dichter auf die Länge den Athem beschweren. So entstand ein Werk, das nicht mit vollem, freiem Herzschlage noch die späteren Geschlechter zu bewegen vermag, sondern, da es zu seiner Zeit seine Schuldigkeit gethan, seinen Lohn dahin hat und nur noch als ein ehrwürdiges Wahrzeichen dieser Zeit ein culturgeschichtliches Interesse erweckt.

Was darüber hinaus an Parini's Dichtungen dem Italiener bedeutend erscheint und heute noch seine Bewunderung erregt, ist neben dem sittlichen Adel und der männlichen Kraft der Charakters vor Allem der Reiz seines Stils, der in jeder Nachdichtung verloren gehen müßte. Ja selbst eine ausführliche Betrachtung seiner sprachlichen Vorzüge gegenüber seinen Vorgängern würde nur wenigen Eingeweihten die volle Erkenntniß eröffnen, warum mit ihm in der That der erste große Schritt in die neue Zeit hinein gethan wurde. Es würde dies deutschen Lesern gegenüber so wenig erfolgreich sein, wie wenn ein Italiener versuchen wollte, seinen Landsleuten klar zu machen, warum mit Klopstock für die deutsche Dichtersprache eine neue Epoche beginnt. Gerade die Bahnbrecher, deren Schicksal es so häufig ist, die schwerste Arbeit zu thun, ohne sich doch zur letzten Höhe zu erheben, können in den seltensten Fällen von Anderen als ihrer eigenen Nation nach ihrem vollen Verdienst gewürdigt werden.

Es schien mir deßhalb angemessen, statt eine Charakteristik Parini's vom Standpunkt der Weltliteratur aus zu versuchen, einem seiner Landsleute das Wort über ihn zu geben, zumal einer sich findet, der als ein klassischer Zeuge zu gelten den gerechtesten Anspruch hat.

Im Jahre 1846 wandte sich der Florentiner Verlagsbuchhändler Felix Lemonnier an Giuseppe Giusti mit der Frage, ob er geneigt wäre, für eine neue Ausgabe der ausgewählten Werke Parini's eine biographische Einleitung zu schreiben. Man besaß bisher, von zerstreuten kleineren Arbeiten abgesehen, nur eine Lebensbeschreibung des Dichters von Francesco Reina vor der zweibändigen Ausgabe seiner Werke

vom Jahre 1825. Dem großen Satiriker des achtzehnten Jahrhunderts ein würdiges biographisch-kritisches Denkmal zu setzen, schien Niemand berufener als der größte italienische Satiriker des neunzehnten, der, mit allen Vortheilen einer politisch und dichterisch vorgeschrittenen Zeit ausgerüstet, die Erbschaft seines berühmten Vorfahren angetreten hatte.

Mit einigem Zögern entschloß sich Giusti, den ehrenvollen Antrag anzunehmen. Eine Arbeit dieser Art war ihm ungewohnt. Nie zuvor hatte er anders als in Versen zu seinem Volk gesprochen und gegen den herrschenden Stil der akademischen Abhandlungen, wie er sich zumal in Lobreden auf große Männer als der einzig berechtigte eingebürgert hatte, einen tiefen Widerwillen geäußert. Nun verlangte man von ihm selbst eine wissenschaftliche Arbeit, einen literarhistorischen Essay, dessen Stoff freilich seinen Lieblingsstudien wie seinem eigenen dichterischen Lebenswerk näher lag, als jedem Anderen, dessen Form jedoch eine geübte Hand verlangte, um die Fülle der Beziehungen in die richtigen Grenzen einzuschränken.

Er war sich bewußt, daß er nur dann eine seinen Versen ebenbürtige Prosa zu schreiben vermochte, wenn er sich in vollster Ungebundenheit gehen lassen durfte: in den Briefen an seine Freunde. Seiner Neigung zu farbig-volksthümlichem Ausdruck, zu den sprichwörtlichen Blüten der unverfälschten toscanischen Mundart, die er wie keine andere liebte und zu einem Verjüngungsquell für seine Dichtungen gemacht hatte, konnte er hier die Zügel schießen lassen. Was aber würden die Professoren und Mitglieder der Crusca, die scrittori in gala dazu sagen, wenn er sich herausnähme, auch bei einer so feierlichen Gelegenheit, wie eine Einleitung zu Parini's Werken, die Sprache zu sprechen, die er von der Amme gelernt und im Umgang mit den Landleuten und Bergbewohnern Toscana's bereichert hatte?

Doch mochten sie sagen, was sie wollten, — die schwere Aufgabe zu lösen blieb ihm kein anderes Mittel, als sie auf seine Weise zu lösen, d. h. über seinen großen Ahnherrn nicht im Stil der Kathederrede, sondern im Briefstil, im nachlässigen parlando, wie unter vier Augen mit einem guten Freunde sich

auszusprechen. Wie man dies Wagniß aufnehmen würde, beunruhigte ihn mehr als der Erfolg irgend eines seiner gewagtesten Zeitgedichte. Er gab sich erst zufrieden, als ihm sein über Alles verehrter Manzoni und die Mailänder Freunde, denen er den Essay gewidmet, ihren Beifall ausgedrückt hatten. An abschätzigen Kritiken fehlte es nicht, doch richteten sie sich einzig gegen die Form. Den Inhalt seiner Abhandlung, die Charakterschilderung, die ästhetischen Grundsätze und ihre Anwendung auf Parini anzugreifen wehrte auch den Mißwollenden die dunkle Ahnung, daß über einen Lyriker und Satiriker zu urtheilen Giuseppe Giusti doch wohl der befugteste Richter sein mochte.

Ich habe den Eingang weggelassen und hin und wieder mir eine kleine Kürzung erlaubt, da der eigenartige Charakter des mit Toscanismen reichlich gewürzten Stils an vielen Stellen in der Uebersetzung verloren gehen mußte, während manche der hier ausgesprochenen und im bequemen Plauderton breit ausgesponnenen Gedanken eben nur durch diese Form den Reiz der Neuheit erhalten konnten.

Leben und Werke Giuseppe Parini's

von Giuseppe Giusti.*)

Giuseppe Parini wurde 1729 in Bosisio, einem kleinen Flecken der Brianza, geboren, von ehrenwerthen Eltern, die einen Abate aus ihm machen wollten, vielleicht um einen Esser am Tische weniger, oder den Priester in der Familie zu haben. Von seiner Kindheit, Knabenzeit, seinen frühesten Studien will ich nichts sagen, denn die Wunderdinge, die man von dem

*) Der Verfasser war im Begriff, diesen Aufsatz durchzusehen und zu corrigiren, als sein am 31. März 1850 erfolgter Tod die Arbeit unterbrach. Anm. d. Verlegers.

ersten Wimmern und den Knabenstreichen Solcher, die später große Männer wurden, zu berichten pflegt, sind meist nachträglich zurechtgemachte Mirakel, Weissagungen, die nach dem Erfolge geschmiedet wurden. . . . Also stellen wir uns vor, daß er bald aufgeweckt, munter, geschwätzig, leichtsinnig gewesen sein wird; bald schwerfällig, stille, schweigsam, schüchtern: Gegensätze, die sich immer oder doch fast immer in solchen Naturen finden, aus denen etwas werden soll, so daß die obenerwähnten Propheten ihn heut für verrückt, morgen für dumm gehalten oder von ihm wie von verschiedenen Andern gesagt haben werden, daß er den Kopf voller Possen habe, nichts thun wolle, nie zu etwas taugen werde oder höchstens zu einem Dichter, was ungefähr dasselbe ist. Aber wie es damit auch gewesen sein mag, ich überspringe die Zeit von der ersten Kinderkrankheit bis zu der, wo der Mensch schon zeigt, was an ihm ist, und die Propheten anfangen auszurufen: Hab' ich's nicht gesagt?

Zuerst aber will ich zu sagen versuchen, nur so im Fluge, wie es mit der Literatur und allem Andern zu der Zeit, wo Parini auftrat, in Italien stand. Denn in jedem Jahrhundert giebt es nur wenige Große, gleich den Neunzigjährigen in jeder Generation, und um sie nach Verdienst zu würdigen, muß man die Zeit ins Auge fassen, die sie hervorbrachte, und sehen, auf welchem Punkt die Menge ihnen gegenüber stand und sie der Menge gegenüber.

Nach dem Ende des 17. Jahrhunderts und der spanischen Herrschaft in der Lombardei, die mit tausend andern Schäden uns auch den Schwulst im Handeln und Reden gebracht hatte, hatte sich die Literatur nach langem Herumirren in den Akademieen niedergelassen, wo sie sich blähte, blökte und zwitscherte. Die Arcadia übte ihre Gewaltherrschaft. Unter den Letzten des 17. Jahrhunderts und den Ersten des 18. hatten die Arcadier in der That und besonders Guidi, Zappi, Menzini, Filicaia, Forteguerri und Andere, der seichten Flut, die uns von Marini und Achillini kam, einen Damm entgegengesetzt und das bischen guten Geschmack befestigt, das uns noch blieb und doch auch noch ein wenig an das Schnörkelwerk aus

vergoldetem Stuck erinnerte, das die Bernini und Borromini der Literatur in die Poesie und Beredsamkeit eingeführt hatten. Beiläufig sei bemerkt, daß nach Redi's Tode Literatur und Wissenschaften ihre einheimische Schlichtheit etwas eingebüßt und begonnen hatten, einen fremdländischen Geschmack anzunehmen; der Wind fing ja damals an vom Norden her zu wehen. Hierauf geschah es bald, daß Gravina Metastasio zum lyrischen Drama erzog, Goldoni sich selbst zur Komödie.*) Varano mit seinen edlen Terzinen erinnerte daran, daß es einmal einen gewissen Dante Alighieri gegeben, und Bettinelli, der Jesuit, den man später den Nestor der Literatur nannte, fügte diesem Dante in seinen Lettere Virgiliane den letzten Schimpf zu und stellte, als wollte er die jungen Leute einladen, alle früheren Dichter auszuschließen, den Schulen als Muster die „Blankverse dreier vortrefflicher Autoren" auf, nämlich die des Frugoni, des Algarotti und mit seltener Bescheidenheit seine eigenen. Gegen Bettinelli trat Gasparo Gozzi auf, zunächst um Dante wieder zu Ehren zu bringen und in einem Journal, das er in Venedig herausgab, und in seinen Sermoni das Muster eines maßvollen und witzigen Stils zu geben. Der Nordstern aber, nach welchem die unzählbare Schaar „der sklavisch folgenden Nachahmerheerde" blickte, war Innocenzo Frugoni. Sehr fruchtbar, von lebhaftem und gewandtem Geist, aber mit besonderer Vorliebe für das Leben eines Villeggiatur-Poeten, schrieb, schrieb und schrieb Frugoni über Alles, was ihm einfiel, vom Eindringen Hannibal's in Italien bis zu dem Apotheker, der ihn durch sein Mörserstampfen taub machte. Monti nennt ihn

Verderbter Söhne unverdorbnen Vater.

Ich hätte meine Bedenken über diesen „unverdorbnen Vater"

---

*) Auch Metastasio kam endlich dazu, sich selbst zu bilden, wie Alle thun, und indem er sich von dem allzu engen Regelzwang, den ihm Gravina auferlegt, befreite, nahm er eine breitere Manier an. Von Goldoni aber kann man sagen, daß er in keiner Schule gesessen. Siehe seine Memoiren. G.

und möchte ihn lieber den Lucilius der Anakreontiker und Verfasser von Blankversen nennen:

Quum flueret lutulentus, erat quod tollere velles.
(Horaz Sat. I. 4.)

Bei alledem brachte Frugoni den Blankvers (verso sciolto) wieder sehr in die Mode, nachdem er seit Caro nur selten noch gebraucht oder nicht anmuthig behandelt worden war. Frugoni zeigte besonders, wie man ihn gliedern und seine Cäsuren wechseln lassen müsse, was bei einem etwas eintönigen Metrum sehr wichtig ist. Gegen die Blankversler und Schäferspielereien und schönklingenden Fadaisen, an denen kein Mangel war, ereiferte sich Baretti mit jenem Scharfsinn und dem knappen, lebendigen und dreisten Witz, den Jeder kennt; und Cesarotti, ein Mann von vielem und mannichfaltigem Wissen, entfesselte — vielleicht sogar etwas zu sehr — Prosa und Vers und die Methode des Uebersetzens und gab uns eine erste Probe nordischer Poesie in seiner Uebersetzung des Ossian, wodurch er die pedantischen Hemmketten zerbrach und die Bahn frei machte für Den, der Kraft und Lust gehabt hätte, mit seinen eigenen Beinen zu gehen. Auf der andern Seite fuhr der Abate Chiari, einer der impotentesten und widerwärtigsten Bauerntölpel, welche die Arcadia je besessen, fort, seine Ballerine onorate und Turche in cimento*) in die Welt zu schicken, und Prosa und Verse von jeder Sorte, die damals von Denen, die nur lesen, um zu lesen, genügsam genug gepriesen wurden, heutzutage nur noch sprichwörtlich genannt werden.

Volk gab es nicht; Bürger nur dem Namen nach; der Adel war nichtig, hochmüthig, verweichlicht, prunksüchtig, in Müßiggang und Laster versunken; aber aus seinem eigenen Kreise erstanden die Verri, Beccaria, Filangieri und Andere; Namen, die in Ehren bleiben werden, so lange man die Studien, die Ordnungen und Förderungen der Civilisation ehren wird. In den Wissenschaften thaten sich Spallanzani, Mascheroni, Oriani, Lagrangia hervor; in der Philosophie

---

*) Titel von Romanen dieses Papierbesudlers. G.

Genovesi, in der Geschichte Giannone und Muratori, und der Erste, der Früheste von Allen, Vico, der dastand wie ein einsamer, zerklüfteter Berg, auf dem keine Lorbeergebüsche und Blumengärten sich finden, aber hie und da eine mächtige Eiche und in seinem Innern kostbare Adern gediegenen Metalls, die nur darauf warten, angeschürft und nutzbar gemacht zu werden.*) Die Masse lag in träger Ruhe, Wenige waren wach; die Fürsten, damals neuerungslustiger als die Völker, verstanden sich zu Reformen aus eigenem Antriebe. Kurz: bei viel Leerheit gab es auch viel Fülle, und überall regten sich die Keime besserer Menschen und Zeiten. Manche nennen das vorige Jahrhundert ein Jahrhundert der Ruinen; ich möchte es das Jahrhundert der Ausrodungen nennen, Denen zum Trotz, die es schmähen und nicht merken, daß sie damit wie manche Säuglinge der eigenen Amme in die Brust beißen. Giovan Battista Niccolini hat einmal zu einem dieser übermüthigen und undankbaren Epigonen gesagt: Ihr macht es wie der Zwerg,

*) Die Scienza Nuova ist gemeint und jenes goldene Büchlein De antiquissima Italorum sapientia. Jahrelang lagen die Werke Vico's vergessen oder unbeachtet, bis Vincenzo Cuoco, Lomonaco und Andere sie wieder zu Ehren brachten und man anfing, das Feld der Geschichte gründlicher zu bebauen. Ugo Foscolo war einer der Ersten, die an Vico wieder erinnerten (s. seine Rede über Ursprung und Einfluß der Literatur), und aus Vico entnahm er die Anregung zu den folgenden Versen:

Seit Ehen, Tribunale, Opferstätten
Das Raubthier, Mensch geheißen, Mitleid lehrten
Mit sich und Andern, bargen die Lebend'gen
Vor Wetterunbill und der Hunde Gier
Die armen Ueberreste, die Natur
In ew'gem Wandel neu beleben will.
Die Gräber wurden Zeugen der Geschichte,
Altäre für die Kinder u. s. w.

(Ugo Foscolo: „Die Gräber.")

Doch scheint Foscolo in Vico's Philosophie nicht eigentlich tiefer eingedrungen zu sein. G.

der dem Riesen auf die Schultern geklettert ist, um von da oben weiter zu sehen, und ihn dann auf den Kopf schlägt und ruft: ich sehe besser als du. Worauf der Riese antworten könnte: wenn du mir nicht auf die Schultern gestiegen wärst, würdest du nicht so sprechen. — Das Cinquecento war für uns Italiener das letzte Aufleuchten eines Lichtes, das erlöschen will; als aber mit dem großen Michelangelo die Kunst an ihre Grenze gelangte, erstand durch providentielle Fügung Derjenige, der den eigentlichen Grundstein zu dem Gebäude der geistigen Erkenntniß legen sollte: Galilei. Im 18. Jahrhundert regte sich das Leben von allen Seiten, und schienen auch die ersten Zuckungen ungeordnet, so waren sie wie die Windstöße, die die Wolkenschicht brechen und den klaren Himmel vorbereiten. Vom 16. bis zum 18. Jahrhundert gleicht Italien einer Person, die in der Blüte der Jugend in einen Zustand des Hinwelkens versunken ist und nach langer Ermattung gegen den Beginn des höheren Alters sich aufzuraffen anfängt, jetzt, da der Puls langsamer schlägt, der Verstand das Gefühl überwiegt und jene herben Erfahrungen gemacht sind, welche man der Zeit und erduldeten Leiden verdankt.

Noch als Knabe wurde Parini von seinem Vater nach Mailand gebracht, wo er erst die Schulen der Barnabiten besuchte und sich dann immer aufhielt, um sich zu dem Wenigen, was er hatte, etwas hinzuzuverdienen.*) So lange der Vater lebte, soll er Abschriften von Gerichtsakten gemacht haben, ungefähr zu derselben Zeit, wo Rousseau Noten copirte, um zu leben. Ein Capitolo**) an den Canonicus Agudio, worin er bittet, ihm zehn Zechinen zu leihen, zeigt, in welcher Dürftigkeit Parini auch noch als erwachsener Mann lebte:

Der Himmel weiß, wann ich die Meßgebühren
Einnehmen kann, und doch von meiner Noth
Und bittren Armuth läßt kein Hund sich rühren.

---

*) Hier und an andern Stellen folge ich der Biographie von Reina und benutze die Arbeiten aller meiner Vorgänger. G.

**) Ein Scherzgedicht in Terzinen. D. Üb.

Auch meine arme Mutter hat kein Brod,
Als nur von mir, und ich hab' keinen Heller,
Wenn morgen schon der Hunger sie bedroht.

Das damalige Mailand war halb schmutzig, halb prachtvoll und glich einem verkommenen Adligen, der große Güter und große Schulden hat und eine Menge Orden auf einem zerrissenen und zerschlissenen Kleide. Überall die widerwärtigen Spuren der spanischen Herrschaft. In den Sitten, Einrichtungen, auf den Straßen jenes verwahrlos'te, klägliche Wesen, das man auf Landgütern wahrnimmt, die auf kurze Zeit verpachtet waren, und deren Pächter, da er sich nicht als richtigen Besitzer fühlt und den Ort nicht liebt, nur daran denkt, möglichst viel Nutzen zu ziehen, wenn auch der Boden dadurch unfruchtbar wird. Heutzutage hält man weise Maß in der Ausbeutung, und innen und außen herrscht große Reinlichkeit.

Der österreichische Statthalter Firmian, dem die Lombarden jener Zeit ein gutes Lob geben, soll durch Parini's Ruhm und die Lectüre des Mattino für ihn gewonnen worden sein, ihn werthgeschätzt und in wichtigen Dingen seinen Rath eingeholt haben, besonders in Betreff der Reform des Unterrichts, die damals jener Minister Maria Theresia's in der Lombardei plante. Um Parini einen ersten Beweis seiner Gunst zu geben, ließ Firmian ihn die Gazzetta di Milano redigiren, ein Geschäft, das für einen Geist seines Schlages nicht gerade das passendste war. Man erzählt, einmal seien die Correcturbogen der Nummer, die am nächsten Tage erscheinen sollte, verloren gegangen, und in der Verlegenheit, wie er sie so im Handumdrehen ersetzen sollte, habe er sie aus dem Kopf neu geschrieben, indem er Neuigkeiten erfand, unter andern, in Rom sei die Castrirung*) verboten worden, die damals auch im physischen Sinne noch üblich war. Infolge davon erhob sich überall groß Rühmen und Preisen, und Voltaire richtete ein

*) Gegen diese Schändlichkeit, die noch immer fortbestand, eifert er in der Ode la musica. G.

Schreiben an Papst Ganganelli. In diesem Zuge zeigt sich der Mann, der auch bei seinen Scherzen immer ein edles Ziel im Auge hatte. — In der folgenden Zeit machte er den Hauslehrer bei jungen Adligen, ein höchst behagliches Leben für Den, der, wie das Sprichwort sagt, den Esel da anzubinden versteht, wo es dem Herrn gefällt, aber voller Dornen für Einen, der anders gesinnt ist. Endlich wurde ihm der Lehrstuhl der schönen Wissenschaften im Collegio Palatino übertragen, den er später, als die Jesuiten vertrieben waren, mit dem Katheder der Brera vertauschte.

Einige meinen, diese harten Lebensverhältnisse hätten seine geistige Entwicklung gehemmt. Ich glaube das Gegentheil. Parini wurde gerade darum der große Dichter, weil er mit Hindernissen dieser Art zu kämpfen hatte; die Schwachen erlahmen daran, die Starken machen sich eine Leiter daraus. Und in der That, der edle Zorn, die vornehme Strenge, die feine und tiefe Ironie, die seine Oden und Satiren athmen, entsprangen aus seinen Erlebnissen, aus Allem, was er bei dem hohen und niederen Adel, mit dem er verkehren mußte, beobachtete und verachten lernte, und was er in häuslicher Ruhe und Behaglichkeit entweder nicht angetroffen oder nicht beachtet hätte. Beklagenswerth scheint mir Der, der ihn im Joche ließ, nicht er, der auch in dieser harten Frohne seine edle Natur nicht verleugnete.

Anfangs, sei es aus Gefälligkeit gegen die Gesellschaft, oder weil er fand, daß die heimische Sprache sich dem Gedanken williger und enger anschmiegte, dichtete er auch im Mailändischen Dialekt, in welchem es später Carlo Porta und Tommaso Grossi zu so großer Vollkommenheit brachten. Mehrfach versuchte er sich in Capitoli im Stile Berni's, in der horazischen Satire, Sermonen, Dramen, Übersetzungen der Klassiker und vielen anderen Dichtungsgattungen, ernsten und scherzhaften, Idyllen, Canzonetten, Madrigalen und Sonetten verschiedener Art. Ich sage, er versuchte sich, da ich glaube, daß er selbst wohl empfand, durch diese Übungen werde er nie Ruhm erlangen können, obwohl er in den ersten Zeiten ein Büchlein mit solchen Sachen zur Probe herausgab. Er hat wohl

eher seine Feder laufen lassen in dem Drange, nur überhaupt etwas zu machen, der Allen innewohnt, die sich fühlen und sich noch nicht gefunden haben. Im Leben eines Dichters ist immer eine Zeit, in der er wahrnimmt, daß in ihm etwas Verborgenes, Unbestimmtes, Ungeduldiges lebt, das auf der einen Seite ihn antreiben möchte, das Weltall zu umarmen, auf der andern ihn gefesselt hält und gleichsam in sich selbst einhüllt. Dann flattert der Geist dahin und dorthin, verweilt bei Allem und findet nirgend Ruhe, theils froh, daß er sich bewegt, theils unglücklich, weil er nicht weiß, wohin. Es ist die Zeit der massenhaften Lectüre, des heißen und regellosen Arbeitens, das mit quälender und unbezwinglicher Trägheit abwechselt, die Zeit der maßlosen Ansprüche und herben Entmuthigungen, wo Gemüth, Geist und das ganze Sein nach allen Seiten überschwellen, — ein Aufruhr der Natur, aus dem die Kraft gestählt hervorgeht, den Fiebern ähnlich, von denen die Kinder befallen werden, die man Wachsthumfieber nennt, und die aus einem Übermaß von Gesundheit entspringen und die Complexion verbessern, indem sie gleichsam die Nervenfasern fester hämmern. Wie Jemand, der sich plötzlich im Besitz eines Schatzes sieht, dessen Werth und Verwendung er nicht kennt, den er daher nach allen Seiten in eitlen und unnützen Ausgaben verschwendet, die ihn hernach, wenn er Vernunft hat, darüber aufklären, wie er einen weiseren Gebrauch davon machen könne: so verfährt auch der Dichter, der zuerst Talent, Zeit und Tinte vergeudet, aus dieser Vergeudung selbst jedoch endlich das richtige Maß seiner Kräfte kennen lernt. Und ehe er sich's versieht, führt ihn ein Unglück, einer jener Irrthümer, die uns belehren, eine verfehlte oder boshaft kritisirte Arbeit, ein Wechsel des Aufenthalts, eine Liebesleidenschaft, ein Buch, auf das er stößt, auf einen neuen Weg, auf den Weg, auf dem zu wandeln er berufen ist. Sehr Wenigen begegnet es, daß sie gleich beim ersten Anlauf das Rechte treffen; die Meisten streifen erst lange daran hin, ehe sie hineinkommen. Dante war ein großer Dichter von Natur, zum größten machte ihn das Exil. Alfieri wurde es durch eine Liebe, deren er sich schämte, wie er selbst gestanden hat. Einer meiner Freunde

wurde an Sinn und Bildung durch das Buch Hiob umgewandelt. Parini selbst, wie ich oben angedeutet, wurde vortrefflich durch das Leben in Mailand, da er dort die Sitten in der Nähe sah, die er in seiner Satire lächerlich machte.

Parini's Schülern, die nach seinem Tode seine Schriften herausgaben, fehlte nicht allein die fromme Pietät Sem's und Japhet's, sondern noch frecher oder gedankenloser als Ham ergötzten sie sich an der Blöße ihres Vaters und deckten sie vor den Augen der Nachwelt auf. Sie sammelten mit abergläubischer Gewissenhaftigkeit alle Kleinigkeiten, die ihm aus der Feder geflossen waren, sogar eine Reihe von unbedeutenden Madrigalen auf Fächern, Lampen- und Kaminschirmen — den Albums jener Zeit, mit denen sich Parini die hochgeborenen und höchstignoranten Lästigen hatte vom Halse schaffen müssen, die sich mit hingeworfenen Versen die hohe Ehre bezahlen ließen, ihn in ihrem Hause zu empfangen. Auf die Gefahr hin, in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen, — ein Fehler, der weniger schadet, — werde ich diese und einige andere Sachen dieser Art weglassen und mich begnügen, dir, lieber Leser, ein gutes Büchlein vorzulegen, statt eines dickleibigen Bandes vollgestopft mit sehr gemischter Waare. Ich beschränke mich auf wenige Sonette, drei Canzonetten und ebenso viele Fragmente, neunzehn Oden, das große Gedicht (il Giorno), die Canzone an den Barbier, die Abhandlung über die Literatur und ein anderes seiner Prosastücke als Probe.*)

In den Sonetten wirst du mehr oder minder überall Inhalt und Form gleich gut finden; in den Canzonetten Anmuth ohne Neuheit; in den Fragmenten schöne Anfänge von Conceptionen, die man zu Ende geführt sehen möchte. Von der Canzone an den Barbier und dem Dialog über den Adel werde ich seiner Zeit sprechen, wenn ich mich darüber erkläre, was

*) Dies war Giusti's Absicht. Es schien jedoch dem Herausgeber, daß durch eine mäßige Erweiterung der Auswahl seine Ausgabe einem größeren Leserkreis willkommener gemacht werden würde. Die hinzugefügten Stücke sind im Inhaltsverzeichniß mit einem Sternchen bezeichnet. A. d. Verlegers.

für Eigenschaften für das Scherzgedicht und den familiären Stil erforderlich sind. Von den anderen Prosastücken will ich gleich jetzt, um nicht wieder darauf zurückkommen zu müssen, gestehen, daß sie für ihre Zeit gut sind, aber den Versen nicht ebenbürtig.*) Vor Allem müssen wir von den Oden und der Satire reden, denjenigen seiner Arbeiten, die Parini berühmt machten und ihm für immer den obersten Rang unter den moralischen und socialen Poeten sichern, die unserm Lande zur Ehre gereichen.

Wie in der Weltordnung die unzähligen verschiedenartigen Kräfte alle auf die Erhaltung desselben Gesetzes, das sie beherrscht, abzielen, so müssen die verschiedenen Fähigkeiten der Menschen, die in geselliger Gemeinschaft zu leben bestimmt sind, zum Zweck der Cultur, der Grundlage dieses Zustandes, zusammenstimmen. Dies ist der Prüfstein, an dem wir Philosophen, Dichter, Künstler und alle Übrigen prüfen müssen; so daß sich als gut und echt diejenigen Werke des Menschengeistes ergeben werden, die diesem Zwecke dienen, als schädlich oder wenigstens unnütz, die dieses Ziel nicht anstreben. Dies Ziel kann man erreichen und erreicht man auf dem Wege des Nützlichen, des Ergötzlichen und auf jedem anderen, der einem beliebt, von den Erzählungen der Großmutter an bis zu einer Gesetzgebung, wenn nur Wahrheit und Rechtschaffenheit unsere Führer bleiben, ohne welche nichts weder gut sein noch dauern kann. Die schönen Wissenschaften wurden humaniora genannt, nicht weil sie von Menschen gepflegt werden, sondern weil sie zum Wohl der Menschheit dienen. Sehen wir, ob Parini sie so auffaßte.

Man hat gesagt, die Lyrik besinge gleichsam ex officio Götter und Helden und verstumme in Zeiten des Verfalls, des

*) Obwohl Parini kein großer Prosaist war, hatte er doch auch in der Prosa ein feines Gefühl, wie die Vertheidigung des Segneri gegen den Pater Bandiera beweis't, der sich herausgenommen hatte, ihn zu corrigieren, und der Werth, den er auf Macchiavelli legte. Von diesem pflegte er seinen Schülern zu sagen: Er wird euch lehren frei zu denken, zu sprechen und zu schreiben. G.

Unglaubens und der socialen Verkommenheit. Ich möchte eher sagen, daß die Lyrik Alles besingt, was das Gemüth des Dichters stark und plötzlich ergreift, und daß nicht die Lyrik allein, sondern alle Poesie, die Beredsamkeit und die übrigen Künste der Einbildungskraft in Verfall gerathen mit dem Verfall der öffentlichen Zustände. Doch auch in schlechten Zeiten giebt es immer Einige, die sich rein und lauter erhalten, und denen die bloße Sehnsucht nach besseren Zeiten den Geist beschwingt, um im dichterischen Fluge mit Denen zu wetteifern, die aus den Thaten der Gegenwart die Anregung zu erhabenem Gesange empfingen. Zu diesen gehört Parini.

Zwischen Pindar's Ode und der Ode des Anakreon giebt es unzählige Abstufungen, die namentlich zu bezeichnen vergebene Mühe wäre; wer es versucht hat, hatte wenig Gewinn davon, ja um es gerade herauszusagen, er hat nichts Anderes damit gethan, als die Gesetze der Kunst mit einem Netz von Spitzfindigkeiten zu umhüllen; die Kleinmeister verfangen sich darin, die freien Geister lachen der Fessel und entwinden sich ihr, indem sie sie mit Füßen treten. Ich werde deßhalb die Oden Parini's nicht mit einem Gattungsnamen bezeichnen, sondern nur sagen, daß seine Zeiten traurig waren durch den herrschenden Unglauben und daß Helden nicht nur selten waren, sondern ganz fehlten. Dennoch strebte man nach socialen Reformen, und der Dichter stimmte hierzu seine Leier.

Gemiedne Wege schreitet
Die Phantasie, und nur
Wenn Segen sie verbreitet,
Ist sie auf rechter Spur
Und mischt in süßen Tönen
Das Nützliche dem Schönen.*)

Und er besang „die Schutzblatternimpfung", „die Gesundheit der Luft", „die Erziehung", „die Decenz der Kleidung" und andere gleich wichtige Themata.

*) Aus der Ode „Die Gesundheit der Luft".

Wenn dieser Aufsatz nicht als Einleitung zu dem Buche, sondern etwa in einer Zeitschrift erschiene, würde ich Ode für Ode, Strophe für Strophe, ja hin und wieder Vers für Vers der Betrachtung unterziehen. Da aber der Text so nahe bei der Hand ist, darf ich auf ihn verweisen und mich damit begnügen, nur mit leichten Andeutungen die Vorzüge und Fehler der Oden zu bezeichnen, und es ebenso hernach mit jener neuen Gattung der lehrhaften Satire halten.

Ein Vorzug von Parini's Oden und überhaupt aller seiner Dichtungen ist eine gewisse hohe, gerade, strenge, männliche Haltung auch im Lieblichen, die uns ergreift und erhebt. Man fühlt darin das tiefe Studium der höchsten Muster, immer Hand in Hand mit dem Studium der Menschen und der Zeit; und wenn zuweilen die Harmonie dieser Verse uns wie ein Wiederhall antiker wohlbekannter Töne gemahnt, der Gedanke ist immer neu oder auf neue Gegenstände glücklich angewendet. Wer Blatt für Blatt nachspüren wollte, würde hie und da wohl einen Zug finden, einen Klang, der von den Griechen und Römern herübergenommen ist, aber kein einziges vollständiges Gedicht, keine ganze Strophe, weder geradezu von ihnen entlehnt noch nachgedichtet, viel weniger die Phrasenhaftigkeit, den Schwulst, die Leerheit und Nichtigkeit, die seine zeitgenössischen reimenden Collegen entstellt, die mit wenigen Ausnahmen ein Schwarm lahmer, frostiger oder lächerlicher Copisten waren. Man lese, außer den oben erwähnten Oden, „die Gefahr", „die Botschaft", den „Fall", „die Vorlesung der Verse", „die Muse", sämtlich glänzend in verschiedenartiger Schönheit, schwerwiegend an Verstand und Würde, reich an Sentenzen, Bildern, Affect und allen Regungen und edlen Trieben eines Gemüthes, das für Wahrheit und dichterische Schönheit glüht. Wie hätt' es auch anders sein können bei einem Manne, der sich an die Muse wendet mit folgenden Worten: „Dich, o Muse, liebt Niemand, der nach Gewinn dürstend die heiligen Gefühle der Familie mit Füßen tritt, noch von Ehrgeiz zerfressen ruhelos seine Tage und Nächte hinlebt, noch der Jüngling, der dem Thiere ähnlich sich nur in sinnliche Genüsse stürzt, noch das schamlose Weib, das sich brüstet mit der Schande, in der sie lebt.

Weißt du, o Götterjungfrau, wem dein Wort,
Das süßmelodische, das Herz erfreut,
Daß er es nachsingt, daß es Trost hinfort
Dem Leben beut?

Der, dem der Himmel einen sanften Sinn verliehen hat, zarte Gefühle, einfache Gewohnheiten, der zufrieden mit sich und dem, was er besitzt, nichts weiter begehrt, der sich oft aus dem mühevollen Müßiggang der Großen und dem Geräusch der Städte zurückzieht, um die reine Luft und die holde Freiheit auf dem Lande zu genießen, und dort im Kreise weniger auserlesener und trefflicher Freunde an seinem Tische sitzend, der ebenso mäßig wie schmackhaft bestellt ist, heiter des leeren Prunks und des glänzenden Schwarmes lacht. Er ist Freund und Gönner der Guten, strebt nach dem Wahren, liebt das unschuldige Schöne, und gesund an Herz und Geist verbringt er ruhig sein Leben." *)

Der Vers fließt nicht immer leicht; der Strophe fehlt zuweilen die volle, breite, elastische Bewegung; die Umstellung, von der er oft mit schöner Kühnheit Gebrauch macht, ist zuweilen nicht allein gewagt, sondern verrenkt, z. B.:

Queste che il fero Allobrogo
Note piene di affanni
Incise col terribile
Odiator de' tiranni
Pugnale . . . **)

und ein andermal:

E spesso a breve oblio
La da lui declinante in nuovo impero
Il Britanno severo
America lasciò . . . ***)

---

*) Ode „an die Muse".
**) Ode „das Geschenk".
***) Ode „auf Sacchini's Tod".

Hie und da ist etwas Hartes, etwas, das mehr wie ein Nothbehelf, als wie ein Kunstmittel aussieht, und die Kunst selbst zeigt sich manchmal ein wenig zu sehr.

Es will mir scheinen, als sei Parini schwungvoller, gedrungener, mächtiger in den Oden mit knappem Metrum, als in denen mit breitem. Die Oden an Vicetti, Durini, die auf Vicenza und auf die Doctorpromotion einer Dame stehen an Schönheit zurück hinter dem „Fall", der „Botschaft", der „Gesundheit der Luft" und anderen. Die kräftigen Geister sind sehr kühn, Fesseln zu brechen, die Andere ihnen angelegt haben, und dann sehr hart gegen sich selbst, indem sie sich neue und drückendere anlegen, als ob sie fürchteten, maßlos zu werden. (Siehe Dante, Alfieri und Andere dieses Schlages.) Oft ist das, was für die Mittelmäßigen eine Gefahr ist, für sie eine Hülfe, und es reizt sie, an Abgründen, die sie selbst gewählt, hinzuschlendern, wie geschickte und behende Knaben oder dreiste Seiltänzer. Ueberdies zwingt die Schwierigkeit des Metrums den Gedanken, sich zu sammeln. . . .

Es ist schön und macht Parini Ehre, zu sehen, wie von seiner ersten Ode vom Jahr 1758: Perchè turbarmi l'anima — bis zu den beiden letzten: Perchè al bel petto e all' omero — und Te il mercadante, che con ciglio asciutto — vom Jahr 1795 der Dichter sowohl an Gehalt wie in der Form beständig Fortschritte macht. Auf welchem Wege er zu der Vollkommenheit, die er erreichte, gelangt, werde ich nicht erörtern. Diese geheime schöpferische Thätigkeit des Geistes, der in immer neuen Umbildungen und Anläufen endlich seine Höhe erreicht, ist eines jener vielen Mysterien, die man besser thut im Dunkeln zu lassen, als sie ans Licht hervorzuziehen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Aber es ist Zeit, zu dem satirischen Gedicht zu kommen.

Wenn ich vom ersten Anfang an nachweisen wollte, wie, nach Quintilian's Ausdruck, die Satire ganz unsere Schöpfung ist*), wie sie entstand und von wem sie, zuerst bei den

*) Satira tota nostra est, sagt Quintilian. G.

Römern, dann bei uns gepflegt worden ist, so würde dieser Theil meiner Arbeit unverhältnißmäßig das Ganze überwachsen. Ich behalte mir vor, bei Gelegenheit davon zu reden, und will hier nur im Fluge andeuten, daß in einem ganzen Wespenschwarm von Satirikern sich zuerst Ariost auszeichnet, dann, um viele Stufen tiefer, Menzini und Salvator Rosa. Ariost ist, der er ist, und ich würde vergebens nach Worten suchen, um nur den zehnten Theil aller Vorzüge zu schildern, die ihn auch in dieser Dichtungsart den Andern überlegen machen. Die Anmuth der Sprache, der treffende Witz, das leichte, sichere, elegante Sichgehenlassen sind bewunderungswürdig bei ihm; so auch die Kunst im geschmeidigen Wechsel des Tons, sowohl in den Satiren wie im Epos. Er erscheint in ihnen als ein größerer Zauberer, als alle Diejenigen, deren Hexenkunststücke er in seinem Hauptwerk beschreibt. Menzini ist herbe, bitter, heftig, hat aber selten Anmuth, noch seltener jene heitere Urbanität, die der Satire ihre letzte Vollkommenheit verleiht. Die Sprache ist gut, der Vers wohlgeformt, der Reim kühn und ungezwungen, aber der Stil hat etwas Plebejisches, und sehr häufig verirrt sich Menzini's Satire in Gemeinheiten und Cynismen aller Art. Sie ist mehr genäht als gewebt, und vor Allem mangelhaft nach der Seite des Dramatischen. Salvator Rosa's Satiren haben eine gewisse ungebundene, geschwätzige Lustigkeit, man hört darin das schlagfertige, redselige Temperament des Neapolitaners, die Manier eines Menschen, der gewohnt ist, auf der Bühne sein Publikum zu belustigen. Aber ich finde ihn dürftig mitten in seinem gelehrten Luxus. Ein Declamator voller Längen, läßt er sich fallen und rafft sich wieder auf, um sich hundertmal von Neuem fallen zu lassen und sich wieder aufzuraffen; er wirft denselben Gedanken endlos hin und her und dreht ihn nach allen Seiten, wie wenn er einen Brillanten zu schleifen hätte*). Kurz, man empfindet, daß das Dichten nicht seine eigentliche Kunst, sondern ein Nebenschößling seines Talentes ist. Dann sind noch Alamanni, Nelli, Soldani, Adimari und zwanzig Andere,

*) Vergl. z. B. den Anfang der ersten Satire „die Musik“. H.

alles Leute, die man lesen muß, weil es die Literarhistoriker so wollen, um dann mehr oder weniger zu bereuen, daß man sie gelesen hat, wie es mit manchen klassischen Autoren geht. Der Satiriker aber wie der Lustspieldichter, so viel gute oder schlechte Vorbilder er auch in den Schulen und Bibliotheken gefunden haben mag, versteht er anders in Wahrheit sein Geschäft — was man heutzutage seine „Mission" nennt —, so wird er immer ein Kind seiner Zeit sein, nicht allein in Bezug auf seine Themata, sondern auch in Stil und Sprache. Die allgemeingültige Satire, die auf jeden Ort und alle Jahrhunderte paßt, ist ein Traum der Ästhetiker, wie der Stein der Weisen ein Traum der Chemiker war, und ich möchte wissen, auf welches Muster die Herren, die es uns noch immer predigen, sich berufen, da Horaz, Juvenal, Persius und alle Satiriker der Welt an ihre Zeiten sich anklammern, wie der Epheu an die Mauer, und nicht davon losgerissen werden könnten, ohne einen großen Theil ihrer Wurzeln zu verlieren und zerknickt und entblättert zu werden. Die Satire muß nicht dem Maß des Menschen, sondern des Lasters angepaßt werden, je nach den wechselnden Formen, die dasselbe in den verschiedenen Zeiten annimmt. Ich möchte deßhalb einen Band Satiren einem Laden mit fertigen Kleidern vergleichen: der Schneider hat diese Röcke nicht Diesem und Jenem auf den Leib zugeschnitten, sondern nach der gerade herrschenden Mode, und läßt dann die Leute auswählen und je nach den Umständen sagen: dies paßt für mich. Die Satire hat eine kurze Jugend, denn die Zeit stumpft ihr Jahr um Jahr die scharfe Spitze ab; sie kann aber ein langes Leben haben, und wenn sie nicht mehr der Gegenwart den Spiegel vorhält, ein Document der Vergangenheit sein und in gewissem Sinne die Geschichte ergänzen. Wenn sie aus Empfindlichkeit und persönlichem Ärger entsteht, ist sie nur eine meist todtgeborene Schmähschrift; entspringt sie aus der Sehnsucht nach dem Guten und dem Unwillen darüber, dieselbe nicht befriedigen zu können, so ist sie eine der edelsten Offenbarungen des Geistes, eine jüngere Schwester der Lyrik. Diese zollt der Tugend Beifall, jene tadelt ihr Gegentheil; beide entspringen derselben Quelle und streben auf verschiedenen

Wegen nach demselben Ziel. Daher kommt es, daß man nicht selten das lyrische und das satirische Talent vereinigt findet, wie u. A. bei Horaz und Parini. Horaz aber, in seiner Kunst ein großer Meister, war nicht ebenso groß als Charakter, und mit Ausnahme weniger Oden, die er in römischer Begeisterung gedichtet, zeigen alle übrigen ein Naturell, das sich je nach den Umständen biegen und wenden läßt, und haben für mich einen gewissen Höflingsgeruch, als wären sie mit Erlaubniß der Oberen und Unter-Oberen verfaßt. Gewiß verschmähte Horaz nicht, sich zu mischen

In der Clienten Schwarm,
Sich drängend an den Thüren
Der Niedern, die die Mächtigen beherrschen,*)

und durch ihre Protection in die Halle der Großen einzudringen, deren verdrießliche Laune er mit seinen Scherzen erheiterte**). Ja die meisten dieser lyrischen Gedichte sind ohne Wärme, und dies Lachen ohne Zorn, diese Nadelstiche gegen alle kleinen Laster, während er nie die großen organischen Fehler seiner Zeit geißelt, die in Knechtschaft zu versinken begann, vor allem der bittere, grausame und schamlose Hohn gegen die Secte der Stoiker, bei der die hochherzigen Reste der virtus romana ihre erhabene Zuflucht fanden, und aus der damals und später berühmte Männer und Opfer, wie Helvidius Priscus und Thrasea Paetus hervorgingen, das alles hätte mich, wenn die Magie des Stils nicht wäre, das Buch tausendmal auf den Kehricht werfen lassen. Auch absolviren ihn in meinen Augen nicht jene prachtvollen Tiraden über die Tugend, die Weisheit und was weiß ich, die in den Oden, Sermonen und Episteln ihm hin und wieder Verse eingegeben haben, die sprichwörtlich geworden sind. Um zu ermessen, wie ehrlich er es meinte, wenn er von den Tugenden sprach, die der menschlichen Natur zur Ehre gereichen, genügt der Schluß der ersten an Mäcenas gerichteten Epistel, wo es heißt, nach-

*) Parini's Ode „der Fall".
**) Ebendaselbst.

dem er die Weisheit gepriesen hat: „kurz, höher als der Weise steht nur Zeus; er ist reich, frei, geehrt, schön, mit einem Wort der König der Könige, vor Allem auch gesund, außer wenn ihn ein Schnupfen belästigt". Dieser Schluß ist nichts als ein schlechter Witz und macht mir alles Übrige verdächtig. Wenn du liesest, daß sein Ruhm, so lang er lebte, weder ungetrübt noch groß war, gieb nicht, wie Manche gethan, dem Neide die Schuld, sondern schließe daraus, daß es immerhin zu jenen Zeiten viele Ehrenmänner gab, und daß die tausend künstlerischen Reize den witzigen und zierlichen Schmeichler des Augustus und Mäcenas vor der verdienten Geringschätzung nicht zu schützen vermochten. Diejenigen haben wohlgethan, die, wenn sie von Horaz schrieben, den Menschen vom Dichter trennten, diesen sehr hoch stellten und jenen tadelten*)

In den trägen Zeiten einer schlaftrunkenen Knechtsgesinnung ist die Menge nichts, die Wenigen, die reich, oder mächtig, oder verschlagen sind, Alles, und da die Mehrzahl sich nach diesen Wenigen richtet, müssen die Schriftsteller, die ihre Nebenmenschen bessern wollen, jene Wenigen ins Auge fassen. Parini, der Hofmeister junger Adliger war und später zu Diners und in die Salons zugezogen wurde — denn die Leute, die einen guten Koch und ein offenes Haus haben, wollen außer dem Stutzer, dem Lästerer und dem Feinschmecker auch den Literaten und Mann der Wissenschaft zur Decoration ihrer Säle haben — und folglich sich in dem Getreibe patrizischer Thorheiten herumwirbeln lassen mußte, hatte Gelegenheit, alle Lächerlichkeiten jener Kreise aus nächster Nähe zu beobachten und sich mit Grimm und Verachtung vollzusaugen. Der Zorn, der zuerst in wilden Schmähungen ausbricht, wird, je mehr er in hochsinnigen Charakteren anschwillt, um so gediegener, tiefer, strenger, fast möchte ich sagen ruhiger.

---

*) Wir lassen hier den „vormärzlichen" Giusti, der in demokratischen, unhistorischen Anschauungen befangen war, seine höchst einseitige Ansicht vom Charakter des Dichters aussprechen, ohne uns mit einer Widerlegung derselben und einer neuen „Rettung" des Horaz zu befassen. A. d. Übers.

Wie ein tapferer Mann, den heftige Schmerzen foltern, nachdem er sich in bitteren Klagen und verzweifeltem Schreien Luft gemacht hat, durch das Übermaß der Qual zu unerschütterlichem Gleichmuth gebracht wird und oft zuletzt nur bitter lächelt und den Kopf schüttelt: so geht das Gemüth des Dichters im wilden Aufruhr der Empörung beim Anblick so vieler Niederträchtigkeiten rasch vom Ingrimm zur Trostlosigkeit über und erhebt sich aus dieser zu einer stillen Trauer und melancholischen Betrachtung der menschlichen Armseligkeit. In diesem Gemüthszustand, der die Mitte hält zwischen Milde und Schmerz, entsteht häufig jenes Lächeln, das eine Thräne birgt, jene Ironie ohne Bosheit, die das schärfste und glühendste Schwert ist, mit welchem die Vernunft und die beleidigte Menschenehre sich bewehren können. Doch wehe, wenn dies Schwert nicht von der Hand der Liebe geführt wird! Es muß dem fabelhaften Speer des Peleus gleichen, der verwundete und heilte, jedes Böse treffen, ohne das Gute zu verletzen und irgend etwas, was der Menschheit zum Heil und Trost gereichen kann, zu schädigen. . . .

Parini's großes Gedicht Il Giorno ist nicht nur vollkommen frei von diesen Makeln, sondern so reich an Schönheiten, daß mich die Überfülle derselben in Verlegenheit setzt und ich dir, lieber Leser, nicht rathen kann: lies vor Allem dieses oder jenes Stück daraus. Lies es von Anfang bis zu Ende, und du wirst nicht nur auf Schritt und Tritt Wundern der Erfindung und des Stils begegnen, sondern es wird dir vorkommen, als durchwandeltest du eine Galerie von Gemälden aller Gattungen, die lauter Meisterwerke sind. Die feine, schneidende Ironie die das ganze Gedicht durchzieht, die Fülle der Bilder und Gleichnisse, durch welche der Dichter die so schwierige Harmonie der Contraste zu erreichen weiß, jene lehrhafte Miene, jene Lebendigkeit der Anschauung, mit der er die zahllosen Nichtigkeiten und hochtrabenden Eitelkeiten des adligen Lebens bis ins Einzelnste zu schildern weiß, erregen dir ein zorniges und nachdenkliches Lächeln; wenn du das Herz auf dem rechten Flecke hast, muß dich diese Lectüre zugleich bessern und mit Bewunderung erfüllen. In der That treffen die Spitzen eines Epigramms nie schärfer,

als wenn dasselbe mit einem gewissen Ernst vorgetragen wird, und Arlecchin wirkt nie komischer, als wenn er im Ornat des Senators oder im Königsmantel auftritt. Verlangst du dann erhabene und ganz neue Poesie, so findest du auch solche dazwischen, und unter den tausend Stellen, die ich anführen könnte, wähle ich zur Probe, und um mich alles weiteren Lobes zu überheben, eine aus, in welcher der Sonnenuntergang beschrieben ist, nicht mit den üblichen Rossen, die ins Meer tauchen, sondern nach der Galileischen Weltanschauung, denen zur Beherzigung, die behaupten, die Wirklichkeit eigne sich weit weniger für die Poesie, als die Fabelwelt. Auch das war eine glückliche Neuerung, die man dem Dichter zum Verdienst anrechnen muß. Er ließ damit die Poesie einen Fortschritt machen, oder räumte doch ein Vorurtheil aus den Schulen hinweg.

Allein der Tag der wilden Thier' und Vögel
Und schuppigen Fische und der Pflanzen und
Der Menschenwelt neigt sich dem Ende zu.
Schon unterm Blick des ungeheuren Lichts
Flieht Eine Welt; und seinen Strahl zu trinken
Beeilt sich Cuba, Mexiko und dort
Das perlenreiche fernste Californien.
Und von den größern Hügeln und erhabnen
Felsgipfeln schickt den letzten Gruß die Sonne
Dem fliehenden Italien, von dem Wunsch
Beseelt, so scheint's, dich einmal noch zu sehn.
O Herr, eh' Alpen, Apennin und Meer
Dich ihrem Blick verbergen.

Hier stürzt kein leuchtender Wagen ins Meer, eine ganze Welt bewegt sich, und mit dem Zuwachs an Bewegung und Leben steigert sich auch die Poesie.

Mehr aber noch, als durch den bitteren und schneidenden Hohn gegen die damaligen Unsitten, die Brandmarkung des Müßiggangs, der Verlogenheit und Schändlichkeit des Cölibats und der Galanterie gegen die Frauen, erhob sich Parini in

dieser großen Satire über seine Zeit durch den Kampf, den er durch Wort und Beispiel gegen die Seuche führte, die von draußen sich bei uns einzuschleichen begann und Sitten, Sprache, Literatur und Philosophie ansteckte. Heutzutage wäre es nichts, damals war es viel, einem Voltaire, der noch lebte und Einigen als Heiliger Vater, den Anderen als Antichrist galt, zuzurufen:

> O Frankreichs vielgestalt'ger Proteus du,
> Voltaire, zu viel getadelt und mit Unrecht
> Zu viel gelobt, der du mit neuen Künsten
> In deinen Schriften bietest ew'ge Kost
> Einfachen Gaumen und der Meister bist
> All' Derer, die zur Schau ihr Wissen stellen;*)

und es war viel, bei der damaligen Vorliebe für alles Französische, Ninon de l'Enclos zu nennen

> Aspasia die Zweite,
> Die neue Thais leichter schöner Geister
> Des gallischen Athens;**)

und bei der Lockerheit der Sitten, die damals herrschte, La Fontaine vorzuwerfen, er habe seine Verse mit Obscönitäten befleckt;***) und dreist herauszusagen, daß der große Haufe der damaligen Afterphilosophen je nach Bequemlichkeit glaube und nicht glaube, wie in jener Stelle, die ich ganz hersetzen will, und die höchst merkwürdig erscheint, wenn man bedenkt, daß damals für Diejenigen, die sich in gar nichts vom großen Haufen unterschieden, schon der Glaube an einen Gott für Schwachsinnigkeit gehalten wurde.

> Hier (nämlich bei Tische) glänzest du bei den
> modernen Weisen,
> Den Zaum verspottend, der der gläub'gen Vorzeit

---

*) Der Morgen, V. 598—603.

**) Ebend. V. 611—613.

***) Ebend. V. 615—618.

Allein vermögend schien, die tollen Triebe
Der Menschen zu bezwingen, zwischen ihnen
Ein festes Band zu knüpfen, ihre Hoffnung
Über die Grenze der Natur beflügelnd.
Wer wird Geist oder Herz des hohen Herrn
Zu zügeln wagen? Fürchte doch das Volk —

(Man erinnere sich, daß dies ironisch gesprochen ist, daß unter diesem „Volk" nicht das wahre Volk, sondern das verstanden ist, was die Patrizier dieses Schlages so zu nennen pflegen, nämlich der gesunde Theil desselben.)

Fürchte doch das Volk,
Was jenseits der Natur; der kluge Schwächling
Achte das Volk, und wem das Volk den Namen
Des Weisen giebt, der träume einsam die
Verhüllte Wahrheit, bete knieend an
Den heil'gen Nebel, der ihn rings umhüllt.
Allein mein Junker breite adlergleich
Die Schwingen den modernen Weisen nach,
Und daß sein Flug noch hochgemuther sei,
Flieg' er auch ohne Schwingen und beschwere
Den Rücken nicht mit Federn.

Der Pfeil zielt auf Die, die ohne Geist und Studium gedankenlos in den Tag hinein philosophiren. Nun aber kommt die bitterste Pointe, die den Dichter in seiner ganzen Hoheit zeigt, und die ganze Frivolität der illustren Schöngeisterchen jener Tage (eine Race, die noch nicht erloschen ist), welche Zügellosigkeit wollten, nicht Gleichheit.

Doch hüt dich, Herr, hüt dich um Gotteswillen
Vor jenem Todesgift, das aus berühmten
Büchern hervordampft und, sich heimlich dann
Einschleichend durch die Augen in die Seele,
Zum Herzen vordringt und mit Schmeicheltrug
Und schlauer Täuschung zu zerstören sucht

Den edelsinnigen Stolz auf deine Herkunft,
Der dich vom Pöbel trennt. Sie sagen dir,
Daß jeder Sterbliche dem andern gleich,
Daß minder nicht als du dem Himmel theuer
Und der Natur auch Der, der deine Rosse
Lenkt, oder Der, der deine Felder pflügt,
Und daß dein Mitleid, deine Achtung auch
Sich bis zu Diesen hab' herabzulassen.
Wahnträume kranken Hirnes! Kehr dich nicht
An solchen Rath und lern aus jenen Büchern
Nur, was die süße Wollust mag entfesseln,
Frei machen die Begierden und zur Nahrung
Hochsinniger Freiheit dienen. Das allein
Bring mit zu Tisch, und nur mit diesem suche
Beifall und Ehre.

Und nun vergleicht er ihn mit den Bienen, die aus den Blumen und duftigen Kräutern das Beste saugen, und geißelt den eitlen, mit Dünkel und Anmaßung erfüllten Kopf, der aus den Büchern nur das behält, was ihm angenehm ist, und das Gute, das ihm nicht paßt, liegen läßt. Ich setze das Gleichniß her, das an Anmuth und Leichtigkeit der Verse mit homerischen und virgilischen den Vergleich aushält:

So auch schweift der Bienen
Betriebsam fleißig Völkchen mit Gesumm
Von Au' zu Au', von Blumenkelch zu Blüte
Und speichert, die verschiednen Säfte sammelnd,
Den Vorrath in den Waben auf. Dann füllen
Sich eines Tags damit die goldnen Schüsseln
Auf dem Altar der Götter, und ringsum
Durchwürzt die Luft die üppige Süßigkeit.*)

Parini, der mitten im heftigsten Kampf zweier Generationen lebte, von denen die eine durchaus liegen bleiben, die andere

*) Der Mittag, V. 964—1020.

sich um jeden Preis erheben wollte, ließ sich nicht von den Irrthümern und noch weniger von den Maßlosigkeiten der einen oder der anderen Partei beeinflussen, sondern behielt vom Alten das Gute bei, ohne sklavische Pietät, und nahm von dem Neuen die Freiheit an, ohne die Zügellosigkeit. So entstand ihm unter der Hand die sittlichste und erhabenste Satire der ganzen italienischen Literatur, in welcher er, während anscheinend nur jene verderbte Adelsklasse gegeißelt wird, alle Verkehrtheiten, Thorheiten und Lügen des ganzen 18. Jahrhunderts an den Pranger stellt. Wie merkwürdig auch, daß ein armer Priester, der vom Lande von einfachen Eltern stammt und nach Mailand gebracht wird, um sich dort mühsam sein Brod zu verdienen, dort freimüthig mit einem unvergänglichen Brandmaal die Leute vom reinsten blauen Blute zeichnet und, statt deßhalb verfolgt zu werden, Lob und Gunst gewinnt, doch wohl den Beweis liefert, daß das Gefühl der Freiheit unter uns nicht allein zu keimen begonnen, sondern schon feste und tiefe Wurzeln geschlagen hatte.

Gegen den Vorwurf, Parini habe eine bestimmte Person in seinem Gedichte gezeichnet, glaube ich ihn nicht ausdrücklich vertheidigen zu müssen. . . . Der wahre Dichter weiß, daß, wenn er seinen Angriff gegen diesen oder jenen bestimmten Menschen richtete, statt gegen ein bestimmtes Laster im Allgemeinen, er den Kreis seiner Kunst einengen und sich selbst schädigen würde. Auch würde es nicht der Mühe lohnen, nur vier Zeilen daran zu wenden, nur um sich für solche Armseligkeiten zu rächen, wie neunundneunzigmal von hundert diejenigen sind, die unsere geringe Person betreffen.*) Ich glaube freilich auch, daß Manche es darauf anlegen, geflissentlich dergleichen Hiebe auf sich zu beziehen, da es Niemand gefällt, ganz unbeachtet zu leben, und Mancher, nur um ein wenig von sich reden zu machen, sich den unrühmlichsten Ruhm gefallen läßt. Aber weiter!

Man hat gesagt, wenn die Satire gereimt wäre, würde

*) Man nannte in Mailand einen berühmten Modegecken jener Tage, der dann, um sich zu rächen, gegen den Dichter intriguirt habe. G.

sie noch glänzender wirken. Ich bin nicht dieser Meinung, theils aus den oben angeführten Gründen, dem neuen und originellen Contrast des feierlichen Verses mit den darin behandelten Dingen, theils weil ich glaube, daß der Reim Parini nicht so willig gedient hätte wie das freiere Metrum. Um in Gedichten humoristischen und familiären Stils den Reim richtig zu behandeln, muß man die Sprache von den Kinderfrauen haben; die bloßen Vocabeln reichen da nicht aus. Eine Schrift in Gala kann Jeder mehr oder weniger zu Stande bringen, denn hiefür genügt die gelehrte Schriftsprache, die in den Büchern vorräthig ist, wie in Apothekerbüchsen; aber eine Schrift, die, wie die Maler sagen, flott hingeschleudert ist, eine Schrift, in der die gesammte Sprache auf gut Glück aus der Feder quillt, zeigt den Verfasser, wie Gott ihn geschaffen hat, und verräth, ob er Anmuth und Fülle besitzt oder nicht und sich auf diesem Felde sicher bewegen kann, auf dem, gerade weil es so breit und weit ist, man ohne daß es sich rächt keinen einzigen falschen Schritt thun darf. Nimm alle Dialektschriftsteller unseres Landes von einem Ende zum andern — und wir haben viele und von großem Verdienst — sieh, wie sie in ihrer angeborenen Mundart scherzen, und laß sie dann in der erlernten Schriftsprache ihre Späße machen, und du wirst sofort den Unterschied erkennen. Parini selbst gab eine Probe davon in der Canzone an den Barbier und dem Dialog vom Adel. Beide Arbeiten sind sicherlich nicht mit jenen tausend unbedeutenden Sachen, die von ihm gedruckt wurden, in einen Topf zu werfen. Aber ein Ohr, das für den wahren Reiz der Sprache empfänglich ist, vermißt eine gewisse Ursprünglichkeit, eine gewisse Grazie, eine gewisse nicht ganz kunstlose Nachlässigkeit, die nur Denen gegeben ist, die die Sprache sprechen, so wie ihnen zuerst die Zunge gelös't wurde. Ich will damit nicht einen Streit wieder aufrühren, den ich mit tausend andern, die uns nicht wenig geschadet haben, begraben wissen möchte, sondern weil mir, je weiter ich komme, dies das einzig Wahre scheint, und damit die Toscaner, gerade weil sie eine volksthümliche Sprache haben, die, so Gott will, die allgemeine werden wird, es sich zur Pflicht machen, sie nicht zu mißhandeln

oder zu verunreinigen, sondern Dem, der nach ihr verlangt, sie zu überliefern, bereichert und erfrischt durch die tausend Wendungen, die unser Volk im Munde führt und die unsere Schriftsteller sich scheuen in die Hand zu nehmen.*) Daß zuviel Mythologie darin ist, muß ich leider einräumen, indem ich der Zeiten gedenke, in denen das Gedicht entstand. Dem Dichter daraus einen Vorwurf zu machen, hieße so viel, als ihn verspotten, weil er sich die Haare puderte. Eher kann man ihm vorrücken, daß die Ironie zu weit getrieben und zuweilen gesucht erscheine, wie z. B. in folgendem Passus:

Endlich naht ihr einander, du von dir,
Sie sich vom Hund losreißend. Da ergießt sie
So viel im Blick auf dich von regem Mitleid,
Als das geliebte Thier ihr übrig ließ,
Und du bestrahlst sie mit dem Freudenschimmer,
Den dir entfacht dein eigen Angesicht.

(„Abend" V. 74—79.)

Zuweilen läßt er zum Nachtheil der Wirkung die Maske fallen, wie z. B.:

Auch fehlt's euch nicht an einem Häuflein Thiere,
Sei's nun, der aufrecht wandelt wie ein Mensch,
Ein Bär, sei es ein Kater, ein verschmitztes
Äffchen, *ein frommes Eselchen, in dem*
Sich Spieler gern und Spielerinnen spiegeln.

Zuweilen trifft er daneben, wie in der oben angeführten Stelle:

. . . lerne du von ihnen,
Nur was entfesseln mag die süße Wollust,
Frei machen die Begierden und zur Nahrung
Hochsinniger Freiheit dienen.

---

*) Als man noch schrieb, wie man sprechen hörte, bis auf ein wenig Feile, die der Schriftsteller immer anwenden wird, entstanden klassische Schriftwerke (testi di lingua) selbst in den Händen von Krämern. Seit man schreibt, wie man geschrieben findet, erlebt man nur noch Copieen von Copieen. G.

Statt Freiheit hätte hier Frechheit oder etwas Ähnliches stehen müssen, wenn die Ironie treffend sein sollte. Aber das sind Kleinigkeiten, die selbst der gehässigste Neid und die eifrigste Verkleinerungssucht der Mittelmäßigkeit dem Genie nicht zum Verbrechen anrechnen könnten.

Wenn Jemand sagt, das Gedicht sei zu lang, so könnte man ihm antworten, Länge und Kürze sei in keinem ästhetischen Gesetzbuche vorgeschrieben, und ein gutes Buch sei nie zu lang, wie ein schlechtes nie kurz genug sein könne. Man hat ferner gesagt, nach dem Mittag ergötze das Gedicht zwar noch, sei aber nichts Neues mehr; man wisse so ziemlich voraus, was kommen müsse und wie es gesagt werden werde, und die Fortführung bis ans Ende sei mehr ein Kraftstück des Geistes, als eine Nothwendigkeit, ohne die das Gedicht nicht bestehen könne. Mag es doch wahr sein, daß die beiden letzten Theile, was die Behandlung betrifft, nicht so neu sind wie der Morgen und der Mittag, und daß die Ironie auf die Länge nicht so überraschend wirkt, wie zu Anfang. Aber abgesehen davon, daß die Dinge, die im Abend und in der Nacht beschrieben werden, immer wahr und plastisch sind, so bleiben die Verse, der Stil und vielleicht auch die Inscenirung, wenn sie auch die ersten beiden Theile nicht übertreffen, sicherlich nicht hinter ihnen zurück; ja das Gedicht scheint mir an Flüssigkeit und Sicherheit in seinem Fortgang erstaunlich zu gewinnen. Die oben angeführte Schilderung des Sonnenunterganges, die der Nacht, des Corso und der Conversation sind lebendig, voll Frische und mit Meisterhand hingeworfen.

Offenbar hat Parini es ursprünglich nicht auf mehr als drei Theile angelegt*) und sich zu einem vierten bewegen lassen durch den Rath von Leuten, die es nicht begreifen konnten, wie der Dichter, da der Tag nach dem Sonnen-

---

*) Vgl. die wenigen Worte „An die Mode", die der Ausgabe des Morgens vorangehen: „Wenn dir's gefällt, mit heitrem Auge diesen Morgen zu betrachten, wird ihm vielleicht der Mittag und der Abend folgen". Von der Nacht kein Wort, wie derselben auch in den Anfangsversen nicht erwähnt wird:

lauf aus vier Theilen bestand, sich mit der Schilderung von dreien begnügen könne. Das ist nichts Neues. Es giebt gewisse mehr symmetrische als harmonische Köpfe, die, weil du den Frühling besungen hast, es durchaus unumgänglich finden, daß du dich auch mit Sommer, Herbst und Winter befassen müssest. Hüte dich vor solchen unberufenen Rathgebern. Ist dein Werk vollendet, so frage, wen du willst, um seine Meinung; so lange du aber daran arbeitest, laß dir von keiner lebenden Seele rathen und verkehre mit der Kunst hinter verschlossenen Thüren, wie du mit der Dame deines Herzens thun würdest; denn ohne Einsamkeit und Keuschheit kann ich mir weder Liebe noch Kunst denken. Parini freilich hatte es nicht zu beklagen, daß er „der zudringlichen Schaar, die ihn bestürmte, den Tag zu vollenden" (in der Ode „der Fall"), nicht hatte widerstehen können. Aber nicht Alle sind Parini's. . . . . .

Dem Abend und der Nacht, wie der Dichter sie im Geiste trug, fehlt die letzte Hand; wer sie aber mit noch so kritischem Auge lies't, dem scheint sie nicht zu fehlen. Doch wer wird sich vermessen, die Flugkraft dieses Genius zu bestimmen und zu sagen: darüber hinaus hättest du's nicht bringen können!? Welcher Vollkommenheit ein Werk von neuer Art und Kunst fähig ist, fühlt nur der Erfinder, denn indem er die Gattung schafft, schafft er auch ihr Maß und ihre Gesetze. Daher bleibt oft der Künstler mitten unter dem allgemeinen Beifall unzufrieden mit sich selbst, was den kleinen Geistern eine Ungeheuerlichkeit oder Affectation scheint, weil die Unbedeutenden die genügsamste Race unter der Sonne sind oder wenigstens sein sollten. Parini dagegen, der sich nicht genugthat, weil er seinen Reichthum und seine Macht fühlte, feilte und feilte mit edler Unermüdlichkeit, wie jeder große Künstler, der, so sehr er sich auf seinem Wege den

---

Was am Morgen,
Was nach dem Mittag, was am Abend dir
Zu thun obliegen möchte, wirst du lernen.

Wenn er anders mit dem Wort sera (Abend) nicht il Vespro und la Notte hat umfassen wollen. G.

Anderen überlegen fühlt, doch immer glaubt, hinter den Forderungen seiner Kunst zurückzubleiben. . . . . .

Alfieri, als er das Feilen „eine rauhe Arbeit" nannte, „die die Seele zerfeilt" (sega, wörtlich „zersägt"), wurde sich selbst nicht völlig gerecht oder täuschte sich wegen der harten Kämpfe, die er zu bestehen hatte, da er eine erst spät erlernte Sprache handhabte; so zähe haften in uns die Mängel der Jugenderziehung! Horaz, ein feinerer und schärferer Beobachter als er, spricht von dem limae labor et mora, was in Pacchiani's gewandter Übersetzung la faticosa ritardante lima (die mühevolle zeitraubende Feile) lautet. . . . . .

Der wahre Künstler, wenn er der Leinwand, dem Marmor, dem Papier die Bilder seiner Phantasie, die Gedanken seines Geistes und die Leidenschaften seines Herzens anvertraut, hat kein anderes Streben, als mit sichtbaren Zeichen seine innerste Schöpfung zu erreichen, die tief und unnahbar ist, die er in sich fühlt und inbrünstig verehrt. Je öfter er zu seinem Werk zurückkehrt, je mehr ergießt er sich selbst in sein Werk, je mehr nähert er sich der Idealgestalt, die ihm vor der Seele steht. In dieser Annäherung findet er sich selbst, sie ist sein Lohn, sein Leben, ein Gefühl von höchster Wonne, unaussprechlich, ja übermenschlich . . . . . . Ich rede gern von diesen Dingen, da ich, wenn ich von der Kunst rede, Parini lobe. . . . . .

Nachdem wir von den Schriften gesprochen haben, wollen wir noch zwei Worte von seiner Person und seinem Charakter sagen. Das Richtigste wäre, sein Bildniß als Titelkupfer dem Buch voranzustellen und kein Porträt in Worten zu versuchen. Denn wenn ich sage, daß er groß und mager war, eine offene Stirn, große, schwarze, weit von einander abstehende Augen hatte, eine Adlernase, einen gut geschnittenen Mund, eine bräunliche Gesichtsfarbe und so weiter, so werden zehn Leser, die mit dem Stift in der Hand ein Bild entwerfen, zehn Köpfe zeichnen, die alle himmelweit von einander verschieden sind. Eine Krankheit der Muskeln oder Nerven hatte ihm so sehr die Beine geschwächt und abgemagert, daß er nur langsam und behutsam gehen konnte; in späterer Zeit kam in Folge allzu

angestrengten Fleißes eine Augenschwäche hinzu, die ihn in langen Pausen völlig auf seine Arbeiten zu verzichten zwang.

Wer ihn kannte, sagt, er sei feurig und heftig gewesen, habe sich aber in der Gewalt gehabt; sein Zürnen sei bald verraucht und habe keinen Haß erzeugt, seine Liebe sei lang und unerschütterlich gewesen. Gegen die hochmüthigen Mächtigen habe er sich stolz gezeigt, sanft gegen die Gleichstehenden, leutselig gegen Untergebene. Sein Witz sei nicht boshaft, sein Scherz nie schlüpfrig gewesen, und er habe gern geplaudert, ohne daüber seine Arbeit zu versäumen. Fest in seinen Beschlüssen, ließ er sich nur durch Vernunftgründe umstimmen, verachtete höchlich die Prahler, Schwindler, Charlatane jeder Art, hörte sich gern von den Guten loben, während er sich um den Beifall des Volks nicht kümmerte, scherzte gern mit Kindern und lebhaften, heiteren, hoffnungsvollen jungen Leuten, was Greisen so wohl ansteht, wie jungen Leuten, wenn sie Greise lieben. Er war sparsam mit seinem Lobe und darum aufrichtig, wenn er lobte*); er tadelte ohne Feindseligkeit. Er kritisirte und spornte Alfieri mit männlichem Freimuth an**), bewunderte Monti's kühnen Flug***), verachtete Casti als Verfasser eleganter Schlüpfrigkeiten und, wie mir scheint, auch aus gerechtem Unmuth darüber, daß Jener ihm vorgezogen wurde; vielleicht hätte er besser von ihm gedacht, wenn er „die sprechenden Thiere“ gelesen hätte, die er nicht mehr erlebte. Aus einem literarischen Zank, in den er gerathen war†), zog er sich rasch wieder heraus und machte sich's immer zum Vorwurf, sich

*) Als er für die Patriotische Gesellschaft eine Lobrede auf Maria Theresia verfassen sollte, hatte er so heftige innere Kämpfe zu bestehen, daß er erkrankte und endlich erklärte, er habe in dieser Regentin außer einer gewissen Herzensgüte und Freigebigkeit, welches die geringsten und wohlfeilsten Fürstentugenden seien, nichts gefunden, was Stoff zu einem Panegyricus liefern könnte.

**) Tanta già etc. (S. das Gedicht in unserer Übersetzung.)

***) Er pflegte zu sagen: dieser Monti droht immer zu fallen mit der jähen Erhabenheit seines Fluges und fällt niemals.

†) Vgl. die Gedichte im Mailänder Dialekt. G.

überhaupt darauf eingelassen zu haben, um so mehr, da sein eigener Lehrer betheiligt war, — was ich absichtlich erwähne, weil damals und späterhin die Gelehrten beständig es im Brauch hatten, einander Grobheiten zu sagen. Er hatte heimliche und öffentliche Nacheiferer, denen er nichts nachfragte, und sehr warme Freunde, mit denen er lange in einem wohlthuenden Austausch von Gefühlen, Rathschlägen und Liebesdiensten lebte. Unter diesen war ihm vor Allen theuer Gian Carlo Passeroni, ein sehr wackerer Mann und Poet, der, obwohl selbst sehr arm, als einmal Diebe Parini's Haus ausgeraubt hatten, ihm mit dem Wenigen, was er besaß, zu Hülfe kam mit dem Herzen eines Millionärs.

Die Tadellosen, eine sehr tadelnswürdige Menschensorte, tadeln an Parini, daß er einen zu starken Hang zur Liebe gehabt habe; und freilich, die Ode an die schöne Schenkerin der Alfieri'schen Tragödien, jene an die „berühmte Nice", „die Gefahr" und das Sonett „Ich, der ich einst" lassen die Anklage berechtigt erscheinen, um so mehr, da er ja Priester war und in jenen im Alter gedichteten Versen das Feuer, die Gewalt und Furchtbarkeit einer mehr als jugendlichen Leidenschaft athmet. Ich will ihn nicht mit dem Beispiel Bembo's und Casa's und einiger anderer verliebter Prälaten entschuldigen, denn wir haben Mehrere der Art auf unserm Parnaß; noch will ich sagen, daß Verse gleichsam mit Naturnothwendigkeit die Verliebtheit nach sich ziehen; noch auch will ich daran erinnern, daß zur Zeit unserer Großväter die Galanterie eine Sache war, die sich von selbst verstand, und daß damals von Abbés, die den Damen den Hof machten, hinter jeder Thüre einer stand. Statt all dieser dürftigen mildernden Umstände will ich nur darauf hinweisen, daß bei Parini die Liebe immer gemäßigt wurde durch den Respect, den er der geliebten Person und sich selbst schuldig war; und wenn sein Herz ihn antreiben wollte, die Frauen wiederzusehen, die ihm so heftige Stürme erregt hatten, mußte er sich zu besinnen und zu fliehen:

> Doch auf geschwindem Wagen
> Ward ich, der Widerstrebende,
> In fernes Land getragen.

Zur rechten Zeit entriß mich noch
Mein Schutzgeist der Gefahr;

So daß ich nicht in Banden
Der jugendlichen Leidenschaft
Vom jungen Volk umstanden,
Ein mitleidswürd'ger Greisenkopf,
Zum Schauspiel werden muß.

Denen aber, die über seinen Hang zur Schönheit Glossen machten, einen Hang, der allen Geistern angeboren ist, die Schönes zu empfinden und zu schaffen vermögen, antwortete er mit stolzem Freimuth:

Es sprach zu mir mein Genius
Bei der Geburt: Begierde
Nach Golde lockt dich nimmerdar,
Noch auch die eitle Zierde
Der Titel, noch der tückische
Ehrgeiz nach Macht und hohem Rang im Staat.
Doch was Natur an Gaben hat,
Ein zart Gemüth zu schmücken,
Und holder Schönheit Liebesblick
Wird dir das Herz entzücken,
Dich, der nicht lang zu schweifen liebt
Auf zweifelhafter Hoffnung rauhem Pfad.

Und in der Ode an Silvia, wo er sie tadelt, daß sie die brutale und unzüchtige Mode mitmache, sich zu kleiden, wie damals in Frankreich die zur Guillotine Verurtheilten gekleidet waren, bricht er in folgende, sehr charakteristische Worte aus: „Laß, meine Silvia, diese schreckliche Sitte den andern Schönen, die stumpf sind an Geist und Herzen; auch eine sanfte Jungfrau kann verwildern durch eine entfernte Veranlassung, die insgeheim ihr schadet. Weißt du, was aus den trefflichen Frauen wurde, durch welche Rom zu solcher Größe gedieh? Da sie zu ihrem Unheil der Nadel, der Spindel und der süßen Sorgen und züchtigen Gewohnheiten ihres Hauses überdrüssig wurden

und mit unvorsichtiger Kühnheit sich versammelten, um die Springer und Komödianten zu bewundern, begannen sie zuerst sich an die Verbrechen, die Gräuel und Schrecknisse der griechischen Fabeln zu gewöhnen, und nachdem ihr Wesen so verderbt und ihr Herz verhärtet worden, genügte ihnen der erdichtete Schmerz nicht mehr, und sie drängten sich mit zügelloser Begierde nach dem Schauspiel des wahren Schmerzes.

Wo wilde Thiere Lybiens,
Gereizt zu eklem Kampfe,
Erfüllten der Arena Rund
Mit Blut, Geheul, Gestampfe,

Da konnten, gleich der Pöbelschaar,
Vornehme Frau'n sich weiden
Im Wollustkitzel schauerlich
An armer Opfer Leiden.

Bacchantisch lüstern sogen sie
Das Graun in vollen Zügen,
Und Todesnoth von Menschen nur
Schuf ihnen noch Vergnügen.

Und von des Circus Stufenkranz
Mit Händewink und Tönen,
Schier männlich schon, beklatschten sie
Der Kämpfer Todesstöhnen.

Und ihre Lust war's, anzuschaun
Glieder vom Rumpf gerissen,
Und Zuckungen der Sterbenden,
Kunstvollen Tods beflissen.

„Silvia, verhülle dein Gesicht und vernimm, wie weit sie über alle Grenzen der Zügellosigkeit hinausgingen. Der Gladiator, der an Anblick und Betragen furchtbar war, wurde von ihnen als heimlicher Liebhaber erwählt; dann gewöhnten sie sich daran, geheime Gifte zu bereiten; endlich scheuten die Mütter sich nicht, umsonst empfangen zu haben; so erzeugte

eine Anfangs leichte Verirrung nach und nach den Verfall des lateinischen Ruhmes und Namens. Silvia, leg ab dies fluchwürdige Kleid; denk an den Anfang der antiken Zuchtlosigkeit und bewahre dir deine Menschlichkeit und Züchtigkeit!" *) Was könnten wir Treffenderes sagen zu einigen unserer Schönen, die für die schlechten Romane und schmutzigen Dramen unsrer Nachbarn jenseits der Alpen schwärmen? Ein Dichter aber, der so zu Denen redet, deren Schönheit ihm gefährlich geworden, ist kein gewöhnlicher oder tadelnswürdiger Liebhaber.

Wie er arm geboren wurde, so blieb er auch arm, und seine „so sehr gelobten Verse" (in der Ode „Der Fall") trugen ihm nicht so viel ein, daß er sich hin und wieder eines bescheidenen Miethwagens bedienen konnte, alt und gebrechlich wie er war. Nur weil er geschrieben, und mehr als das, sich selbst gelobt hatte:

Mich, der an harter Reichen Thür
Nie betteln ist gegangen,
Nackt wird mich, aber frei dereinst
Das Schattenreich empfangen.
Nie wird mit niedern Künsten,
Die hoch im Preise stehn,
Nach Ehr- und Goldgewinnsten
Die Welt mich geizen sehn.
(„Das Landleben.")

Er hatte sein stolzes Gemüth nie so weit zu zähmen gewußt, um sich vor den Großen zu demüthigen, oder vor den Kleinen, die die Großen beherrschten; noch hörte man ihn jemals über sein eignes Elend unwürdig jammern; noch sah man ihn Denen, die das Land vergewaltigten, mit seinem Genie zu Hülfe kommen, noch die Muse zu dem Handwerk einer schnöden Komödiantin herabwürdigen, die aller Scham ins Gesicht schlägt und mit scurrilen Späßen

Die niedern Geister unterm Prunk verborgen**)

*) An Silvia, über die Tracht à la Victime oder à la Guillotine.

**) Anspielung auf Casti, der damals kaiserlicher Hofpoet war. G.

zu kitzeln sucht. Er verschmähte es freilich nicht, Diejenigen um Hülfe anzugehn, die verpflichtet waren, sie ihm zu gewähren, sich stützend auf den Ruhm, den er für sein Land gewonnen, gebeugt unter der Last der Jahre und von der Noth gezwungen; aber

Er bittet wenig und zur rechten Zeit,
Mit freier Stirn, auf der die Seele glänzt.
(„Der Fall.“)

Und wenn Mancher, der ihn vielleicht im Herzen bewunderte, fortfuhr, ihm kaltsinnig oder gleichgültig den Rücken zuzudrehen, wußte er sich hinter seinem Gleichmuth zu verschanzen und sich glücklich zu preisen, daß er ein reines Gewissen hatte. . . . . .

In den Häusern, wo er Hofmeister war, betrug er sich mit Würde und behandelte die ihm anvertrauten Jünglinge mit väterlicher Liebe und gewissenhafter Sorgfalt. . . .

Welche Methode er bei der Erziehung befolgte, sehen wir aus den Versen an seinen geliebtesten Zögling, Febo d'Adda:

Nun blüht die Rose wieder,
Die noch so eben welkte —*)

die uns zeigen, daß er keiner von den Schulmeistern war, die sich über die Lebhaftigkeit, Unruhe, die Neigung zu allerlei Possen bei den Knaben ärgern, da doch Bewegung und Abspringen von einer Sache zur andern einem in der Entwicklung begriffenen Geist und Körper nothwendig sind; vielmehr sprach er es aus, da er jene zarte Pflanze wieder neu aufblühen sah:

Und neue Kraft bewegt
Den zarten Fuß geschwinde.
Sieh, wie Natur ihn trägt,
Wetteifernd mit dem Winde,
In muntern Knabenspielen
Sich froh gestärkt zu fühlen.**)

---

*) In der Ode „die Erziehung“.

**) Daß er den Werth körperlicher Spiele erkannte, schon vor

Dann wendet er sich an den Knaben selbst und fährt fort: „O, Pflanze aus gutem Samen, deren Wachsthum meine Mühen und Hoffnungen krönen wird, ich habe nicht weniger deinen Geist als deine Glieder zu kräftigen gesucht und dich zur Poesie erzogen, welche Tugend einflößt. Dazu geboren, dem Vaterland Ehre zu machen, erinnere ich dich, daß ein starker Geist mit kräftigen Gliedern gepaart Alles vermag, und daß Schönheit, Kraft, Gewandtheit in körperlichen Übungen nichts wären, wenn du nicht lerntest den richtigen Gebrauch davon zu machen. Vom Geist, mein Sohn, vom Geist allein stammen alle preiswürdigen Thaten; denn wenn der Geist schwach ist, kann das adlige Blut ihn nicht erheben. Laß, Liebster, Andere eine hohe Geburt und stolze Glücksgüter hochschätzen, die auch Niedriggesinnten zum Schmuck dienen; wer nach Ruhm dürstet, der soll sich nur an der Tugend sättigen. Verehre Gott, der aus der Höhe dich sieht, aber errichte ihm den ersten Altar in deinem Herzen und begnüge dich nicht damit, ihm öffentlich Ehrfurcht zu bezeigen. Laß Gerechtigkeit in deiner Brust wohnen, und deine Hände seien dem Dürftigen wie jener wundersame Baum, der von milden Salben trieft. Laß Vernunft deine heftigen Gemüthsbewegungen beherrschen, und du wirst die wohlthätigsten Wirkungen erleben. Verbirg nicht unter einem heuchlerischen Schleier die schönen Gaben der Natur, sondern laß dein Gesicht den Spiegel deines Innern sein. Kühnheit und Muth sollen in dir nicht das Mitleid und den sanften Sinn ersticken, der dich zur Liebe geneigt macht; vielmehr mache dieser Sinn dich zum Fürsprecher des Bettlers, mache dich zum treuen Liebhaber, zum unwandelbaren Freunde." Der Schluß der Ode läßt erkennen, daß der Jüngling diesen heiligen Lehren dankbar lauschte, und daß seine Eltern dem Dichter Beifall spendeten, der sie aussprach unter der Gestalt des Chiron, der den jungen Achill unterweis't.

---

80 Jahren, wo Spiele überhaupt in den geistlichen Schulen verpönt waren, ist ein so großes Verdienst, daß man Parini's Büste im Treppenhause aller Kinderschulen anbringen sollte. G.

So der Centaur. Zum Lohne
Küßt' ihn der Knab' und wand
Ums Haupt des Lorbeers Krone,
Und Thetis hört's am Strand,
Klatscht Beifall aus den Fluten
Dem Götterthier, dem guten.

In seinem öffentlichen Lehramt war er nie kleinlich, liebevoll bemüht, eine auserlesene Schaar junger Leute zu erziehen, die durch ihn zu den wahren Quellen des Schönen hingeführt, dem Vaterlande durch ihre geistigen Gaben Ehre machen möchten.

Sehn werd' ich, sehen, wie vom Naß der Quellen,
Die voll unreiner Gluten
Mit schweflig trüben Fluten
Hoch vom Gebirg Italien überschwellen,
Die Jugend sich empört
Die Lippen trocknet und zu jenen Flüssen,
Den reinen, die Natur einst wollt' ergießen
Durch Hellas, wiederkehrt,
Den edlen, die das thörichte Jahrhundert
Nicht mehr genießt und dennoch laut bewundert.
(Aus der Ode „die Dankbarkeit".)

Und er erreichte es; denn seit damals hob sich der Ruhm der Lombardei in Betreff der Wissenschaften, und auch die Männer, die ihr heute zur Zierde gereichen, sind, wenn man näher zusieht, Leuchten, die an jenem Licht sich entzündet haben. Er lehrte, daß die Künste der Einbildungskraft immer Hand in Hand gehen, gemeinsame Grundprincipien haben, alle nur das eine Ziel verfolgen sollten, die Keime echter Sittlichkeit und lebendiger Thätigkeit in uns zu wecken und zu entfalten, und daß die höchsten Meister der Poesie und Beredsamkeit außerordentlich dazu beitragen, alle anderen Künstler zum Schönen, Wahren und Großen zu erziehen. Man erzählt, daß er, wenn er vom Katheder herunter sprach, sich an seinem eigenen Wort befeuert habe, wie eine Fackel ihre Flammen mehrt, wenn sie

geschüttelt wird, und besonders wenn er die Tragödien des Sophokles, zumal den Ödipus, erklärte.

Aufglühten da die jungen
Gemüther, tief bewegt von solchem Meister.
Plötzlich von ungewohnter Glut durchdrungen
Folgten die edlen Geister,
Mit frohem Staunen ob der hohen Schöne,
Wohin sie lud die griechische Kamöne.

(„Die Dankbarkeit.")

Als die Unruhen in Frankreich ausbrachen und die neuen Ideen von dort zu uns herüberdrangen, in den Zeitungen oder mit den Männern, die abgesandt waren, sie bei uns zu verbreiten, gehörte Parini zu den Vielen, die sie mit Wärme begrüßten, weil sie mit ihren innigsten Wünschen übereinstimmten; und weil sie sie unwillkürlich jenem Freiheitsideal unterschoben, das sie sich aus Plutarch und Anderen gebildet hatten, war ihnen Paris, Athen, Sparta und Rom Ein und dasselbe, und sie ahnten nicht, wie die Tyrannei in der phrygischen Mütze sich gebaren würde. So kam es, daß, als die französischen Heere zuerst in Italien einrückten, die Besseren, ich meine die Aufgeklärteren, voll Hoffnung der Güter harrten, die Jene zu bringen verhießen, und nur allzubald enttäuscht sich gegen die neuen Herren auflehnten.

Nachdem die Cisalpinische Republik nach militärischem Zuschnitt gegründet und zur Verwaltung des neuen Staats die durch Wissen, Geburt und Vermögen hervorragenden Männer berufen worden waren (theils, weil es in der französischen Republik und mehr noch bei Napoleon Princip war, den Befähigten den Vorzug zu geben; theils weil alle neuen Regierungen sich beeilen, die Angesehensten an sich zu ziehen, weil sie wissen, daß diesen die Anderen wie eine Schaafherde nachlaufen), wurde auch Parini in den Stadtrath berufen. Man begreift, daß er sich dort — als Priester, Poet, gealtert unter wenigen Freunden und in den ruhigen Gewohnheiten seiner Studien — wie ein Fisch auf dem Trocknen befinden mußte. In Zeiten bürgerlicher (oder wie man jetzt sagt socialer) Wechsel-

fälle müssen an der Spitze der Staatsgeschäfte Leute stehen, die durch diese Wechselfälle selbst emporgekommen oder, wenn das nicht, in Regierungssachen geübt sind; Leute, die sich ein festes Ziel stecken und mit rücksichtsloser Beharrlichkeit darauf zustreben, unbekümmert um die Mittel, die dazu führen mögen. Dann muß man sich die Theorieen, anstatt sie fix und fertig in sein Amt mitzubringen, von Fall zu Fall machen, je nachdem die Dinge entstehen, sich häufen, sich verwickeln und mit unwiderstehlicher Logik sich durchsetzen. Parini dagegen brachte in sein Amt einen geraden, keuschen, auf das Gute gerichteten Sinn mit, eine Abneigung gegen alle krummen oder gewaltsamen Wege und die Ungeheuerlichkeiten jenes Regiments, in welchem Willkür, Aufruhr, alle demokratischen Zügellosigkeiten mit Härte, Übermuth, Vergewaltigung und Raub der militärischen Praxis Hand in Hand gingen. Hätte nicht Pietro Verri,*) sein College im Stadtrath, ihm zur Seite gestanden und ihm hin und wieder ein Licht aufgesteckt, wäre er gewiß nicht im Stande gewesen, aus diesem Wirrsal sich herauszuwinden. Wie konnte sich auch mit zügellosen Leuten ein Mann vertragen, der gesagt hatte, Verfolgungen bezwängen nicht die Gemüther, und Freiheit werde nicht durch Verbrechen und Willkür gegründet; — man müsse das Volk mit weisen Rathschlägen leiten und durch Arbeit und Brod, die man ihm verschaffe, nicht aber es bestärken in seinen falschen Meinungen, sondern es erziehen und überzeugen, mehr durch gutes Beispiel als durch Gesetze? — Wie konnte unter diesen beständigen Umwälzungen ein Mann beliebt sein, der immer fest und ganz blieb und Diesem oder Jenem zu sagen sich unterstand: bist du noch so gut, wie gestern? Man erzählt, daß er eines Tages das Amtszimmer betreten, und als er ein früher dort befind-

*) Verri und Parini hatten sich nie sehr zugesagt, sei es aus Eifersucht, da Beide nach dem literarischen Primat strebten, oder weil Parini in Bezug auf die Sprache die Mitarbeiter des Caffè scharf kritisiert hatte. Als sie aber in jenem städtischen Amt Collegen wurden, vergaßen sie alle privaten Händel und boten sich die Hand, um gemeinsam an der öffentlichen Wohlfahrt zu arbeiten. G.

liches Cruzifix nicht mehr gesehen, gefragt habe: Was habt ihr mit dem Bürger Christus angefangen? — womit er sagen wollte: Ihr, die ihr vorgebt, Alle als Brüder und gleichberechtigt zu betrachten, warum entfernt ihr aus eurer Mitte den ersten Gründer der Freiheit und Gleichheit? — Ein andermal, als er: Es lebe die Freiheit! Tod den Aristokraten! rufen sollte, rief er mit erhobener Stirn: Es lebe die Freiheit! Tod für Niemand! — Als Jemand ihn tadelte, weil er einem Deutschen ein Almosen gegeben, antwortete er schroff: Ich würde es einem Türken, einem Juden geben, ja, wenn du's nöthig hättest, selbst dir. — Da ein alter Edelmann zu Parini kam, um irgend eine Sache mit ihm zu erledigen, die vor den Stadtrath gehörte, grüßte ihn dieser im Drange der Geschäfte und der vielen Menschen, die ihn umgaben, zuerst mit den Worten, die früher üblich waren: Willkommen, Don Beppe! — damals ein schweres Verbrechen gegen die Gleichheit —; dann, da zur Befriedigung des alten Adligen ein Beamter erforderlich war, der dort gerade im Dienst war, musterte Parini erst sorgfältig die Gesichter, die er vor sich hatte, die Hefe aus den niedrigsten republikanischen Clubs, und als er endlich ein etwas weniger confiscirtes Antlitz, als die übrigen, entdeckte, sagte er: Von Ihnen weiß ich wenigstens, daß Ihr Vater ein Ehrenmann war; also werden Sie mir wohl diesen Gefallen thun. — Als er einen ehrlichen Bauer schelten hörte, der aus Schüchternheit oder alter höflicher Gewohnheit vor den Magistratspersonen nicht den Hut aufbehalten konnte, wie es die freien Flegel damals verlangten, sagte er ihm mit einem bittern Lächeln: Bedeckt Euch den Kopf und haltet Euch die Taschen zu. — Diese Herren wußten nicht, daß, wenn man die Achtung vor Denen, die am Staatsruder sitzen, aufhebt, man auch ihren Einfluß und ihre Macht schmälert; bald aber kam Einer, der es ihnen unsanft in Erinnerung brachte. Da eine Verordnung des Magistrats den Eroberern nicht genehm war, erschien der General Despinois, der Stadtcommandant, ein Mann, der sich bemühte, noch plebejischer als die Plebejer zu erscheinen, um seine adlige Geburt vergessen zu machen, im Rathaussaal, schimpfte auf die Magistratsräthe und schlug mit dem gezogenen

Säbel wüthend auf den Tisch. Da legte Parini die Hand an die seidene Schärpe (das Abzeichen seines Amtes, das erst um die Hüften, dann am Arm getragen wurde) und sagte kaltblütig: Nun fehlt nichts mehr, als sie uns noch ein bischen höher hinaufzurücken und sie dann zuzuschnüren. Es heißt, er habe noch am nämlichen Abend einen sehr würdigen Brief geschrieben, in welchem er um seinen Abschied bat, indem er erklärte, wo der Säbel herrsche, sei kein Platz mehr für Magistratspersonen; aber die Sache ist nicht festgestellt. So viel ist sicher, daß in Folge dieser und anderer Schnödigkeiten er bald darauf sich aus dem öffentlichen Leben zurückzog und sagte: Jetzt bin ich wirklich frei! und den Gehalt, den er bezogen hatte, an die Armen vertheilen ließ. Er erklärte jedoch, wenn die Zustände sich besserten, werde er sich wieder zum Dienste melden und seinem Vaterlande freiwillig zur Verfügung stellen.

Von da an bis zu seinem Tode lebte er sehr zurückgezogen, für sich oder mit wenigen Freunden, beklagte die traurige Wendung der öffentlichen Dinge und enthielt sich sogar des Briefwechsels mit seinen Freunden, damit, wie er selbst sich ausdrückte, seine reinlichen Briefe nicht von irgend einem Schuft gefälscht würden. Und als, sobald Bonaparte nach Egypten gegangen war, das französische Glück in Italien Rückschritte machte und die deutschen, russischen, ja türkischen Waffen sich der Lombardei wieder bemächtigten, boten seine Neider Alles auf, ihn um den Lehrstuhl zu bringen, aber sie fanden ihn weder schwach noch feige. Vielmehr sagte er einem Freunde, der ihm für den Nothfall seine Hülfe anbot, er sei bereit betteln zu gehen, den Guten zum Vorbild, den Bösen zu ewiger Schmach.

Er starb am 15. August des Jahres 1799 an einer Wassersucht, die schon mehrmals bald hier bald da ihn befallen hatte. In seinen letzten Tagen war er heiter, auf sein Ende vorbereitet, unterhielt sich gern mit seinen liebsten Freunden, ließ sich aus Euripides und Plutarch vorlesen und scherzte mit den Ärzten, die ihn besuchten. Ich getröste mich, pflegte er zu sagen, des Gedankens, daß es einen Gott giebt, und finde keine andere sichere Richtschnur der menschlichen Ge-

rechtigkeit. An seinem Sterbetage fühlte er eine Hitze, die ihm über die Schultern lief; da sagte er: Ehmals hätte man das für einen Kobold gehalten; jetzt glaubt man weder an einen Kobold, noch an den Teufel und nicht einmal an Gott; an den aber glaubt Parini. Und unter diesen trostreichen Gedanken schloß er die Augen für immer. In seinem Testament hatte er bestimmt, sein Begräbniß solle so bescheiden sein wie das der Geringsten unter seinen Mitbürgern. Er erhielt auch kein besonderes Grab, was die Gesetze damals verboten, und worüber Ugo Foscolo in den „Gräbern" eine so edle Klage erhebt.

So verlor die Lombardei ihren Dichter, und die Bürger, die ihn beweinten, konnten noch keinen Trost finden in dem lieben Anblick eines dreizehnjährigen Knaben, der sich damals in Mailand aufhielt und der bald darauf Der wurde, den Alle kennen. Von dir rede ich, mein Alessandro,*) und man wird es mir nicht als Eitelkeit auslegen, wenn ich dir hier huldige, wie es dir gebührt, mit jener liebenden Vertraulichkeit, die du mir eingeräumt hast und deren ich mich hoch erfreue, ohne je die Ehrfurcht und Dankbarkeit zu vergessen, die ich dir schuldig bin.

Blicken wir noch einmal zurück, so sehen wir: Parini wurde arm geboren und starb arm; er ertrug seine Lage mit Festigkeit und Würde; sein Herz war so hochgesinnt, wie sein Geist hochbegabt; er war der Freund seines Vaterlandes, aber niemals einer Herrschaft mehr als der anderen. Er hob die Poesie zu ihrem bürgerlichen Ziele empor und gab ein neues Muster in der Lyrik und der Satire. Ausgezeichnet als öffentlicher und häuslicher Lehrer, unwandelbar als Freund, als Beamter durchaus unbescholten, zeigte er das Bild eines Dichters, in welchem der Mensch und der Schriftsteller Eins waren. Dies sei gesagt ihm zum Ruhme und zur Schande Derer, die aus zwei Stücken bestehen. Lebewohl!

Giuseppe Giusti.

---

*) Manzoni. D. Übers.

In seiner geistvollen „Geschichte der italienischen Literatur" (Neapel 1870, Theil II. S. 429) faßt Francesco de Sanctis das Urtheil über Parini in folgenden Sätzen zusammen, die hier mitgetheilt werden mögen zum Zeugniß für die hohe Bedeutung, die man noch im heutigen Italien dem Dichter des giorno zugesteht:

Parini war mehr ein Mann der Betrachtung als des Handelns, kein Genußmensch, von wenigen Bedürfnissen, ohne die geringste Begierde nach Ehren und Reichthümern. Die Gesellschaft imponirte ihm nicht, er blieb unabhängig und einsam, für alle Versuchungen und Compromisse unzugänglich und war, wie Dante, eine Partei für sich. Die neue Welt, die in den Geistern gährte, auf Natur und Vernunft gegründet und sich auflehnend gegen das Gemachte und Conventionelle der damaligen Zeit, ging ihm mehr durch Plutarch und Dante auf, als durch französische Einflüsse, und erhielt sich unverändert in ihm, unbefleckt durch die Eitelkeiten, Leidenschaften und Interessen der äußeren Welt, und daher rein von Übertreibungen und Ostentation. In ihm war ein inneres Maß, jenes Gleichgewicht der Kräfte, in welchem die Gesundheit der Seele besteht, jene vollkommene Selbstbeherrschung, die das Ideal des Weisen ist, jene sittliche Richtschnur, die über den Leidenschaften und Wahnvorstellungen erhaben ist und sie in den rechten Grenzen hält. Seine Kraft ist mehr moralisch als intellectuell; denn sein Verstand erhebt sich nur wenig über den Gemeinplatz und zeichnet sich mehr durch Richtigkeit und Mäßigung aus, als durch Neuheit und Tiefe der Gedanken. Über seine Zeitgenossen erhob ihn die Ehrlichkeit und Lebhaftigkeit seines sittlichen Sinnes, die ihm einen fast religiösen Charakter verleiht und sein Glaube und seine Begeisterung ist. In ihm erschien wieder einmal jene Harmonie des Denkens und Handelns durch Vermittlung der Liebe, welche Dante Weisheit nannte; der Mensch wurde in ihm wiedergeboren.

Und der Mensch erzieht den Künstler, denn Parini versteht die Kunst nur in diesem Sinne. Nicht der bloße Literat, auf die Form beschränkt, gleichgültig gegen den Inhalt, ist ihm der Künstler; das Wesen der Kunst findet er im In-

halt, und Künstler ist ihm der Mensch in seiner Ganzheit, der sich selbst vollkommen ausspricht als Patriot, Christ, Philosoph, Liebender und Freund. Die Poesie erhält wieder ihre alte Bedeutung als Stimme der inneren Welt, und es giebt keine Poesie, wo kein Gewissen ist, kein Glauben an eine religiöse, politische, moralische und sociale Welt. Daher ist die Grundlage des Dichters der Mensch.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

De Sanctis führt weiter aus, daß gerade in der Lyrik Parini's diese neue Erkenntniß, daß dem Dichter nichts Menschliches fern sein dürfe, zur Anschauung komme. Das Wenige jedoch, was ich von seinen Gedichten übersetzt habe, giebt gerade hiervon keinen vollen Begriff, da die Oden, in denen uns diese Charakterlyrik hauptsächlich entgegentritt, durch den vielfach künstlichen, selbst von Giusti nur mühsam vertheidigten Stil sich der Nachdichtung entziehen. Das Wenige, was ich mittheile, war mir anziehend durch die liebenswürdige anakreontische Heiterkeit, in welcher der Alternde von allerlei Herzenskämpfen, die seiner feurigen Natur nicht erspart blieben, im Kreise treuer Freunde ausruht. Der Prosa-Dialog dagegen wurde von mir gewählt, weil hier im Gegensatz zu der künstlich festgehaltenen Ironie des großen satirischen Gedichtes das sociale Pathos des Dichters direct hervorbricht, in so derber, zuweilen fast cynischer Rücksichtslosigkeit, daß man in jeder Zeile die Erleichterung zu spüren glaubt, die der freie und muthige Weltbürger empfand, als er endlich einmal die Höflingsmaske abwarf und sich erlaubte, der von ihm verachteten Gesellschaft die vernichtende Wahrheit ins Gesicht zu schleudern.

Vom Adel.

Ein Gespräch.

Obgleich der menschliche Hochmuth sogar in die Gräber hinabgestiegen ist, mit Gold und Sammet bedeckt, mit kostbaren Spezereien und Wohlgerüchen einbalsamirt, und die verschiedene Stellung selbst unter den Leichnamen aufrecht erhält, so kamen doch einmal durch irgend einen Zufall ein Adliger und ein Poet in demselben Grabe zusammen und hielten dort folgendes Gespräch:

Der Adlige. Rücke weg von mir, Lumpenkerl!

Der Dichter. Sie irren, Excellenz. Fürchten Sie vielleicht, die Würmer möchten Sie im Stich lassen, um zu mir zu kommen? Glauben Sie mir, sie würden an den dürren Gebeinen eines Poeten nur ein kümmerliches Mahl halten.

A. Elender! Weißt du nicht, wer ich bin? Wie unterstehst du dich, mir so nahe auf den Leib zu rücken, wie du thust?

D. Lieber Herr, wenn ich mich Euch so aufdränge, so trägt nur eine Entartung meines Geruchsorgans die Schuld, durch die ich mich an die Mißdüfte gewöhnt habe. Ihr stinkt, daß es zum Erstaunen ist. Ihr riecht jetzt durchaus nicht mehr nach Moschus und Ambra. Wie dankbar bin ich den Würmern, die jetzt in Euren Eingeweiden wühlen! Meine Nase schwelgt in diesen Düften und beschämt die Nase jenes Kopronymus, der, wie Ihr wißt, in allen Unfläthereien so bewandert war.

A. Du Wicht! Machst du schlechte Witze? Wenn ich jetzt den Würmern was zu nagen gebe, ist es nur, weil ich bei meinen Lebzeiten gewöhnt war, hundert Leute zu beköstigen, während du, Armseliger, nicht soviel hattest, um nur einem blinden Spielmann ein Almosen zu geben. Darum würde auch ein Wurm, der sich unglücklicherweise an dich machte, verhungern müssen.

D. Haha! Ja gewiß, Excellenz! Ich erinnere mich noch sehr wohl jenes Schwarms von Fressern und Mitessern, der Euch

umgab. Wie viel Tänzerinnen, Spaßmacher, Kuppler! Zum Henker, warum mußte ich auch mit Euch hier hinunterfahren! Ich hätte sie sonst alle in Eurer Grabschrift aufzählen können.

A. Holla! Hältst du nun einmal dein ungewaschenes Maul, oder soll ich meinen Lakaien rufen, damit er dich nach Gebühr durchprügelt?

D. O bitte, incommodiere Ew. Excellenz sich nicht. Euer Lakai ist jetzt da oben bei den andern Bedienten und Euern Gläubigern und hält eine Lobrede auf Eure Verdienste, die ein bischen anders klingt als die Leichenrede jenes Pfaffen, den Eure Kinder dafür bezahlt haben. Sie würde Euch nicht allzu lieblich klingen, glaubt mir, Excellenz!

A. Lästerzunge! Dein ewiges Schmähen hat dich so verhärtet, daß nicht einmal die Würmer dich benagen können.

D. Gott gebe Euch alles Gute! Jetzt sprecht Ihr wirklich, wie es Euereinem geziemt. Ihr sagt, ich lästere, weil ich Euch auch hier unten noch immer „Excellenz" titulire? Wie gut, daß Ihr gestorben seid! Man sieht, daß Ihr erst jetzt zur Vernunft kommen solltet. Nun, so will ich Euch mit Eurer gütigen Erlaubniß duzen. Wir werden uns dann aufs Haar wie zwei römische Consuln ausnehmen, die sich in ihrer Muttersprache unterhalten. Armes „Du", du bist zugleich mit dem Ruhme des Capitols begraben worden. Wer dich gern wiedersehen möchte, muß hier herunterkommen. Ja, du bist in der That ein flinkes und ungezwungenes Wort.

A. Zum Kuckuk, wenn ich nicht fürchtete, mich mit dir zu gemein zu machen, weiß ich nicht, was mich abhalten sollte, dies Gedärm, das mir eben aus dem verwesenden Nabel hervorquillt, dir ums Maul zu schlagen. Ich sage dir, du bist eine Lästerzunge, hörst du?

D. O bitte, Herr, thut es nur, wenn Ihr könnt; Ihr werdet Euch dadurch nicht erniedrigen. Dieser Ort macht Alle gleich, und Alle, die droben hoch über uns hinauszuragen vorgaben, sind sie einmal hier unten, so befinden sie sich auf ganz

gleichem Fuße mit uns anderer Canaille. Kein anderer Unterschied besteht, als der, daß, je fetter einer hier ankommt, desto mehr Würmer ihn fressen. Ihr müßt aber wissen, nur hier unten wohnt die Wahrheit. Diese melancholische Luft, die man hier einathmet, so lange die Lungen vorhalten, ist nichts Anderes als Wahrheit, und die Worte, die einem vom Munde gehen, sind es auch.

A. Nun, du Dummkopf, da hab' ich dich: ich sage also die Wahrheit, wenn ich dich ein Lästermaul nenne, da man hier unten nichts Anderes als Wahrheit athmet und redet.

D. Sachte, Excellenz! Erinnert Ihr Euch, vor wie viel Tagen Ihr hier unten angekommen seid?

A. O gewiß, vor drei Tagen und den etlichen Stunden, seitdem auch du hierher kamst.

D. Richtig. Es war gerade der Tag, wo die dummen Kerle da oben, nachdem sie mich hatten Hungers sterben lassen, mir eine besondere Ehre anzuthun glaubten, indem sie mich hier in die Gesellschaft Eurer Excellenz brachten.

A. Darin hatten sie auch Recht. Bloß, daß du diese Ehre nicht verdientest.

D. Nun sagt einmal: in dem Augenblick, wo Ihr den letzten Athemzug thatet, wurde Euch da nicht gleich der Mund geschlossen?

A. Ja wohl.

D. Setzte sich dann nicht ein Schwarm von Fliegen darauf, der ihn Euch noch viel dichter verschloß?

A. Was willst du damit sagen?

D. Und wurdet Ihr dann nicht in vier Bretter eingeschlossen?

A. Ja, und Decken darüber von Sammet mit Franzen vom feinsten Gold, und vier Todtengräber trugen mich, und eine Menge Adliger in den reichsten Trauerkleidern, mein Wappen ringsum, und tausend Fackeln gaben mir das Geleit ....

D. Ach was, das ist gleichgültig. Wurdet Ihr nicht so eingekerkert hier hinuntergeworfen?

A. Ja, und zufällig ging bei dem Fall der Sarg aus den Fugen, ich rollte hinaus und blieb so liegen, wie du mich jetzt siehst.

D. Seht Ihr nun wohl, Ihr habt immer noch die Luft von da oben im Leibe; sie hat nicht herauskönnen, so gut wart Ihr von allen Seiten eingeschlossen.

A. Und was hat es damit auf sich?

D. Sehr viel, denn nun kann die mit Wahrheit angefüllte Luft von hier unten nicht zu Euch hinein, folglich auch nicht mit Euren Worten wieder heraus, während es mir gerade entgegengesetzt erging. Ich wurde, als ich starb, dem Zufall überlassen, und die Schurken von Todtengräbern hatten nicht den mindesten Respect vor mir, sintemalen ich keine Excellenz-Leiche war. Im Gegentheil: sie zogen mir die paar Lumpen, die ich anhatte, aus und warfen mich so nackt, wie ich zur Welt gekommen war, in die Grube. Ihr begreift nun wohl, daß die Luft von da oben sich rasch aus meinen Lungen verlor und dafür die Wahrheitsluft dieses Ortes, wo wir jetzt zusammen hausen, einzog, die auch so lange drin bleiben wird, bis mir etwa eine Maus die Lungen so durchlöchert, daß sie nicht mehr darin haften kann.

A. Bestie! Daraus willst du nun schließen, daß du allein hier unten die Wahrheit sprichst und daß ich lüge?

D. Das sage ich nun gerade nicht. Ihr wißt wohl, wenn Jemand fest überzeugt ist, was er sage, sei wahr, so kann man ihn nicht einen Lügner schelten, auch wenn, was er sagt, falsch ist, da er nicht absichtlich einen Anderen betrügen will, wenn er auch durch falsche Schlußfolgerungen sich selbst betrügt.

A. Schelm, du thust klug daran, dich herauszureden. Du weißt, was es für Folgen hat, Jemand meinesgleichen ins Gesicht hinein Lügen zu strafen. Aber nur zu! Da uns hier Niemand sieht und uns nichts übrig bleibt, als abzuwarten,

wann diese Würmer mit uns fertig sein werden, will ich dich reden lassen. Also sage: worin betrüge ich mich selbst? Es wird übrigens das erste Mal sein, daß ein Mensch, wie du, sich erkühnt hat zu sagen: ich betrüge mich.

D. Nun, Herr, so habt die Güte, mir eine Frage zu beantworten. Warum wolltet Ihr vorhin nicht, daß ich Euch nahe käme?

A. Hab' ich dir's nicht schon gesagt? Weil sich das für einen Menschen von deiner Sorte nicht schickt.

D. Wieso? Stieß ich Euch etwa? lärmte Euch die Ohren voll, blies Euch einen schlechten Geruch in die Nase, kurz, belästigte Euch in irgend einer Weise?

A. Das hätte vielleicht der Fall sein können, darüber aber habe ich mich nicht beklagt, sondern nur, weil es sich nicht schickte.

D. Und warum schickte sich's nicht? Darf vielleicht ein Mensch sich nicht einem andern nähern, wenn er ihn nicht stößt, nicht betäubt, nicht übel riecht, kurz, ihm auf keine Weise unbequem wird?

A. Freilich darf er das, doch nur, wenn der Andere seinesgleichen ist.

D. Und wenn er's nicht ist?

A. Der Geringere ist verpflichtet, dem Höherstehenden Respect zu erweisen, und es ist ein Zeichen des Respects, wenn er sich nicht zu nähern wagt, während das Gegentheil ein Zeichen zu großer Vertraulichkeit ist, wie ich dir vorhin schon angedeutet habe.

D. Vortrefflich. Aber sagt mir, so wahr Euch der Himmel gnädig sein möge, wer von uns beiden meint Ihr sei verpflichtet, dem Andern Respect zu bezeigen?

A. Siehst du das nicht selber ein, Dummkopf? Du hast mich zu respectiren.

D. Ihr wollt damit sagen, daß Ihr der Höherstehende seid?

A. Natürlich.

D. Und aus welchem Grunde seid Ihr es? Wäret Ihr am Ende der König?

A. Träumst du oder bist du verrückt? Kennst du mich etwa jetzt nicht, oder hast du mich nicht gekannt noch vor wenig Tagen, als wir Beide am Leben waren? Was faselst du nun, ich wäre am Ende der König?

D. Wenn Ihr nicht der König seid, so seid Ihr doch wenigstens einer seiner Minister, der von ihm beauftragt ist, das Volk zu regieren und die Rechtspflege zu leiten.

A. Nein. Ich habe nie in meinem Leben nöthig gehabt, mich mit solchen Dingen abzugeben.

D. So müßt Ihr nothwendig einer von seinen Gerichtsdienern oder Polizeibeamten sein, die sein Ansehen aufrecht halten und seine Befehle ausführen sollen.

A. Du machst mir selbst den Eindruck, als ob du ein Häscher oder gar Henker wärst, du Halunke, da du dir so viel gegen mich herausnimmst.

D. Nun, dann werdet Ihr irgend ein Morgante oder Briareus sein, den die Natur mit einer außerordentlichen Körperstärke begabt hat.

A. Jetzt hab' ich's aber satt, du lästiger Schwätzer! Geh zu den Bauern, wenn du die gemeine Körperstärke finden willst, von der du sprichst. Leuten von meinem Stande geziemt eine weit zierlichere und zartere Complexion, als du dir vorstellst.

D. So besitzt Ihr vielleicht großen Reichthum?

A. Ich war freilich einmal sehr reich, aber einen großen Theil meines Vermögens habe ich verspielt und aufgegessen, das Übrige in Toilette, Equipage, Villeggiaturen, Dienerschaft und tausend anderen Dingen, die für Leute meines Standes nothwendig sind, durchgebracht. Es hat seine guten Gründe, daß ich, wie du weißt, bankerott gestorben bin und meinen Kindern nichts als Fideicommisse hinterlassen habe, mit denen sie meinen Gläubigern ein Schnippchen schlagen können. Jedenfalls würde ich mich von Allem entblößt gefunden haben, sobald ich hier

unten angekommen wäre, und war daher so klug, mich schon vorher alles Besitzes zu entledigen. Aber wohin zielen alle diese Fragen?

D. Wenn Ihr nicht der König seid, noch sein Minister, noch sein Häscher, noch von der Natur mit besonderer Körperkraft ausgestattet, noch vom Glück mit großem Reichthum, worin glaubt Ihr mir denn überlegen zu sein, und warum sollte ich Euch Respect bezeigen?

A. Weil ich ein Adliger bin und du ein Plebejer.

D. Was für eine curiose Sorte von einem Thier ist das, ein Adliger? Und warum sollen wir verpflichtet sein, ihn zu respectiren?

A. Weil er von anderer Geburt ist, als du.

D. Potz Wetter, Ihr wollt mich ganz confus machen! Ihr haltet mich wahrhaftig für ein Kind, daß Ihr mir ein Märchen von der Fee und dem Ungeheuer aufbinden wollt. Bin ich etwa nicht ganz auf die nämliche Manier erzeugt und geboren worden, wie Ihr? Oder pflanzt ihr euch etwa mittelst der Druckerpresse fort, ihr Adligen?

A. Wir kommen auf die Welt ganz wie du selbst, wenn ich dir die Wahrheit sagen soll. Aber das Blut in uns, das von unsern Ahnen stammt, ist ein ganz anderes als deines.

D. Schau! Ihr fahrt wirklich fort, mir was vorzufabeln. Ist euer Blut wirklich von der Art, wie das der homerischen Götter, und nicht wie unseres, flüssig und roth?

A. Bewahre! Es ist ganz wie eures, sehr flüssig und roth. Aber du weißt wohl, welche Macht unser Blut über unsere Gemüthsart hat.

D. Nichts weiß ich. Sagt mir doch, bitte, welche Macht hat euer Blut über eure Gemüthsart?

A. Größere, als du denkst. Es macht uns aufgeweckt, edel und tugendhaft, während eures euch stumpfsinnig, pöbelhaft und lasterhaft macht.

D. Und warum das?

A. Weil es in höchster Reinheit bis zu uns herabgeflossen ist durch die allerreinsten Kanäle unserer Ahnen.

D. Wenn sich das wirklich so verhält, so müßt ihr Adligen alle höchst aufgeweckt, edel und tugendhaft sein.

A. Gewiß.

D. Wie kommt es dann aber, daß ich bei meinen Lebzeiten droben eine so große Menge von euch unwissend, dumm, gewaltthätig, geizig, verlogen, faul, undankbar, rachsüchtig und mit ähnlichen schönen Eigenschaften behaftet fand? Hätte sich vielleicht hin und wieder durch irgend ein unvorhergesehenes Ereigniß ein Theil unseres andersartigen Blutes in die höchst reinen Adern eurer Ahnen eingeschlichen? Und woher kommt es dann wieder, daß ich bei uns Plebejern so viel gebildete, tüchtige, unternehmende, freigebige, edle, hochherzige und brave Leute gefunden habe? Sollte etwa durch irgend einen unerklärlichen Zufall ein Theil eures höchst reinen Blutes hin und wieder in die obscuren Adern von uns Canaille eingedrungen sein?

A. Ich kann dir nicht erklären, woher es kommt; so viel aber ist gewiß, daß man viel respectvoller, als du thust, von uns Adligen sprechen soll, wäre es auch nur, weil wir durch das Alter unseres Stammbaums Ehrfurcht von euch verdienen.

D. O lieber Herr, sagt mir doch, wieviel Jahrhunderte vor der Schöpfung hat denn Euer Geschlecht begonnen?

A. Haha! Du spaßest. Glaubst du etwa, Dummkopf, es habe Familien gegeben, ehe überhaupt etwas da war?

D. Schön! Wann hat denn aber Eure Familie angefangen?

A. Zu den Zeiten Karls des Großen, Schwätzer.

D. Holla! Hut ab vor mir! Rücke beiseit!

A. Unverschämter! Was für eine Sprache führst du mit mir? Nachgerade verliere ich die Geduld.

D. Rücke von mir weg, sag' ich!

A. Und warum?

D. Weil meine Familie viel älter ist als deine.

A. Laß deine Possen! Von wem behauptest du denn abzustammen?

D. Von Adam.

A. Hab' ich's nicht gesagt? Du hast Talent zum Possenreißer. Ich fange beinah an, mich darüber zu freuen, daß ich hier mit dir zusammengetroffen bin. Nur zu; zähle mir jetzt deine Ahnen auf.

D. Das würde eine unabsehliche Geschichte werden, und die Würmer, die uns jetzt benagen, gedulden sich nicht so lange, wißt Ihr wohl. Wäre Euer nächster Vorfahr so gebissen worden an der Stelle, wo einer von ihnen mich eben beißt, so könntet Ihr Euch jetzt nicht einer so alten Familie rühmen.

A. Nur geschwind! Fange bei deinem Vater an und geh dann so weiter rückwärts. Wie hieß dein Vater?

D. Herr Giambattista, zu dienen.

A. Und dein Großvater?

D. Mein Großvater . . . .

A. Nun?

D. Still! Ich besinne mich eben auf den Namen.

A. Zum Teufel, spute dich!

D. Mein Großvater hieß Messer Guasparri.

A. Und dein Urgroßvater?

D. Darauf kann ich mich wirklich nicht mehr besinnen. Könnt Ihr Eure sämmtlichen Vorfahren aufzählen?

A. Ob ich es kann! Höre nur: Roland hieß der erste, dessen Sohn Adolfo, dessen Sohn Bertrando, dann Gualtieri, dann Rolando der Zweite, dann Agilulfo, dessen Sohn . . .

D. Potztausend, Ihr habt ein famoses Gedächtniß. Man sieht wohl, daß Ihr nie etwas Anderes als Eure Genealogie studiert habt.

A. Ergiebst du dich nun? Gestehst du mir jetzt zu, daß ich und wir Adligen überhaupt Respect und Verehrung von euch Plebejern beanspruchen dürfen?

D. Ich räume Euch ein, daß Ihr ein sehr gutes Ge=

dächtniß habt, Ihr und Eure Vorfahren; aber wenn Euch das verehrungswürdig machen soll, so weiß ich nicht, weßhalb ich nicht auch einen Mann, der Alterthümer zeigt, Excellenz betiteln soll, da er so viele Namen im Gedächtniß hat, wie Ihr, und noch viel mehr. Aber sagt mir doch einmal aufrichtig: wenn Euer früherer Tischler oder Schuster zufällig die Namen ihrer Altvordern noch wüßten, nehmen wir einmal an, bis zu den Zeiten König Alboin's, würden sie dann nicht gerade so adlig sein wie Ihr und auf den Titel Excellenz Anspruch haben?

A. Ist es denn möglich, du Esel, daß du nicht begreifst, welch ein Unterschied zwischen mir und ihnen ist? Sie sind doch wahrscheinlich die Nachkommen anderer Tischler und Schuster, während ich, wie Jeder weiß, von so hochberühmten und ausgezeichneten Ahnen abstamme.

D. Seid Ihr auch ganz sicher, daß sie so hochberühmt und ausgezeichnet gewesen seien, diese Eure Ahnen, und daß Ihr wirklich von ihnen abstammt?

A. Wie anders sollt' es denn sein? Habe ich nicht droben in meinem Archiv so viele Bände zurückgelassen, gedruckte und handschriftliche, in denen jene ganze Reihe meiner Vorfahren bis zu jenem Rolando dem Ersten, den ich dir genannt habe, verzeichnet stehen?

D. Da beruft Ihr Euch freilich auf sehr gewichtige Zeugnisse. Habt Ihr nie gehört, daß nichts zweifelhafter sei, als die Genealogie, und kennt Ihr nicht das Sprichwort, das man in mehreren Sprachen hat: Kein größerer Lügner als ein Genealoge?

A. Du würdest Flecken in der Sonne finden. Am Ende weißt du besser als ich, wer meine Vorfahren waren und von wo mein Adel angefangen.

D. Wie? Seid Ihr etwa der Meinung, Euer Adel hätte einmal angefangen?

A. Ich leugne dir's nicht.

D. Dann muß er doch bei irgend einem Eurer Vorfahren angefangen haben.

A. Du bist weiser als Salomo! Das hast du richtig errathen.

D. Gut. Glaubt Ihr nun, Der von Euren Vorfahren, bei dem Euer Adel angefangen, habe auch einen Vater gehabt?

A. Du treibst den Spaß ein wenig zu weit. Soll er etwa aus den Wolken auf die Erde gefallen sein?

D. Nein, antwortet: hatte er einen Vater?

A. Nun natürlich.

D. Glaubt Ihr nun, dieser Vater sei ebenfalls adlig gewesen, oder nicht? . . . Ihr antwortet nicht . . O, sollte Euch die Sprache vergangen sein? . . . Ihr scheint mir in Verlegenheit. Antwortet nur dreist!

A. Wenn ich nicht irre, konnte der Vater nicht wohl adlig sein, da der Adel erst mit dem Sohne anfing.

D. Dann muß er also nothwendig nicht adlig gewesen sein und Ihr mit der ganzen Reihe Eurer berühmten Vorfahren von einem Nichtadligen abstammen, wie auch Euer früherer Schuster und Tischler und alles andere Gesindel von einem Nichtadligen herrühren.

A. Ich kann dir das nicht bestreiten, und in ganz Europa giebt es keine Familie, so hochadlig sie sei, die sich nicht in derselben Lage befände, wie die meine. Ich muß aber sagen, daß ich mir das bisher nie überlegt habe, und fast bringst du mich auf die Vermuthung, daß es mit diesem Adel nicht so viel auf sich habe, wie meine Standesgenossen behaupten; bitte aber, laß das unter uns bleiben.

D. Das freut mich ungemein. Ich sehe daraus, daß die Luft der Wahrheit in diesem Grabe schon anfängt, in Eure Lungen einzudringen und die daraus zu vertreiben, die Ihr von da oben mitgebracht habt.

A. Ja, aber du mußt mir wenigstens zugeben, daß ich Ehrfurcht von dir beanspruchen kann wegen der vielen Männer

aus meinem Hause, die so berühmt, so ausgezeichnet, so groß waren, wie ich dir vorhin gesagt habe.

D. Ich kann schwören, ich habe nie von ihnen reden hören. Was haben denn aber diese Eure so berühmten, ausgezeichneten, so großen Vorfahren gethan? Haben sie vielleicht die Kunst erfunden, das Feld zu bebauen? oder die wilden Menschen dahin gebracht, gesellig zu sein? Haben sie die Religion entdeckt oder die Gesetze und Künste, deren das Menschenleben bedarf? Haben sie das Vaterland vor irgend einem drohenden Unglück bewahrt, oder aus reiner Liebe zu demselben irgend eine nützliche und zweckmäßige Stiftung gemacht? Wenn sie irgend so etwas gethan haben, gesteh' ich offen, daß Eure Vorfahren es verdient haben, von ihren Zeitgenossen hochgeachtet zu werden, und daß auch wir nicht umhin können, ihr Andenken in Ehren zu halten. Also sagt nun, was haben sie gethan?

A. Du mußt wissen, von jenen ersten unserer Ahnen, die am meisten zum Adel unserer Familien beitrugen, leisteten die Einen große Dienste den alten Fürsten, indem sie ihnen in ihren Kriegen beistanden, wofür sie von ihnen reichlich belohnt und mit großen Gütern beschenkt wurden. Andere, durch ihre Macht stolz geworden, wurden berühmte Verbannte und machten ihr Leben dadurch denkwürdig, daß sie ihrem Fürsten und ihrem Vaterland den Meister zeigten. Einige besoldeten und befehligten Heere im Dienste dieses oder jenes fremden Herrn, richteten ein gewaltiges Blutbad an unter Leuten jedes Landes und sammelten große Schätze durch die Beute, die sie ihren Feinden abgewannen. Andere, sei es aus Furcht, verfolgt zu werden, oder weil ihre Fähigkeiten durch ihre wechselnden Schicksale geschwächt waren, oder weil sie auf diese Weise ihre Macht unbeschränkter ausüben konnten, zogen sich in ihre wohlbefestigten Felsenschlösser zurück, zu denen nicht einmal die Bären hinaufklettern konnten. Hier könnte ich dir nun nicht sagen, wie groß ihre Macht gewesen; genüge dir's zu wissen, daß auf den Höhen,

wohin sie sich flüchteten, kein anderer Klang zu hören war als das Schwirren ihrer Bolzen und der Donner ihrer Büchsen, und daß sie despotische Gebieter über das Leben und die Weiber ihrer Vasallen waren. Jetzt verstehst du, wie große und ehrwürdige Männer Diejenigen waren, deren Bildnisse noch immer in unseren Sälen hängen.

D. Nun gut, so will ich Euch also die Ehre erweisen, die man den Usurpatoren, den Sbirren, Straßenräubern, Frauenschändern und Mördern erweis't, da Eure Vorfahren, wenn ich Euch recht verstanden habe, nichts Besseres als solche waren. Obwohl ich glaube, daß auch weise, gerechte, humane, tapfere und hochherzige Leute darunter waren, deren Thaten in Euren Genealogien nicht aufgezeichnet sind, gerade weil sie so waren und weil die wahren Tugenden nicht gerne öffentlich aufmarschiren.

A. Was soll ich dir sagen? Je mehr du sprichst, desto mehr fühle ich, wie mir die Schuppen von den geistigen Augen fallen, und erkenne Dinge, die ich bei meinen Lebzeiten nie bemerkt hatte. Bei alle dem: kannst du leugnen, daß man mir wenigstens Verehrung schuldig sei wegen jener weisen, gerechten, tapferen und hochherzigen unter meinen Vorfahren, die du mir selbst zugestanden hast?

D. Das werde ich Euch nicht bestreiten, doch mit der Bedingung, daß es mir auch erlaubt sein muß, Euch schlecht zu behandeln und zu schelten wegen jener anderen Vorfahren, die Ihr vorhin erwähntet, oder anderer, die, wie ich aus Sage und Geschichte weiß, Raub und Mord, Nothzucht, Verrath und ähnliche Schurkereien begangen haben, von denen wenige oder vielleicht keine Familie sich ganz rein erhalten hat, obwohl Jeder sich beeifert, so gut er kann, seinen Unrath zuzudecken, wie es die Katzen machen. Dünkt es Euch nicht billig, wenn Ihr Theil haben wollt an dem Ruhm Eurer Ahnen, auch an der Schmach, die ihnen gebührt, betheiligt zu sein, ganz wie Jemand,

der eine Erbschaft antritt, auch die damit verbundene Schuldenlast übernimmt?

A. Nein, wahrlich nicht; das schiene mir weder angemessen noch gerecht.

D. Und warum nicht?

A. Weil ich durchaus nicht verpflichtet bin, für die Thaten anderer Leute einzustehen.

D. Aus welchem Grunde nicht?

A. Da ich sie nicht begangen habe, brauche ich auch nicht Strafe dafür zu leiden.

D. O Ihr schlauer Fuchs! Ihr möchtet also die Erbschaft genießen und die damit verbundenen Lasten Anderen zuwälzen? Möchtet Euren Vorfahren die Schnödigkeit ihres früheren Daseins, die schlimmen Handlungen Vieler unter ihnen und die Schande, die daraus entstehen muß, lassen und für Euch den Glanz ihres Reichthums, das Verdienst ihrer Tugenden und die Ehre, die sie sich dadurch erworben, behalten?

A. Du hast mich so confus gemacht, daß ich nicht weiß, wo mir der Kopf steht. Ich komme mir vor wie die Krähe des Äsop, die nicht eine Feder mehr auf dem Leibe hatte. Wenn das, was ich mir so sehr zum Verdienst anrechnete, wie ich jetzt einsehe, wirklich nicht verdienstlich ist, wie kommt es denn, daß die Esel, mit denen wir lebten, so tief den Hut vor mir abzogen, sich bis zur Erde verneigten und mich so devot anbeteten, daß ich mich für eine Gottheit halten mußte? Und ihr Autoren und Poeten in euren Versen und Dedicationen machtet ein so großes Wesen von der Erhabenheit meines Ranges, der Größe meiner Ahnen — hol' euch der Teufel! Nun bin ich doch nichts als ein armseliger und kläglicher Wicht.

D. Ja seht, wer die Süßigkeit schmecken will, muß den Honig lecken, und auch unter den Literaten, Dichtern und Schriftstellern giebt's Ignoranten, servile Gesellen, Spitzbuben und Schmarotzer. Aber nur Muth, Herr! Ihr seid endlich dahin gelangt, der schönen Wahrheit ins Gesicht zu sehen. Nur sehr

Wenige kriegen sie droben unter den Lebendigen zu schauen, und nur hier unten in diesen Finsternissen läßt sie sich ganz nackt, wie sie ist, erblicken. Muth, Excellenz!

A. Nenne mich du, zum Henker! nenne mich du! Denn ich bin dahintergekommen, daß ich durchaus Deinesgleichen bin, ja noch unter dir, da ich nichts mehr an mir finde, wofür ich nur irgend etwas von jenem Respect und jener Verehrung beanspruchen könnte, die man mir bei meinen Lebzeiten bezeigte.

D. Wie? Glaubt Ihr etwa, die Titel, die man Euch gab, und die Reverenzen, die man Euch droben machte, seien Zeichen von Respect und Verehrung gewesen, die man für Euch empfand? Da irrt Ihr Euch gewaltig, wenn Ihr das denkt.

A. Was waren sie denn sonst? Hätt' ich mich auch darin getäuscht?

D. Hört mich nur aufmerksam an. Worin besteht der Respect, den Jemand vor einer Person oder Sache hat? In den Worten und gewissen hergebrachten Geberden, oder in einem Gefühl, das in einem lebt gegen jene Person oder Sache?

A. Respect, wenn ich nicht irre, bedeutet, daß man sich gewisser Worte oder Zeichen gegen Jemand bedient, aus denen dieser abnimmt, daß er von dem Andern geachtet und geehrt werde.

D. Durchaus nicht. Respect ist nichts anderes als eine Regung des Gemüths zwischen Liebe und Bewunderung, die man naturgemäß empfindet, wenn man Jemand mit trefflichen sittlichen Eigenschaften oder ausgezeichneten Gaben des Geistes oder des Körpers ausgestattet sieht. Dieses Gefühl bleibt meistentheils innerlich, zuweilen aber äußert es sich auch, bei einem gewissen Überschwang, in Geberden und Worten.

A. Kamen denn aber jene Reverenzen, die man mir machte, jene Titel, die man mir gab, nicht aus einem solchen Gefühl?

D. Possen! Es ist nun einmal in der Welt Brauch geworden, daß Leute, die zu einem gewissen Vermögen gekommen

sind und sich nun aus übermäßigem Ehrgeiz von der Masse der andern Sterblichen absondern wollen, sich gewisse Titel beilegen, die gar keinen Sinn haben, und von Denen, die von ihnen abhängen, ein gewisses festgesetztes Betragen ihnen gegenüber verlangen. Die obersten Gewalthaber der Völker haben die Eitelkeit ihrer Unterthanen benutzt und aus jenen äußeren Zeichen eine Waare gemacht, für welche die reichen Ehrgeizigen ihre Schätze hergeben und Rauch einkaufen und Nebel in Fässer füllen. Dann bilden sich die Dummen, die nicht über ihre Nase hinaussehen, ein, sie hätten sich mit ihren Titeln und äußeren Auszeichnungen auch Verdienst erkauft, das doch nicht auf dem Markt zu haben ist, sondern nur durch tugendhafte Handlungen erworben wird. Die Weisen jedoch gehen nicht in diese Falle; und wenn sie auch, um nicht gegen den Strom zu schwimmen und für Cyniker oder Quäker gehalten zu werden, mit den Wölfen heulen und mit gewissen Worten und Geberden um sich werfen, die ihr Andern nun einmal verlangt und die der große Haufe euch darbringt, wägen sie doch in ihrem stillen Herzen Achtung und Ehrfurcht auf der Goldwage und gestehen sie nur Demjenigen zu, der sie verdient. Sie machen es wie die Fremden, die sich vor den Götzen des Landes, in dem sie sich gerade aufhalten, verneigen, aus purer Höflichkeit, während sie im Stillen über sie lachen und spotten. Habt Ihr mich nun verstanden? Glaubt Ihr noch, daß Eure Gläubiger, wenn sie wie Wallfahrer vor einem Gnadenbilde Euch um Eure Huld anflehten und in jeden Satz den Titel Excellenz einflochten, irgend welche Ehrfurcht vor Euch fühlten? Sie betitelten Euch vielmehr tausendmal im Herzen „Hochmüthige“ und „Betrüger“. Und Eure Bedienten, die Eure Albernheiten und Tollheiten stumm und ehrfurchtsvoll mit ansahen und hörten, wie lachten sie im Herzen über Eure Einfalt und Abgeschmacktheit! Und die Philosophen und anderen Männer der Wissenschaft, wenn sie Euch so munter über alle Dinge absprechen hörten. . . .

5*

A. Hör auf, ich beschwöre dich! Mir ist, als müßte ich noch einmal sterben, wenn ich dich so reden höre und denke, daß ich gewartet habe, bis ich begraben wurde, um über meine Bornirtheit und brutale Eitelkeit aufgeklärt zu werden. Scheint dir nicht, daß ich Mitleid verdiene?

D. Nicht doch. Vielmehr fange ich jetzt an, jenes Gefühl von Respect und Hochachtung, von dem ich sprach, für Euch zu empfinden, da ich Euch als einen Mann ansehe, der die Wahrheit vollkommen kennt, die Eitelkeit und Hohlheit Derer, die Ehrfurcht zu verdienen glauben wegen des Blutes ihrer Vorfahren, verlacht und alle Diejenigen verachtet, die sich über die anderen Menschen erhaben dünken, nur weil sie einer größeren Zahl ihrer Altvordern sich erinnern, als Jene; die sich die schändlichen Handlungen ihrer Väter zum Verdienst anrechnen und Respect dafür begehren, den Lohn für schöne Handlungen beanspruchen, die sie weder gethan noch nachgeahmt haben, und endlich sich einbilden, mit ihren Titeln auch Verdienste erkauft zu haben, wie Jener, der da glaubte, für Geld den heiligen Geist kaufen zu können.

A. Ach, mein Freund, warum habe ich dich nicht besser gekannt, als ich noch droben unter den Lebenden weilte! Ich hätte dann nicht so lange warten müssen, mich selbst zu erkennen.

D. Ich habe mehr als einmal versucht, Euch darauf hinzuführen, mit halben Worten und einem gewissen Lächeln und gewissen allgemeinen Maximen, die ich scheinbar absichtslos hinwarf; aber in dem Rausch Eures Dünkels merktet Ihr mehr auf Die, die Euch schmeichelten, um Euer Brod zu essen, und glaubtet nicht, daß ein Plebejer von Adel und Ritterschaft besser als Ihr Bescheid wissen könne.

A. Was konnte ich thun, wenn sich Alles verschworen hatte, meinen dummen und lächerlichen Hochmuth sich immer fester bei mir einnisten zu machen? Bedenke doch, daß ich kaum aus den Windeln war, als ich schon nichts Anderes mir ins Ohr summen hörte, als daß ich himmelweit von den anderen

Menschen verschieden, daß ich ein Cavalier sei und daß ein Cavalier nicht sprechen, stehen, gehen und sich verneigen dürfe nach seinem Verlangen oder Naturtriebe, sondern wie es die Etikette und der Glanz seiner Geburt erheische. Das hörte ich die Eltern sagen, die eben so eitel waren, wie ich, das die Hofmeister, die gern in meinem Hause das Regiment führten und sich befleißigten, mich zur Verehrung ihrer Collegen anzuhalten. Aber ehe ich verhindert werde, mich weiter mit dir zu unterhalten, löse mir, bitte, auch noch diesen Zweifel. Mir scheint, daß mein Adel, dessen Nichtigkeit ich doch eingesehen, auf Erden dazu beigetragen habe, mich mit meinem Leben zufriedener zu machen. Bist du nun der Meinung, er vermöge doch einigermaßen die Menschen droben glücklicher zu machen?

D. Ich will Euch das nicht bestreiten, wenn der Adel mit Reichthum verbunden ist oder mit Tugenden oder Talenten; denn auch die Vorurtheile und irrigen Ansichten der Menschen, wenn sie zu deinen Gunsten sprechen, können dir nützlich und angenehm sein. Reichthümer können einem Adligen helfen, sich der Privilegien zu bedienen, die mit den Titeln verknüpft sind, und so seinen eitlen Ehrgeiz befriedigen, einen Ort betreten zu dürfen, von dem die Andern ausgeschlossen sind, und ähnliche Bagatellen. Denn wenn zum Adel Tugend hinzukommt, geht es damit, wie mit den antiken Münzen; obwohl die Patina ihren Metallwerth nicht erhöht noch ihr Gepräge verbessert, werden sie trotzdem in den Augen der Liebhaber dadurch werthvoller. Auch habe ich einige sehr wackere Cavaliere gekannt, die sich das allgemeine Vorurtheil zu ihren Gunsten zu Nutze machten, um ihre Bescheidenheit dadurch mehr ins Licht zu stellen, ihre Verdienste unter diesem Firniß der öffentlichen Meinung größer erscheinen zu lassen, und indem sie Titel und Reverenzen mit Wohlthaten und Verbindlichkeiten heimzahlten, einen wahrhaft adligen Sinn zu bethätigen und dem falschen Adelsbegriff, von dem ich bisher mit dir gesprochen, eine gewisse Berechtigung zu verleihen.

A. Ich kann jetzt nicht mehr sprechen, da meine Lungen

schon anfangen, sich aufzulösen, und meine Zunge sich zersetzt. Sage mir nur noch Eins. Glaubst du, daß der Adel zu etwas nütze sein könne auch ohne Tugend, Reichthümer und Talente?

D. Ihr habt nie einen kümmerlicheren und armseligeren Menschen gesehen, als Jemand, der nichts hat als seinen Adel. Er kann sagen wie jener Geistliche zu der Magd, die an seiner Tonsur Anstoß nahm: Ziehe mich nackt aus, und du wirst sehen, daß ich ganz wie ein gewöhnlicher Mensch bin. Von den Reichen schlecht behandelt, die mit ihrem Gelde, wenn sie wollen, sich alle Titel kaufen können und über jenen sterilen Adel lachen; von allen Unterrichteten verachtet, denen seine Unwissenheit bei seiner Armuth und seinem Hochmuth kläglich vorkommt; von den Handwerksleuten gemieden, in deren Werkstatt er sich nicht getraut seine Hände zu gebrauchen; gehaßt von allen braven Leuten, die seinen Müßiggang, seine Unbrauchbarkeit verabscheuen; endlich ausgestoßen von allen seinen ehemaligen Standesgenossen, die ihn in ihren Cirkeln nicht mehr sehen wollen; so armselig, ohne Geld, Equipage, Dienerschaft und alles Andere, was dem Adel allein Halt und Glanz verleiht, nimmt er den ganzen Tag seine Zuflucht zu einem Café, wo Tagediebe mit Fingern auf ihn zeigen und ihn zum Stichblatt ihrer Spöttereien und schnöden Witze machen. So verwandelt sich für ihn der Prunk seines Adels in Schmach und Schande, und um das Maß seines Elends und seiner Lächerlichkeit voll zu machen, behält er immer noch im Gedächtniß und auf den Lippen die Namen seiner Vorfahren. Dahin kommt endlich jede adlige Familie, die ihren früheren Reichthum und zugleich ihre einstige Tugend verliert, wenn Bescheidenheit und Philosophie sie nicht aufrecht erhalten.

A. Wehe mir! In dieser Lage habe ich droben meine Kinder zurückgelassen! Und das Alles nur, weil ....

D. Er kann nicht weiter reden; seine Zunge ist verwes't. Schlaft nur ruhig, Excellenz, auf Eurem Moder! Bei den Dichtern ist immer die Zunge das Letzte, was zu Grunde geht.

Wie gut wär's für Euch gewesen, wenn Ihr droben Jemand gefunden hättet, der gewagt hätte, Euch nur ein einziges Mal als einen Dummkopf zu behandeln. Wenn ich noch einmal auf die Welt kommen sollte, würde ich mir vor allen Dingen wünschen, ein Ehrenmann zu sein; zweitens ein gesunder Mensch; dann ein Mann von Geist; dann ein reicher Mann und endlich, wenn mir weiter nichts zu wünschen übrig bliebe und ich doch noch etwas wünschen müßte, könnte es sein, daß ich aus Blasirtheit wünschte, ein Adliger zu sein in dem Sinne, in welchem die große Menge das Wort zu verstehen pflegt.

Gedichte.

An die Muse.

Dich liebt der Kaufmann nicht, der ungerührt
Von Weib und Kindern scheidet, wohin immer
In hartem Geiz ihn übers Meer entführt
Des Goldes Schimmer;

Noch Der, o Muse, dem das Herz zernagt
Ehrgeiz'ge Sorg' und Sucht, emporzusteigen,
Der trübe Ränke träumt, die er nicht wagt
Dem Licht zu zeigen;

Noch auch der Jüngling, der, dem Stiere gleich,
Hinstürmt, wohin's der blinden Gier gelüstet,
Die Schöne, die, an Huldigungen reich,
Sich üppig brüstet.

Weißt du, erhabene Jungfrau, wen das Wort,
Von dir beseelt, antreibt, dir nachzustreben,
Ein Born harmloser Lust, ein Trosteshort
Im armen Leben?

Den, dem der Himmel einen sanften Sinn,
Einfache Sitten, reines Herz beschieden,
Der, nicht verlockt von wucherndem Gewinn,
Arm und zufrieden;

Der oft, der müß'gen Vielgeschäftigkeit,
Dem Lärm der großen Welt sich zu entziehen,
In die Natur, die ihm das Herz befreit,
Sucht zu entfliehen;

Nicht karg, nicht schwelgerisch, bei schlichtem Trunk
Mit wen'gen, echten Freunden mag verkehren,
Das glänzende Gewühl, den leeren Prunk
Stolz mag entbehren.

Der mit den Guten, wo er sei, im Bund,
Unschuld'ge Schönheit, Wahrheit will gewinnen,
Und friedlich seine Zeit durchlebt, gesund
An Seel' und Sinnen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Auf sich selbst.

Ich, der ich einst mit langem, herbem Sang
Die Liebe höhnt' und Die, so ihr verfallen,
Und laut mein böses Lachen ließ erschallen,
Das in Italiens Ohr ergötzlich klang,

Nun fühlt' ich, daß auch mich der Herrscher zwang,
Dem ich getrotzt, mit seinen Sklaven allen
Dem großen Siegeswagen nachzuwallen,
Indeß die Menge gafft den Weg entlang.

Zu schau'n die Buße, drängen sich und drücken
Die Leut' und schrei'n: Dem ward, was ihm gebührt!
Und den Verhöhner höhnen jetzt die Rotten.

Beschämt erduld' ich, mit gesenkten Blicken,
Mein Loos. Der stolze Sieger triumphirt.
Hier lernet, was es heißt, der Götter spotten!

Zeitvertreib.

Ich freue mich des Lebens noch
Mit fröhlichen Genossen
Bei Scherz und muntren Possen
In Amors tollem Bund.

Heran, ihr holden Mägdelein!
Setzt euch an meine Seite.
Ob's auch ins Haar mir schneite,
Noch blüht's in Herzensgrund.

Seht, dies hier ist das Saitenspiel
Anakreon's, des alten,
Das soll mir ferne halten
Die Schmach der flücht'gen Zeit.

Er reichte mir's und sprach dazu:
Der Schild hier mag dich decken;
Dann darf dich nicht erschrecken
Das Schicksal, das dir dräut.

Hier ist der Venus Taubenpaar,
Das flatterhafte, lose,
Das Küsse jeder Rose
Mit Purpurschnäbeln raubt.

Und wenn zuweilen scherzend sie
Mir Haupt und Busen picken,
Ein jugendlich Entzücken
Durchlodert Brust und Haupt.

Trinkspruch.

Die Tage meiner Lebenszeit
Entfliehn mit Windeseile:
Schon von des Gipfels Steile
Senkt sich die Bahn zu Thal.

Die Schönen, ach, so schnell bereit,
Mit Schmeicheln zu bethören,
Nun lassen sie mich hören
Dies Eine tausendmal.

In ihrem stummen Seitenblick,
Dem kühlgemessnen Wesen
Kann ich so deutlich lesen:
Nicht dir gilt unser Gruß!
Wie fliehn sie dann voll Übermuth
Zu muntrer Jugend Reigen,
Wo sie beredt sich zeigen
Mit Aug' und Hand und Fuß.

Was thun? Soll heiße Thränenflut
Uns drum vom Auge rinnen?
Nein, noch auf Glück zu sinnen,
Dünkt mich ein bessrer Rath.
Wenn ich von zarten Myrten einst
Mein Theil in Gnidos pflückte,
Führ' andere Beglückte
Jetzt Amor jenen Pfad.

Ob von den Schönen höhnisch auch
Ich jetzt gemieden werde,
Nicht jede Lust der Erde
Wird mir damit geraubt.
Der Freundschaft und dem Weine sei
Mein Lebensrest zu eigen;
Statt Myrte soll umzweigen
Epheu mein graues Haupt.

Was thust du auf der Leier noch,
Zärtliche Liebessaite?
Zum Glück, dem ich mich weihte,
Stimmst du hinfort nicht mehr.

Zu singen jetzt bei Becherklang,
Mit fröhlichen Genossen
Glückwünschend anzustoßen,
Ist einzig mein Begehr.

Venus, die unbeständige,
Flieht mit der Rosenblüte;
Du labst uns das Gemüthe,
Bacchus, wenn Winter droht.
Wohl mit der glüh'nden Jugendzeit
Flieht auch der Liebe Feuer,
Dann trösten wir uns treuer
Freundschaft bis in den Tod.

Die Schönen, die hinweggeflohn
Mit höhnisch-kaltem Blicke,
Sacht kehren sie zurücke,
Wenn hier die Freude lacht.
Und wir? Was ziemt dann uns zu thun,
Gefährten, sie zu ehren?
Noch auf ihr Wohl zu leeren
Ein Glas — dann gute Nacht!

Der Lorbeer.

Apollo schlenderte
Vorgestern durch die Gasse,
Da sah er seinen Lorbeer
Als Wirthsschild über einer Schenkenthüre.
Das fuhr dem Gott der Lieder
Gewaltig in die Krone;
Er rauft die goldnen Locken
Und hebt zu klagen an:
O Zeiten und o Sitten!
Wer war der grobe Lümmel,

Der meinen Kranz entehrte
An so gemeinem Ort?
Ha, daß ich hier ihn hätte —
Wie Python oder Marsyas ihn tractirt' ich!

Silen, der gute, hörte diesen Ausruf,
Da er mit seinen Faunen
Bei heitrem Zechgelage
Just drinnen saß, des Winterfrostes spottend,
Und schwanken Fußes,
Mit leisem Zittern
Und Augen, drin beständig
Dem Wein gesellt Humor und Schalkheit blitzt,
Trat er hinaus und sprach
Zum Sonnengott, der ruhig weiter schimpfte:
O Sprößling der Latona
Und der Diana Bruder,
Was soll der große Lärmen?
Weißt du, warum dein Kranz,
Der göttliche, nun zieren muß die Kneipe?
Ein armer Tropf von Dichter,
Der hier die Zeche nicht bezahlen konnte,
Ließ ihn als Pfand dem Wirthe
Und sprach: Der wird gelehrt
Euch machen, Freund, und wärt Ihr dümmer noch
Als zwanzig Esel, die zur Mühle gehn.
Der Kranz wird auch die Blitze
Stets von Euch ferne halten,
Und seine Donnerkeile
Wirft Zeus nach Euch umsonst. —
Zum Goldschmied lief sofort
Der Schenkwirth mit dem Lorbeer,
Und dacht' ein groß Stück Geld dafür zu kriegen.
Den Fall erzählt' er ihm;
Der Meister aber lacht' und sprach: Da seht mir,

Wie jetzt die schlauen Füchse
Sich in der Falle fangen.
Gevatter, auf mein Wort,
Geht heim! Ein größrer Esel
Seid Ihr nunmehr, als früher. —
Kaum war der Wirth zu Hause,
So fuhr ein Blitzstrahl nieder,
Der ihm im Nu eintrocknet
Den Wein in seinen Fässern.
Der neue Calandrino,
Der sich so schlimm gefoppt sah,
Riß sich den Kranz vom Haupt
Und hing mit eignen Händen
Ihn wüthend vor die Schenke.
Da magst du, rief er, bleiben
Zu Schimpf und Hohn der Verskunst!

Fortfahren wollte noch Silen, doch länger
Bezwang sich Phöbus nicht.
Den Lorbeer riß er sich
Vom Haupt und rief: Dich acht' ich keinen Deut mehr!
Hebe dich weg von mir,
Bereite dich zum Gipfel aller Schmach! —
Und einem Doctor, der mit mir befreundet,
Drückt' er ihn auf das Haupt.

An Alfieri.

So mächtige Kothurnspur, hehrer Geist,
Hast du Italiens Pindus aufgedrückt,
Daß, wenn dich Lob und Tadel nicht berückt,
Dein Flug noch weit das Feld der Kunst umkreis't.

Wir staunen, wie aus Seelentiefen dreist
Ein Blitz der Wahrheit und der Größe zückt,

Die Geister, der gemeinen Furcht entrückt,
Mit Flammenkühnheit in die Höhe reißt.

Was hindert der Begeistrung Schritte doch
Des Verses Wucht? Hindonnern die Gedanken,
Indeß die Worte widerwillig stocken.

Nein, wag und streb, und deine Hand wird noch
Italien schmücken mit des Kranzes Ranken,
Der einzig fehlt in ihren stolzen Locken!

II.

Vittorio Alfieri.

(1749—1803.)

Vittorio Alfieri.

(Aus einem Vortrage, gehalten zu München im Liebig'schen Hörsaal im J. 1855.)

Alfieri hat bekanntlich sein Leben selbst erzählt. Wir besitzen vielleicht keine zweite Selbstbiographie eines bedeutenden Dichters oder Künstlers, an welcher die Phantasie einen so geringen Antheil hätte und eine spätere unparteiische Forschung so wenig zu berichtigen oder einzuschränken fände. Mit großer Schlichtheit, ohne alle rednerischen Kunstmittel, spricht der Dichter seine ehrliche Meinung über sich selbst, sein Leben und seine Werke aus, mit wahrhaft vornehmer Gelassenheit seine leidenschaftlichen Verirrungen schildernd und die Summe seines künstlerischen Wirkens ziehend. Der dichterische Werth seiner Lebensarbeit ist nur ein bedingter, und in der Weltliteratur wäre keine Lücke zu spüren, wenn seine Dramen verloren gingen. Das Charakterbild des Dichters jedoch, wie es sich in dieser Lebensbeschreibung darstellt, ist so bedeutend und in seiner herben Nüchternheit und Schroffheit von so unvergänglichem Reiz, daß auch Der von ihm gefesselt werden muß, der nicht, wie seine Landsleute, in Alfieri einen tragischen Dichter ersten Ranges verehrt, wenn auch den Bahnbrecher auf einem Gebiet, das in Italien einen wahrhaft schöpferischen Meister noch immer nicht gefunden hat. Gerade die großen und zumal in der damaligen Zeit seltenen Charaktereigenschaften Alfieri's waren es, die ihn hinderten, Kunstwerke von ewiger Schönheit und Lebenskraft zu schaffen: das Übergewicht der sittlichen über die sinnlichen Kräfte, des Willens über den Spieltrieb der Phantasie, der Macht und Würde seines Naturells über die unbewußte, sich frei bewegende Anmuth der natürlichen Begabung. Unter den Waffen schweigen sonst die Musen, und dieser Dichter legte die Rüstung nie ab im Kampfe gegen die ihn

umgebende Welt und gegen sich selbst. Ehe wir uns daher seiner Dichtung zuwenden, müssen wir in gedrängtem Überblick uns mit seinem Leben beschäftigen.

Geboren wurde Vittorio Alfieri im Geburtsjahre Goethe's, am 17. Januar, in Asti, einer kleinen piemontesischen Stadt nahe bei Turin, wo das gräfliche Geschlecht, dem er entstammte, seit langer Zeit ansässig war. Damals war Turin halb und halb eine französische Stadt, una città anfibia, wie Alfieri sie nennt. Während das Volk seine vom Hochitalienisch weit abweichende Mundart sprach, bedienten sich die höheren Stände so ausschließlich des Französischen, daß Alfieri in seinem zehnten Jahre, als er schon den Virgil übersetzte, sich mühen mußte, den Ariost zu verstehen. Die Leidenschaftlichkeit seines späteren Franzosenhasses stammt zum guten Theil aus der Erkenntniß, wie schwer er es zu büßen hatte, daß seine Jugend in einem Lande des Abfalls von seinem wahren Vaterlande verging, daß er, statt zum italienischen Dichter geboren zu werden, erst mit der Aufbietung seines ganzen Willens sich dazu machen, seiner Muttersprache sich wie eines versagten Gutes bemächtigen mußte.

Auch die Erziehung, die er auf der königlichen Akademie zu Turin, fern vom elterlichen Hause, erhielt, war in jeder Hinsicht unzulänglich, der Zuschnitt der Anstalt in allem Äußerlichen militärisch, in dem Lehrstoff und der Methode mittelalterlich. Aus den classischen Literaturen drang kein warmer Lebenshauch in die jungen Gemüther, da sie nur zu einer formalistischen Abrichtung dienten. Und während sein Geist in starrer Abgeschlossenheit die Schule nur als ein Joch empfand, dem er sich widerwillig unterwarf, blieben alle Bedürfnisse seines jungen Herzens unbefriedigt. Den Vater hatte er in frühester Kindheit verloren. Seine treffliche Mutter, an der er sein ganzes Leben hindurch mit der innigsten Verehrung hing, blieb ihm gerade in diesen frühen Entwicklungsjahren fern. So lebte er sich mehr und mehr einsam und freudlos in sich selbst hinein; denn auch von Freundschaften, die ihm für so viel Versagtes Ersatz geboten hätten, wird nichts berichtet.

Was er neben dem Schulunterricht las, französische

Romane, die 1001 Nacht, prosaische Schriften Voltaire's, Gilblas und les mémoires d'un homme de qualité, konnte ihm nicht die Nahrung bieten, deren er bedurft hätte. Von italienischen Dichtern kam außer einigen Opernbüchern Metastasio's und Goldoni'schen Komödien nichts in seine Hände. Zwar nahm sich ein Oheim des Knaben an, doch schwerlich in der rechten Weise. Seinen Sarcasmen verdankte es Alfieri, daß sein erster poetischer Versuch, ein Sonett, das er dem alten Herrn zeigte, für lange Zeit der letzte blieb.

Auch vom Besuch des Theaters empfing er keine productive Anregung, obwohl die erste opera buffa, die er sah, einen starken sinnlichen Eindruck auf ihn machte. Das Theater befand sich mit der königlichen Erziehungsanstalt unter demselben Dache. Aber während des ganzen Carnevals wurden die Zöglinge nur etwa fünfmal zu den Aufführungen zugelassen. Als dann in seinem sechzehnten Jahre eine französische Truppe nach Turin kam, lernte er fast alle berühmten Tragödien der Franzosen kennen. Die Wirkung aber war nicht tief. Außer der Sprache, die ihm schon damals verhaßt zu werden anfing, stieß ihn der steife Prunk des Alexandriners ab, und erkälteten ihn, der den Instinct für wahre Leidenschaft besaß, die obligaten Vertrautenscenen.

So verließ er, siebzehn Jahre alt, die Akademie und trat als Fähnrich ins Militär, die damals allein mögliche Laufbahn eines jungen Adligen. Doch wollte er seine Freiheit nicht eben erst erhalten haben, um sie gleich wieder einem neuen Zwang zu unterwerfen. Er nahm Urlaub und ging auf Reisen.

Sieben Jahre dauerten, mit geringen Pausen, die er in seiner Heimath zubrachte, diese Reisen, vielleicht die seltsamsten, die ein Mensch je gemacht hat. Denn er reis'te nicht aus dem Drang, sich in die Welt zu wagen, fremder Menschen Städte zu sehn und Sitte zu lernen, sondern im eigentlichsten Sinne des Wortes, um sich Bewegung zu machen und den Ort zu wechseln. Tage, Wochen, Monate verbrachte er im Wagen sitzend, einsam, in der eigensinnigsten Melancholie, ohne viel um sich zu blicken. In den Hauptstädten, wo er doch sich schämte nicht anzuhalten, vermied er Bekanntschaften, so viel er

konnte. In Wien verschmähte er es, sich Metastasio zu nähern, weil er ihn vor Maria Theresia hatte knieen sehen. In Berlin ließ er sich freilich dem großen Könige vorstellen. Aber schon damals war sein Haß gegen allen Absolutismus und das damit verbundene Militärregiment so stark, daß er nach seinem eigenen Geständniß dem großen Manne „ohne die geringste Regung der Bewunderung und Achtung, vielmehr mit dem Gefühl der Entrüstung und Wuth" gegenübertrat. Als ihn Graf Finck, der ihn vorstellte, fragte, warum er, da er doch Militär sei, nicht seine Uniform zur Audienz angelegt habe, erwiderte er: Es dünke ihn, als seien an diesem Hofe schon Uniformen genug. Und so verließ er Preußen, „jene große Kaserne, mit gebührendem Abscheu" und ging über Dänemark und Finland nach Petersburg. Schon vorher war er in Paris und London gewesen. Als er darauf die letztere Stadt zum zweiten Mal besuchte, fesselte ihn dort ein abenteuerreicher Liebeshandel, der mit einem öffentlichen, durch alle Zeitungen weitergetragenen Scandal endigte, sieben Monate lang. Wenn er bisher bei seiner tollen Art, zu reisen, einem spleenbehafteten Engländer gleichen mochte, so zeigte er sich in dieser maßlos leidenschaftlichen Episode, deren tragisch-lächerliches Ende er ohne jede Beschönigung berichtet, als echter Südländer, dessen gebundene Feuerkraft nur der Gelegenheit wartete, um wie ein Vulkan sich zu entladen.

Über Spanien und Portugal kehrte er endlich nach Piemont zurück. Doch was er in verzweifelter Ruhelosigkeit durch ganz Europa vergebens gesucht hatte, konnte er am wenigsten in seiner engumschränkten Heimath finden: ein Feld, auf welchem er dem unbestimmten Thatendrang, der in seinem Blute gährte, ein würdiges Ziel hätte finden können. Der Druck der militärischen und büreaukratischen kleinen Welt, in die er wieder eintrat, beklemmte ihn auf Schritt und Tritt, die patriarchalische Bevormundung, die der König über den Adel ausübte, machte ihn rasend. Doch waren es die Zustände, nicht die Personen, gegen die sein Inneres sich empörte. Mehrfach hat er sich über den Charakter sowohl Carlo Emanuele's als Vittorio Amadeo's II. mit aufrichtigster Verehrung ausge-

sprochen. Einen Wirkungskreis, eine Lebensaufgabe außerhalb seiner Heimath zu finden, konnte er nicht hoffen. Zu Hause aber empfing ihn die jeunesse dorée Turin's, die selbst keinen anderen Lebenszweck hatte, als die Tage in galantem Müßiggang zu verschlendern; den Männern von Wissen und ernster Bildung hielt ihn das beschämende Bewußtsein seiner eigenen tiefen Unwissenheit fern. Die Aufgabe jedoch, an die er später sein ganzes Leben setzen sollte, war ihm noch nicht von fern aufgegangen.

So beschränkte sich in der ersten Zeit sein dunkles geistiges Streben auf oberflächliche philosophische Studien, die er in der Schule der Encyclopädisten machte, Lectüre des Macchiavell und den Umgang mit diesem oder jenem Altersgenossen, der seine Zeit besser genutzt und Kenntnisse und reiferes Urtheil vor ihm voraus hatte. Daß der dramatische Genius in ihm geweckt wurde, geschah auf die zufälligste Art von der Welt.

Es war im Januar des Jahres 1774. Eine unwürdige Leidenschaft zu einer Dame in Turin hatte sich seiner bemächtigt. So oft er knirschend gegen diese ihm selber unheimliche Macht ankämpfte, immer wieder fiel er in die alten Fesseln zurück. In tiefem innerem Zwiespalt saß er eines Tages am Krankenbette der Geliebten, wo er vom Morgen bis zum Abend ausharrte, stumm, da der Arzt das Sprechen verboten hatte. In der Langenweile dieses Wachtdienstes griff er absichtslos nach fünf oder sechs Blättern Papier und fing an, wie im Traum, ohne jeden Plan eine Scene zu entwerfen, ob von einer Tragödie oder Komödie, ob von einem, fünf oder zehn Akten, wußte er nicht, genug, es waren Worte in einer Art von Dialog, in einer Art von Versen, zwischen einem gewissen Photinus, einer weiblichen Person, die er, ohne an die Parzen dabei zu denken, Lachesis nannte, und einer gewissen Cleopatra, die nach dem Gespräch der beiden ersten Personen dazukam. Dieser plötzliche Einfall war um so wundersamer, da er seit sechs oder mehr Jahren kein Wort Italienisch mehr geschrieben und höchst selten ein italienisches Buch gelesen hatte. Nichts Anderes veranlaßte ihn, eine Cleopatra auftreten zu lassen, als daß im Vorzimmer der Dame auf

einigen Gobelins Scenen aus der Geschichte von Antonius und Cleopatra dargestellt waren.

Die Dame genas. Alfieri verbarg die geschriebenen Blätter unter einem Kissen ihres Sophas und dachte nicht mehr daran. Erst ein Jahr später, als er sich endlich ermannte, für immer mit ihr zu brechen, nahm er mit dem Andern, was er aus dem Schiffbruch rettete, auch diese Blätter wieder an sich. Da fiel ihm, als er sie überflog, die Ähnlichkeit seines Zustandes mit dem des Antonius auf, und sogleich faßte er den Entschluß, die qualvolle Stimmung, in der er sich noch befand, in einer wirklichen Tragödie auszuströmen. Mit dem ganzen Ungestüm seines Naturells führte er diesen Vorsatz aus und brachte eine Cleopatra zu Stande, von deren völligem Unwerth ein einsichtiger Freund ihn unschwer überzeugte. Nun aber war sein Ehrgeiz aufgeregt, und sofort machte er sich an eine gründliche Umarbeitung, die nun schon so leidlich gerieth, daß diese dritte Cleopatra im Juni 1775 in Turin aufgeführt und mit Beifall aufgenommen werden konnte.

Diese Aufführung entschied über seine Zukunft. Während die guten Freunde den siebenundzwanzigjährigen Sonderling, der ohne alle literarische Vorspiele aus dem Stegreif zum Dramatiker geworden war, beglückwünschten, war ihm selbst während der Darstellung seines Stückes erst die ganze Größe seines Wagnisses erschreckend klar geworden. Er erkannte den Abgrund seiner Unwissenheit in Allem, was zur Kunst gehörte, die Armseligkeit seiner Verse, die Lahmheit der Composition, abgesehen von dem elenden Spiel, das ihn peinigte. Er gelobte sich feierlich, nicht zu ruhen, bis er die Schande, sich so der Welt preisgegeben zu haben, durch würdige Werke ausgetilgt hätte.

Von diesem Tage beginnt eine fast dreißigjährige Zeit der rastlosesten Arbeit. Denn nicht nur, daß er in seiner eigenen Bildung von vorn anfangen und alle Versäumniß seiner Jugend nachholen mußte: auch einem besser Vorbereiteten konnte das, was Alfieri unternahm, nur mit dem Aufgebot der ungeheuersten Energie gelingen. Er fand weder ein Publikum, das für die Aufnahme und den Genuß tragischer

Kunstwerke empfänglich gewesen wäre, da der entnervende Zauber der Oper alle italienischen Bühnen beherrschte, noch einen Vers, der ihm zum Ausdruck männlicher Gesinnungen und heftiger Leidenschaften tauglich schien, da man die weiche lyrische Cantilene Metastasio's auch von den Brettern herab zu hören verlangte. Mehr aber als jeden Anderen hemmte ihn sein Verhältniß zu der Sprache selbst, in welcher er dichten wollte. Er hatte Jahre lang zu kämpfen, bis er sich völlig von den Einflüssen des französischen Stils befreite und durchaus zum Italiener wurde. Um dies zu erreichen, verzichtete er auf seine Güter in Piemont zu Gunsten seiner Schwester und begnügte sich, um nicht der piemontesischen Censur unterworfen zu bleiben und in Toscana, an der Quelle des reinsten italienischen Idioms, leben zu können, mit einer mäßigen Rente, die oft für seine Bedürfnisse kaum ausreichte. Nun beginnt sein eigentliches waches und thätiges Leben nach der überlangen Dämmerzeit seiner jungen Jahre, in steter angestrengtester Arbeit, in großer Zurückgezogenheit, nur auf den Umgang mit wenigen trefflichen Freunden beschränkt. Der einzige Aufwand, den er sich verstattet, ist der Besitz schöner, edler Pferde. Überall, wo er in seiner Vita auf diese Passion zu sprechen kommt, leuchtet in seiner sonst so herben und nüchternen Darstellung ein liebenswürdiger ironischer Humor auf, und er widmet seinem Hannibalszug über die Alpen mit vierzehn kostbaren englischen Vollblutpferden eine ausführliche epische Beschreibung. Wer sie lesen will, sagt er, möge beurtheilen, ob ich es besser verstanden habe, den Marsch von vierzehn unvernünftigen Thieren durch jene Thermopylen zu disponiren, als die fünf Akte einer Tragödie.

Alfieri war etwa dreißig Jahre alt, als er sich für immer an jene unglückliche liebenswürdige Frau anschloß, die bis zu seinem Ende (zwei Jahre vor Schiller's Tode) Freud' und Leid und sein rastloses Ringen nach Erreichung seines dichterischen Ideals mit ihm theilte. — — — — — — —

Doch ich breche ab, denn es ist nicht meine Absicht, am Faden jenes Vortrags das Leben des Dichters bis zum Ende

zu führen und in ausführlicher Darstellung eine Würdigung seiner Dramen zu versuchen. Sie leben nur in Italien — auch dort nur in seltenen Aufführungen — auf der Bühne fort. Kein anderes Volk hat sie sich angeeignet, und selbst in Deutschland, wo man es liebt, die Bühne zum Schauplatz literarhistorischer Experimente zu machen, hat man es meines Wissens nie wieder mit einem Alfieri'schen Trauerspiel versucht, nachdem die Aufführung des von Knebel übersetzten Saul, die Goethe im Jahre 1809 in Weimar veranstaltete und 1811 wiederholen ließ, keine nachhaltige Wirkung gehabt hatte. Den Versuch zu erneuern, wäre auch hoffnungslos. Das abstracte Pathos, die ascetische Magerkeit der Handlung und der Charakteristik, die aufs Äußerste getriebene Knappheit und damascirte Härte der Diction stehen in zu schroffem Gegensatz zu allen Forderungen, die der germanische Geist an ein Bühnenwerk zu stellen pflegt. Wir verlangen leibhaftige Menschen von möglichst reichem individuellem Gepräge auf der Bühne kennen zu lernen, womöglich mit einem Überschuß an persönlichen Zügen über das eine Schicksal, das der Dichter zu diesem einen Drama gestaltet hat. Überall sind uns, im Gegensatz zu unsern romanischen Nachbarn, die Charaktere wichtiger als die Handlung, so daß Goethe's Götz, Egmont, Faust ihre unvergängliche Anziehung auf den Brettern bewähren, so unzulänglich diese ewigen Dichtungen als dramatische Kunstwerke betrachtet sich darstellen. Anders die Italiener. Ihnen ist Alfieri noch immer der große Tragiker, und die sittliche Energie, die „rauhe Tugend" seiner Helden, die ihnen sympathisch ist, läßt sie vergessen, daß der Dichter, statt Menschengestalten vorüberzuführen, deren lebendige Physiognomien uns vertraut werden, seine tragischen Probleme durch Masken mit starren Gesichtern in automatenhafter Unheimlichkeit abspielen läßt, aus deren Munde fast immer nur die leidenschaftlich erregte Stimme des Dichters ertönt. Diese Stimme aber hat einen erhabenen Klang und weckt ein Echo in der Seele seiner Nation.*)

*) In seinen Biographical and critical essays (London 1855) hat Prescott in treffender Kürze den Eindruck, den Alfieri auf jeden Nicht-Italiener macht, folgendermaßen ausgesprochen (S. 291 u. 94):

Ich sah vor Jahren einmal in Verona Alfieri's Orest aufführen. Unten in der Arena des antiken Amphitheaters war eine elende Bretterbühne aufgeschlagen, auf den Bänken davor saß ein dürftiges Publikum, Soldaten, kleine Handwerker, Facchini und Bauern mit ihren Weibern. Sehr mittelmäßige Schauspieler, die vor diesen Zuschauern sich mit unverhohlener Geringschätzung gehen ließen, stolzirten in den fadenscheinigsten Kostümen und behandelten ihre Rollen anfangs mit sichtbarer Selbstironie. Das morsche Versatzstück, das Agamemnon's Grabmal vorstellte, sah in dem grauen Tageslicht wie eine verblichene spanische Wand aus, und als der Darsteller des Orest sie umarmte und dabei fast umgerissen hätte, konnte er mit Mühe das Lachen verbeißen. Es dauerte aber nicht lange, so verging ihm die Lust, die Sache scherzhaft zu nehmen. Die Gewalt des Stückes ergriff ihn, der oresteische Wahnsinn sträubte ihm selbst, wie den einfachen Zuschauern unten in der Arena, das Haar. Die Bursche, die Limonade, Orangen und

---

Es war, als ob die strengen dorischen Proportionen eines Tempels von Pästum plötzlich aufragten inmitten der leichten Formen der Architektur Palladio's ..... Freilich zeigen seine Personen zu viel von seinem eigenen schroffen und bitteren Temperament, zu viel Familien-Ähnlichkeit mit ihm und untereinander; zu oft hält er schon die bloße Leidenschaft für Poesie und bekleidet ihre Blöße zu wenig mit Bilderschmuck und rednerischer Einkleidung; freilich ist er zuweilen steif, wo er würdevoll sein möchte, und seine gesuchte Energie artet zu oft in bloße Muskelverzerrungen aus. Sein System macht den Eindruck des Strebens nach einer idealen Vollkommenheit, die er nicht zu erreichen vermochte. Es zeugt aber hinlänglich für seine Kraft, daß es ihm glückte, sich zu behaupten im directen Gegensatz zu dem herrschenden Geschmack seiner Landsleute, zu ihrer Neigung zu poetischem Zierwerk, melodischem Ausdruck und Gefühlsschwelgerei ... So scheint er uns wie Dante eine eigene Provinz in der italienischen Literatur einzunehmen, und es ist merkwürdig, daß die beiden Dichter, welche das früheste und späteste Muster an überragender Trefflichkeit in dieser Litteratur sind, so wenig von den allgemeinsten Charaktereigenschaften ihrer eigenen Nation an sich tragen.

Confect feilboten, standen mit ihren Brettern still und vergaßen ihr Geschäft, die Raucher ließen ihre Cigarren kalt werden, und als die Sonne hinter dem obersten Stufenrande des Amphitheaters versank, herrschte unten im dämmrigen Rund eine so athemlose Stille, nur von dem dumpfen Klang der ehernen Verse unterbrochen, wie nur je im alten Athen, wenn der Ruf der Furien den Aeschyleischen Orest und das gedrängte Volk im Theater erschütterte.

Ein einziges Mal hat man in Deutschland Gelegenheit gehabt, eine ähnliche Wirkung eines Alfieri'schen Trauerspiels zu erleben, als die große Künstlerin Adelaide Ristori im Jahre 1855 seine Mirra in Berlin darstellte. Über diese merkwürdige Aufführung, der ich leider nicht beigewohnt, hat Hermann Grimm im ersten Bande seiner „Essays" (Hannover 1859) ausführlich berichtet. Im Folgenden theile ich eine Übersetzung des Stückes mit, das sich in mancher Hinsicht vor den anderen Tragödien Alfieri's auszeichnet. Nirgend sonst hat der Dichter der psychologischen Entwicklung einen so breiten Raum gegönnt, wozu er freilich hier durch sein Thema, das nur in der Geschichte eines verhängnißvollen Seelenkampfes besteht, unwiderstehlich gedrängt wurde. Alles, was an weichen Tönen, an helldunklen Schattirungen, an gebrochenen Farben auf seiner Palette war, hat er an diese rührende Mädchengestalt gewendet und mit sicherem Tact die Klippen, die im Stoffe liegen, vermieden. Zur Einführung in seine Art und Kunst schien mir diese Tragödie, die der Dichter selbst für seine ergreifendste hielt und von welcher Lord Byron, als er sie im Jahre 1819 in Bologna aufführen sah, gesteht, daß sie ihn „in einen tödtlichen Kampf mit mühsam verhaltenen Thränen und in einen lähmenden Schauder, wie er ihn nicht oft durch ein Werk der Dichtung erlitten", versetzt habe, vor allen anderen geeignet.

Die zweite Tragödie, deren Übersetzung ich unternahm, schien mir einer besonderen Beachtung werth, nicht sowohl durch ihren hervorragenden poetischen oder theatralischen Werth, als durch den Umstand, daß Alfieri sie im Wettkampf mit zwei berühmten Vorgängern gedichtet, die zu überbieten seinen Ehrgeiz stachelte. Im Jahre 1713 war der Marchese

Scipione Maffei (1675—1755) mit seiner Merope hervorgetreten und hatte enthusiastischen Beifall geerntet, ohne daß an diesen Erstling des tragischen Theaters in Italien sich irgend eine Nachfolge angeschlossen hätte. Dann hatte Voltaire im Jahre 1737 des als dankbar bewährten Stoffes sich bemächtigt, seinem Vorgänger in jenem berühmten Widmungsbrief die schmeichelhaftesten Sachen gesagt, unter der Maske des Herrn von Lindelle eine hämische Kritik folgen lassen und wiederum als Voltaire in der Antwort an diesen verkappten Angreifer seinen italienischen Freund mit herablassender Höflichkeit in Schutz genommen. Bekanntlich gab eine Aufführung der Voltaire'schen Merope im Jahre 1767 Lessing den Anlaß, sich in vierzehn Stücken der Hamburgischen Dramaturgie über den ganzen Handel und das Verhältniß beider Meropen zu einander auszusprechen, mit einer Gründlichkeit, die wenigen seiner damaligen Leser erwünscht sein mochte. Aber es galt, einen wichtigen Satz der Aristotelischen Poetik gegen Mißverständnisse zu schützen und Voltaire's Ansprüche auf den Ruhm eines großen Tragikers auf das gebührende Maß zurückzuführen — was kümmerte es Lessing, ob vel duo vel nemo seinem langen kritischen Monologe mit Interesse zuhörten? Nach Italien war jene scharfsinnige kritische Studie keinesfalls gedrungen, als Alfieri, der von deutscher Literatur überhaupt nichts wußte, 16 Jahre später seine dritte Merope dichtete. Auch der erste italienische Beurtheiler derselben, Melchior Cesarotti, erwähnt mit keiner Silbe der Lessing'schen Dramaturgie, die zur Beleuchtung dieser neuesten Bearbeitung des alten Stoffes so vielfache Winke und Weisungen gegeben hätte. Allerdings hätte die Kenntniß derselben auf Alfieri's Arbeit wohl kaum einen sonderlichen Einfluß geübt. Seiner starren Eigenart widerstrebte es, anderen als seinen eigenen Eingebungen Gehör zu leihen. Immerhin aber schien es mir der Mühe werth, dieser dritten Merope, mit ihrem kritischen Nachspiel in den Anmerkungen, hier einen Platz einzuräumen, um das gesammte dramaturgische Material, das um diesen Stoff sich gelagert hat, Denen darzubieten, die sich angeregt fühlen möchten, die dramatische Seelenwanderung der Merope-Fabel bis an ihr Ende zu verfolgen.

Mirra.

Trauerspiel in 5 Akten.

Personen:

Ciniro (Kinyras).*)
Cecri (Kenchreis).
Mirra (Myrrha).
Peréo (Pereus).
Euriclea (Eurykléa).

Chor. Priester. Volk.

Ort der Handlung: Der königliche Palast in Cypern.

---

*) Ich habe die italienische Form der Namen beibehalten, die mit der Tonart des Stückes besser im Einklang ist, als die fremdartigere griechische. Der Übers.

Erster Akt.

Scene 1.

Cecri. Euriclea.

Cecri.

Komm, treue Euriclea. Kaum noch brach
Der Morgen an; so früh sucht mein Gemahl
Mich selten auf. Von unsrer Tochter nun,
Der Ärmsten, kannst du Alles mir erzählen.
Schon dein verhärmtes Antlitz, die verstohlnen
Seufzer verrathen mir —

Euriclea.

O Königin!
Das Leben, daß die arme Mirra führt —
Weit härter ist's, als jeder Tod. Dem König
Verhehl' ich ihren schreckenvollen Zustand.
Ein Vater weiß von Mädchenthränen nichts,
Die Mutter nur versteht sie. Drum zu dir
Komm' ich. O hör mich an!

Cecri.

Wahr ist's, schon lang
Seh' ich die Blüte ihrer seltnen Schönheit
Hinwelken. Eine tief verschwiegene
Hartnäck'ge Schwermuth hat den einst so hellen
Blick ihr umflort. Und fände sie nur Thränen!
Doch spricht sie nie vor mir; ihr Auge, stets
Von Thränen schwer, nie seh' ich's überfließen.
Umsonst umarm' ich sie und bitt' und flehe
Umsonst, mir ihren Kummer zu entdecken.
Sie läugnet ihn, obwohl von Tag zu Tag
Ihr Gram nur mehr sie aufreibt.

Euriclea.

Euer Kind
Ist sie dem Blut nach, meines durch die Liebe.
Ich, wie du weißt, erzog sie, und ich leb'
In ihr allein. Zur Hälfte fast verstrich
Das vierte Lustrum, seit ich an die Brust
Sie täglich drücke. Und jetzt soll ich sehn,
Daß auch vor mir, der sie von klein auf alle
Gedanken immer zu vertrauen pflegte,
Sie sich verschlossen zeigt? und red' ich ihr
Von ihrem Herzeleid, auch mir es läugnet
Und fest bleibt und mir zürnt? Und doch, wie oft
Bricht sie vor mir in heiße Thränen aus!

Cecri.

So tiefer Trübsinn in so junger Brust
Schien mir zu Anfang aus dem Zweifel nur
Entsprungen, den in ihr die nahe Wahl
Des Gatten aufgeregt. Die Trefflichsten
Von Griechenlands und Asiens mächt'gen Fürsten
Erschienen um die Wette hier in Cypern
Auf ihrer Schönheit Ruf; und völlig ward
Von uns die Freiheit ihr der Wahl gewährt.
Wohl musste so verschiedner neuer, heft'ger
Gefühle Widerstreit ein junges Herz
Verwirren. Diesen hier empfahl sein Muth;
Jenen die sanften Sitten. Größer war
An Macht der Eine. Würd' und hohe Anmuth
Vereint' ein Andrer. Und sie fürchtete
Vielleicht, ob, wen sie vorzog, ihrem Vater
Minder genehm sein möchte. Ich als Mutter
Und Weib begriff den Kampf, der in der zarten,
Noch unerfahrnen Brust der scheuen Jungfrau
Durch solche Zweifel sich entspann. Doch als
Peréo schlichtet' jeden Streit, der Erbe

Des Reiches von Epirus, dem an Adel,
Macht, Schönheit, Muth und Jugend und Verstand
Kein Andrer gleichkam, als die edle Wahl
Der Tochter auch uns Eltern wohlgefiel
Und Mirra sich im Herzen ihrer hätt'
Erfreuen sollen: o warum erhob sich
Nur wildrer Sturm in ihr, durchtobt sie täglich
Nur tödtlichere Angst? Das Herz in mir
Zerbricht in Stücke bei so bittrem Anblick.

Euriclea.

Ach, hätte sie nur nimmermehr gewählt!
Seit jenem Tage wuchs ihr Leiden stets.
Und diese Nacht, die letzte vor dem Tage
Der Hochzeitsfeier — Himmel! glaubt' ich doch,
Es sei die letzte ihres Lebens. Stumm
Und unbeweglich ruht' ich auf dem Lager,
Das nah dem ihren steht; und lauschend stets
Auf all ihr Regen, schlafend stellt' ich mich.
Doch schon seit Monden, seit ich sie erblickt'
In solcher Qual, bleibt meinem alten Haupt
Die Ruhe fern. Ganz heimlich bei mir selbst
Fleht' ich des güt'gen Schlummergottes Hülfe
Für unsre Tochter an; er breitet schon
Seit vielen Nächten seine sanften Schwingen
Nicht mehr um sie. Erst waren ihre Seufzer
Gleichsam begraben, selten, halberstickt.
Dann — da sie mich nicht hörte — nahmen sie
So heftig zu, daß wider ihren Willen
In wildes, fesselloses Schluchzen sie
Sich wandelten, gemischt mit lautem Schreien.
Und unterm Weinen brach ein einzig Wort
Hervor aus ihren Lippen: Sterben — Sterben!
Oft wiederholt in abgerissnen Lauten.
Ich aus dem Bett und sorgend hin zu ihr.

Kaum aber sieht sie mich, so hemmt sie plötzlich
Jedweden Seufzer, jeden Klagelaut,
Und schnell in königlichem Stolz sich fassend,
Spricht sie: Was kommst du her? Geh fort! Was willst du? —
Das Wort versagte mir; ich weinte nur,
Umarmte sie und weinte wieder. Endlich
Konnt' ich zu Athem kommen. O wie sehr
Bat und beschwor ich sie, die bittre Qual
Mir zu vertrau'n, die, wenn sie sie zurückdrängt,
Mich tödten würd' und sie. Du selbst, die Mutter,
Du hättest zärtlicher und mütterlicher
Nicht sprechen können. Und sie weiß es auch,
Wie ich sie liebe; ja, indeß ich sprach,
Vergoß sie neue Thränen, küßte mich
Und sagte liebevolle Worte. Doch
Hartnäckig läugnend, sprach sie, jedes Mädchen
Sei, nah der Hochzeit, dann und wann von Bangen
Bedrückt ein wenig, und so legte sie
Mir dringend Schweigen auf. Doch ist ihr Gram
So tief in ihr gewurzelt, so gewaltig,
Daß ich mit Zittern zu dir lief, zu flehn
Um Aufschub ihrer Hochzeit. Denn zum Tode
Geht unser Kind, das glaube. Du bist Mutter;
Ich sage Nichts mehr.

Cecri.

Ach — vor Weinen — kann ich
Kaum sprechen! Was, o was nur mag es sein?
Kein andres Weh hat in so zarter Jugend
In ihrem Busen Raum, als Liebesweh.
Doch glüht sie für Peréo, den sie selbst
Freiwillig wählte, warum klagt sie, da
Sie bald die Seine wird? Und hat ein Andrer
Ihr Herz entflammt, warum erwählte sie
Von Allen doch Peréo?

Euriclea.

Nein, nicht Liebe
Ist ihres Leidens Grund, das schwör' ich dir.
Stets wacht' ich über sie. Es konnte sich
Ihr Herz nicht öffnen einer Leidenschaft,
Daß ich's nicht inne ward. Mir hätte sie's
Vertraut, die Mutter freilich ihr an Jahren,
An Liebe Schwester war. Gesicht, Geberden,
Ihr Schweigen, ihre Seufzer, Alles, ach!
Bezeugt mir klar: sie liebt Peréo nicht.
Eh' sie ihn wählte, war sie ruhig, wenn
Auch heiter nicht; und wie sie zögert', eh'
Sie wählte, weißt du. Doch gewiß, kein Mann
Gefiel ihr vor Peréo. Zwar nur darum
Schien sie ihn vorzuziehen, weil die Wahl
Ihr Pflicht war oder däuchte. Nein, gewiß,
Sie liebt ihn nicht. Und doch, wen könnte sie
So lieben wie den herrlichen Peréo?
Ich weiß, wie hochgesinnt ihr Herz; ihr Busen
Hat nur für eine edle Flamme Raum.
Das kann ich schwören: wen sie lieben soll,
Muß königlichen Blutes sein, kein Niedrer.
Wer war nun hier, unwürdig, daß sie ihn
Mit ihrer Hand beglückte? Also stammt
Ihr Kummer nicht aus Liebe. Liebe läßt,
Auch wenn sie sich von Seufzern nährt und Thränen,
Doch immer einen Strahl der Hoffnung leuchten
Bis in des Herzens Grund. Ihr aber glänzt
Kein Hoffnungsschimmer; ihre Wund' ist nur
Allzu gewiß unheilbar. O der Tod,
Den sie beständig ruft, käm' er zu mir!
Dann säh' ich sie doch nicht an innrer Glut
Langsam vergehn!

Cecri.

O Qual! Nein, diese Hochzeit
Soll nie Statt haben, wenn des einz'gen Kindes
Sie uns berauben kann. Geh nun zu ihr
Und sag ihr nicht, daß du mit mir gesprochen.
Ich komme selbst, sobald mein Auge wieder
Getrocknet, meine Züge ruhig sind.

Euriclea.

Ach, komm nur bald! Ich eile zu ihr. Schon
Zu lang blieb ich ihr fern. O Himmel, während
Ich hier mit dir so langer Zwiesprach pflog,
Wer weiß, ob nicht mit neuer Macht ihr Schmerz
Sie überfiel! O welches Mitleid regst
Auch du, unsel'ge Mutter, in mir auf!
Nun fort! O zögre nicht! Je mehr du eilst,
Je besser.

Cecri.

Denke selbst, was es mich kostet,
Zu zögern; doch zu ungewohnter Stunde
Will ich sie weder rufen, noch ihr nahn
Mit so verstörtem Antlitz. Weder Furcht
Noch Schmerz soll ihr durch mich bereitet werden.
So leicht erregbar, schüchtern und bescheiden
Ist sie, daß man mit zu viel zarter Güte
Ihr nie begegnen kann. Auf denn, und geh,
Und bau auf mich, wie ich auf dich allein!

Scene 2.

Cecri.

Was aber nun? Fast schon ein Jahr verging,
Seitdem ich mit ihr leide, und noch fand
Ich keine Spur der Ursach ihres Grams.
Vielleicht daß Götter, neidend unser Glück,

Uns rauben wollen ein so seltnes Kind,
Das beider Eltern einz'ger Trost und Stern.
Dann, Götter, musstet ihr sie nicht uns schenken.
Venus, o du, erhabne Göttin, dieser
Nur dir geweihten Insel hohe Herrin,
Wie? zürnst du ihr vielleicht, weil sie zu schön?
Suchst du darum auch mich so grausam heim
Wie sie? Ach, meinen thörigen Mutterstolz,
Den Überschwang der Zärtlichkeit und Freude —
Mit blut'gen Thränen soll ich dir ihn büßen!

Scene 3.

Ciniro. Cecri.

Ciniro.

Genug der Thränen, Frau! Ich weiß um Alles,
Zwang Euriclea, Alles zu gestehn.
O stürb' ich selbst doch lieber tausendmal,
Als unsrer einz'gen heißgeliebten Tochter
Zwang anzuthun. Wer hätt' es je geträumt,
Daß diese Hochzeit, die sie selbst gewünscht,
Sie dahin brächte! Doch nichts mehr von Hochzeit!
Mein Reich, mein Leben wird mir werthlos, nichts
Gilt auch der Ruhm mir, wenn ich unser einzig
Geliebtes Kind nicht völlig glücklich weiß.

Cecri.

Und dennoch: nie war Mirra wankelmüthig.
Ihr Geist wuchs ihren Jahren früh voraus,
Fern blieb ihr thöricht Wünschen; sorglich stets
Kam allen unsern Wünschen sie zuvor.
Sie weiß, wie sehr durch ihre edle Wahl
Sie uns beglückte; nimmer kann sie drum,
Nein, nimmer sie bereun.

Ciniro.

Und wenn sie doch
Im Herzen Reue fühlte? Geh zu ihr,
Forsche, so liebevoll die Mutter nur
Vermag; sie muß ihr Herz dir endlich öffnen,
So lang es Zeit. Ich öffne meins dir ganz
Und sag' und schwöre, daß ich nur das Wohl
Der Tochter will. Zwar nützte mir die Freundschaft
Des Königs von Epirus, und Peréo,
Sein Sohn, vereinigt mit der künft'gen Hoffnung
Des mächt'gen Reichs noch einen höhern Werth
In meinen Augen. Hat er doch ein menschlich
Gemüth, ein Herz nicht minder weich als adlig
Gezeigt, und heiß von Liebe seh' ich ihn
Entflammt für Mirra. Einen würdigern
Gemahl, sie zu beglücken, fänd' ich nie.
Fest hofft er auf die Hochzeit, und mit Recht
Wird er erzürnt sein, gleich dem Vater, wenn
Sie nicht gefeiert wird. Ja, Unheil kann
Ihr Zorn uns bringen, und fürwahr, gewichtig
Muß jedem Fürsten diese Rücksicht dünken.
Mir wiegt sie leicht. Zum Vater machte mich
Natur, zum König nur der Zufall. Was
Das Staatswohl heischt von Andern meines Rangs,
Dem sie des Herzens Wunsch zu opfern pflegen,
Wiegt mir nicht einen ein'gen Seufzer auf,
Der meiner Tochter Busen sich entringt.
Nur ihre Freude kann mich fröhlich machen,
Nichts Andres sonst. Nun geh und sag ihr das,
Und daß sie ja nicht fürchte, mich zu kränken,
Wenn sie die Wahrheit dir enthüllt; sie fürchte
Allein, uns durch ihr Unglück zu betrüben.
Indessen forsch' ich klug Peréo aus,
Ob er von ihr geliebt sich glaubt, und will

Ihn vorbereiten, das zu thun, was er
Mir schuldet, wie sich selbst. Doch muß es sein,
Bleibt uns nur kurze Frist, es abzustellen.

Cecri.

O wohlgesprochen! Jetzt zu ihr. Mir ist's
Der größte Trost in unserm Leid, zu sehn,
Daß uns Ein Wille, Eine Liebe leitet.

Zweiter Akt.

Scene 1.

Ciniro. Peréo.

Peréo.

Hier bin ich, König. Nicht mehr fern, so hoff' ich,
Ist ja die Stunde, wo ich „theurer Vater"
Dich nennen darf.

Ciniro.

Peréo, hör mich an.
Wenn du dich selber kennst, wirst du gewiß
Nicht zweifeln, mit wie stolzer Freude dich
Ein Vater, der die einz'ge Tochter liebt,
Als seinen Eidam grüßt. Hätt' ich aus allen
Erlauchten Mitbewerbern den Gemahl
Für meine Mirra selbst erwählen sollen,
Ich hätte, sonder Schwanken, dich gewählt.
Da sie dich selbst dann wählte, mufst du doppelt
Mir theuer sein. Du ragtest über Allen
Hervor in Allem, Jeder räumt' es ein.
Mir aber warst du nicht nur um dein Blut
Und deines Vaters Reich der Erste, nein,
Um noch ganz andre, ganz dir eigne Gaben,
Durch die auch ohne Thron du jeden König
Besiegtest —

Peréo.

Vater — (laß mich dich schon jetzt
So nennen!) — nein, mein größtes, einziges
Verdienst ist deine Gunst. Ich wage dir
Ins Wort zu fallen, doch so großes Lob,
Eh ich's verdient, kann ich nicht hören. Wohl
Ein mächt'ger Sporn wird's meinem Herzen sein,
Zu werden einst, wie du mich glaubst und wünschest.
Mirra's Gemahl, dein Eidam, muß wohl reich sein
An jeder Tugend. Sei dein Wort mir denn
Zum guten Zeichen!

Ciniro.

Wie du bist, so sprichst du,
Und weil du's bist, darf wie zu meinem Sohn
Zu dir ich reden. Von wahrhaft'ger Liebe
Seh' ich für Mirra dich erglühn und würde
Durch Zweifel schwer dich kränken. Doch — gesteh mir —
Wenn nicht zu dreist dir meine Frage scheint —
Liebt sie dich ganz so wieder?

Peréo.

Nichts vor dir
Verhehlen darf ich. Ach! wohl möchte Mirra
Mich wieder lieben, doch es scheint, sie kann nicht.
Einst hofft' ich es — und hoff' es noch; zum mindsten
Täusch' ich mir's vor. Zwar unerklärlich ist
Die Haltung mir, in der sie mir begegnet.
Ciniro, du, obwohl du Vater, stehst
Im Flor der Jahre noch und weißt von Liebe.
Was sagst du, daß sie stets mit Zittern nur
Mir naht, sich dazu zwingen muß, ihr Antlitz
In tiefes Blaß getaucht, die schönen Augen
Mir niemals gönnt, nur scheue, abgerissne,
Sparsame Laute unter Todeskälte

Hinwirft, zu Boden starrend, stets die Wimpern
Von Thränen schwer — die Seele wie begraben
In furchtbarm Leid, hinwelkend ihrer Schönheit
Himmlische Blüte — so erscheint sie stets.
Doch spricht sie von der Hochzeit, und bald glaubst du,
Sie wünsche selbst sie, bald, sie sei verhasst ihr
Mehr als der Tod; jetzt nennt sie selbst den Tag,
Jetzt schiebt sie ihn hinaus. Befrag' ich sie,
Warum sie traurig sei, so läugnet sie's.
Doch ihr Gesicht voll tödtlich banger Qual
Zeigt ihren wahren Zustand. Sie betheuert
Mir jeden Tag, sie wolle mich zum Gatten.
Daß sie mich liebe, sagt sie nie. Ihr edles
Herz kann nicht heucheln. Mich verlangt nach Wahrheit,
Und dennoch fürcht' ich sie; die Thränen hemm' ich,
Ich brenne, leid' und wage nicht zu sprechen.
Jetzt will ich ihres Worts sie selbst entbinden,
Jetzt sterben, wenn ich sie verlieren soll;
Und sie besitzen, ohn' ihr Herz zu haben,
Verschmäh' ich. — Weh! Ich weiß nicht, ob ich lebe,
Ob sterbe. — So, verschlossen für einander,
Das Herz gleich voll von Leid, wenn auch verschiednem,
Sind dem verhängnißvollen Tage wir
Genaht, den sie unwiderruflich für
Die Feier festgesetzt. O wäre nur
Ich selbst allein das Opfer solcher Qual!

Ciniro.

Mit dir, wie mit der Tochter, leid' ich. Dein
Freimüthig warmes Wort enthüllt ein Herz
Voll edlem Hochsinn: so erwartet' ich's.
Drum sollst du mich nicht minder offen finden.
Ich zittre für mein Kind. Dir fühl' ich nach
Den Schmerz des Liebenden. Theile mit mir

Den Schmerz des Vaters, Prinz. O wenn sie je
Durch mich unglücklich würde ...! Zwar, sie hat
Dich frei gewählt — zwar, Niemand thut ihr Zwang.
Wenn aber dennoch Scham und Mädchenscheu —
Kurz, wenn sie dennoch thöricht jetzt bereute —

Peréo.

Nicht weiter! Ich versteh' dich. Kannst du Dem,
Der liebt wie ich, das theure Wesen zeigen,
Durch ihn unglücklich? Soll ich mich erkennen
Als schuld an ihrem Leid, ob auch unschuldig,
Und nicht vor Schmerz vergehn? O, Mirra spreche
Jetzt über mich und mein Geschick das Urtheil,
Und wenn Peréo ihr unleidlich ward,
Sie sag' es dreist; ich werde diese Liebe
Doch nie bereu'n. O möchten meine Thränen
Sie heiter machen! Auch das Sterben wird
Mir süß sein, wenn es ihr zum Glücke dient.

Ciniro.

O Sohn, wer kann dich hören ohne Thränen?
Kein Herz kann treuer sein, von tiefrer Glut
Erfüllt, als deins. Ach, wie du mir gethan,
Oeffne dein Herz auch meiner Tochter. Sicher,
Wenn sie dich hört, muß sie sich dir enthüllen.
Daß sie die Wahl bereue, glaub' ich nicht;
(Wer, der dich kennt, vermöcht' es?) doch vielleicht
Kannst du die Ursach des geheimen Grams
Ihr doch entreißen. Sieh, da kommt sie selbst.
Ich ließ sie rufen, und nun lass' ich dich
Mit ihr allein. Des Vaters Gegenwart
Ist Liebenden ein Zwang. Nun, Prinz, enthüll ihr
Dein edles Herz, das jedes Herz gewinnt.

Scene 2.

Mirra. Peréo.

Mirra (für sich).

So läſſt er uns allein? O harte Prüfung!
Er ſpaltet mir das Herz!

Peréo.

Der Tag iſt endlich
Erſchienen, Mirra, der mein Glück für immer
Begründen müſſte, wüſſt' ich dich beglückt.
Im Feſtgewande zwar erblick' ich dich,
Mit hochzeitlichem Kranz das Haar geſchmückt.
Doch dein Geſicht, dein Blick, Geberde, Gang —
Alles an dir iſt Trauer. Wer dich mehr,
O Mirra, als ſein Leben liebt, kann nicht
Zu unlösbarem Bund in ſolcher Stimmung
Dich ſchreiten ſehen. Zeit iſt's, hohe Zeit,
Daß du dich ſelbſt nicht länger täuſchen darfſt,
Noch uns. Was auch die Urſach deiner Pein,
Bekenne ſie mir offen, oder ſprich,
Du habeſt kein Vertraun zu mir, ich ſcheine
Dir nicht mehr würdig deiner Wahl und heimlich
Sei ſie dir leid geworden. Nicht darum
Werd' ich dir zürnen, nur in tödtlichem
Gram von dir gehn. Was aber kann im Grunde
Dich die Verzweiflung eines Menſchen kümmern,
Den du nicht liebſt, kaum achteſt? Mir liegt einzig
Daran, nicht deines Unglücks Schuld zu ſein.
Sprich alſo dreiſt! Was ſchweigſt du regungslos?
Tod und Verachtung athmet dein Verſtummen.
Klar ſagt dein Schweigen: du verabſcheuſt mich
Und wagſt es nicht zu ſagen. Nimm dein Wort denn
Zurück. Für immer deinen Blick zu meiden

Will ich bemüht sein, da zu einem Schreckbild
Ich dir geworden. Doch — war ich's schon früher,
Was hast du mich gewählt? wurd' ich's erst später,
Sag, was verbrach ich gegen dich?

Mirra.

O Prinz —
Viel düstrer, als es ist, malt deine Liebe
Mein Leid dir; die entflammte Phantasie
Reißt deine Seele über alle Schranken
Der Wahrheit fort. Ich schwieg bei deinen Worten?
Was Wunder? Unerwartetes vernahm ich
Und Unerwünschtes, ja und mehr: Unwahres.
Was kann ich da erwidern? Dieser Tag
Ward für die Hochzeit anberaumt. Ich eile
Herbei, und der von mir erwählte Gatte
Zweifelt indeß an mir? Wahr ist's, ich bin
Vielleicht so froh nicht, wie ich sollte, da mir
Ein Gatte ward, wie du. Doch häufig ist
Schwermuth Natur, und wer sie in sich fühlt,
Kann keinen Grund angeben; häufig auch
Verdoppelt sie das stete Forschen Andrer,
Das ihren Quell doch nicht ergründen kann.

Peréo.

Ich bin dir unlieb. Klar erkenn' ich's. Lieben
Kannst du mich nicht, ich wusst' es. Thör'ge Hoffnung
War schmeichelnd in mein krankes Herz geschlichen:
Du hasstest wenigstens mich nicht. Noch früh
Genug für deinen Frieden und den meinen
Ward ich die Täuschung inne. Machtlos bin ich
Genüber deinem Haß; doch sorgen kann ich,
Daß du mich nicht verachtest. Frei und ledig
Bist du hinfort von jeglichem Gelübde.
Vergebens hältst du fest das unerwünschte:

Nicht ich, nicht deine Eltern zwingen dich,
Nur deine falsche Scham. Damit man nicht
Des Wankelmuths dich zeihe, willst du selbst,
Dir Feind, das Opfer deines Irrthums werden
Und denkst, ich litt' es? Nie! Daß ich dich liebe
Und dich vielleicht verdiente, muß ich jetzt
Beweisen, auf ein Glück verzichtend —

Mirra.

Treibst du
Mich vollends zur Verzweiflung? O wie soll
Ich froh erscheinen, seh' ich deine Liebe
Sich nie an mir genügen? Wie enthüllt' ich
Dir eines Schmerzes Ursach, den man mir
Zum größten Theil andichtet? Was an ihm
Wahr ist, vielleicht hat's keinen andern Grund,
Als daß ich zage vor dem neuen Leben,
Vorm Scheiden von den Eltern, die vielleicht ich
Nie wiedersehe, vor dem fremden Land,
Dahin ich geh', dem neuen Himmel, tausend
Andern Gedanken, zärtlicher und trüber,
Die alle, mehr als jedem Andern, sicher
Nicht fremd sein können deinem edlen Sinn.
Ich habe mich freiwillig dir geschenkt.
Es reut mich nicht, ich schwöre dir's. Denn wär's,
Dir sagt' ich's, den ich über Alle schätze.
Nichts könnt' ich dir verhehlen — was ich nicht
Zuvor mir selbst verhehlt. Und darum bitt' ich:
Liebst du mich mehr als Andre, um so wen'ger
Sprich mir von diesem Gram, und er wird schwinden.
Verachten würd' ich mich, wenn ich mich dir
Hingeben wollt' und dich nicht schätzte. Wie auch
Vermöcht' ich das? Sagen, was ich nicht denke,
Nie werd' ich's können; und so sag' und schwör' ich:

Nie eines Andern will ich sein, als dein.
Was kann ich mehr noch sagen?

Peréo.

O, was mehr
Noch wär' und mich beseligte, um das
Wag' ich dich nicht zu flehn. Gewißheit wäre
Vielleicht das Schlimmste. So verschmähst du wirklich
Nicht, mein zu sein? fühlst keine Reue? wünschest
Nicht weitren Aufschub?

Mirra.

Nein, dies ist der Tag,
Heut werd' ich dir vermählt. Doch morgen laß uns
Die Segel lichten und von diesem Land
Für immer scheiden.

Peréo.

Wie? Was sagst du da?
Wie nun so rasch, so völlig widersprichst du
Dir selbst? Die Heimath, die erlauchten Eltern
Schmerzt es dich zu verlassen, und du willst
So schnell, für immer —

Mirra.

Ja, ich will — für immer
Von ihnen gehn, und dann — vor Kummer sterben!

Peréo.

Was hör' ich! Dich verräth dein Schmerz — du blickst
Und stammelst in Verzweiflung. Ha, ich schwör's:
Nicht will ich schuld an deinem Tode sein,
Nie! Lieber sterb' ich selbst!

Mirra.

Wohl hat der Schmerz
Mich fortgerissen. Aber nein! Mein Vorsatz
Bleibt unerschüttert. Ist mein Herz gefasst

Auf dieses Unglück, wird mir minder hart
Das Scheiden sein. Mein Trost bist du —

Peréo.

Nein, Mirra,
Ich bin die Ursach, ich, (obwohl unschuldig)
Des fürchterlichen Sturms, der deine Brust
Durchtobt und ganz zerstört. Nicht länger will ich
Mit meiner läst'gen Gegenwart ihn zügeln.
Entweder, Mirra, gieb den Eltern selbst
Ein Mittel an, vor so unsel'gem Bunde
Dich zu bewahren, oder heute noch
Wirst von Peréo's bittrem Tod du hören.

Scene 3.

Mirra.

O, geh nicht zu den Eltern! — Höre mich! — —
Er ist enteilt! — Himmel, was sagt' ich? Rasch
Zu Euriclea! Keinen Augenblick
Will ich allein hier mit mir selber bleiben.

Scene 4.

Euriclea. Mirra.

Euriclea.

Wo lenkst du deinen Schritt so eilig hin,
O meine süße Tochter?

Mirra.

Wo nur kann ich
Trost finden, als bei dir? Dich sucht' ich auf.

Euriclea.

Ich stand von fern und ließ kein Aug' von dir.
Nie kann ich dich verlassen, weißt du ja,
Und wirst mir's wohl verzeihn. Ich sah Peréo
Verstört hinweggehn, finde dich bedrückt

Von nur noch tieferm Schmerz. Ach Kind, so laß
Nun deine Thränen doch in meinen Busen
Sich frei ergießen!

Mirra.

Liebste Euriclea,
Ach ja, bei dir kann ich doch weinen. Sonst
Sprengt mir verhaltne Thränenflut das Herz.

Euriclea.

In solcher Stimmung, Tochter, schreitest du
Zur Hochzeitsfeier?

Mirra.

Vorher wird der Schmerz
Mich tödten, hoff' ich. Aber nein, zu kurz
Ist ja die Frist — hernach wird er mich tödten
Und bald genug. — O sterben, sterben! sonst
Ersehn' ich nichts, und bin nichts Andres werth.

Euriclea.

O Mirra, keine andren Furien können
So grausam dir die junge Brust zerfleischen,
Als die der Liebe.

Mirra.

Was erkühnst du dich
Zu sagen? welche Lüge?

Euriclea.

O du darfst mir
Nicht zürnen, Kind! Schon lange denk' ich dies.
Doch, wenn dich's aufbringt, will ich nicht mehr wagen
Es auszusprechen. Fahre du nur fort,
Vor mir den Thränen freien Lauf zu lassen.
Weiß ich's doch selber nicht gewiß, und hab's
Stets deiner Mutter eifrig abgestritten.

Mirra.
Was hör' ich! Himmel! Hat' auch sie vielleicht
Geargwöhnt —

Euriclea.
Wer, der ein so junges Kind
So traurig sieht, glaubt nicht, daß Liebe nur
Die Ursach sei? O rührte nur dein Gram
Von Liebe her, so würd' es doch ein Mittel
Zur Heilung geben. Da ich nun schon lang
So schwer mich ängstigt', trat ich eines Tags
Vor den Altar der hehren Göttin Venus,
Und vor dem heil'gen Bildniß hingestreckt
Mit Thränen, Weihrauch, heißem Flehen aus
Dem tiefsten Herzen sprach ich deinen Namen
Im Tempel aus —

Mirra.
Weh mir! Was wagtest du!
Venus? — Die Göttin, die so unversöhnlich
Mich ihren Zorn läßt fühlen. — O! Was red' ich —
Ich schaudre — zittre —

Euriclea.
Wahr ist's, ich that übel.
Verschmäht ward von der Göttin mein Gebet,
Der Weihrauch brannte schwer, nach unten wirbelnd
Senkte der Rauch sich auf mein greises Haupt.
Und denk: als ich die Augen zitternd hebe
Zu ihrem Bild, schien mir's, als scheuche sie
Mit dräu'ndem Blick mich weg von ihren Füßen,
Von grauenvoller Wuth entflammt, sie selbst,
Die hohe Göttin. Aus dem Tempel stürz' ich
Entsetzt mit schwankem Schritte; noch, indem
Ich dir's erzähle, fühl' ich, wie mein Haar
Vor Grau'n sich wieder sträubt.

Mirra.

Du machst auch mich
Vor Schreck erschaudern. O was wagtest du!
Kein Gott, noch minder unsre strenge Göttin
Läßt sich für Mirra noch hinfort erflehn.
Verlassen bin ich von den Göttern. Offen
Den Furien ist meine Brust. Dort haben
Nur sie noch Macht und Sitz. O wenn ein Hauch nur
Von wahrem Mitleid in dir wohnt, du Treue,
Entreiß mich, du nur kannst es, dieser Qual!
Zu langsam, ob auch maßlos, ist mein Schmerz.

Euriclea.

Du machst mich zittern — Was kann ich —

Mirra.

Ich flehe
Dich an, kürz meine Leiden ab! Du siehst,
Wie langsam sich mein armer Leib verzehrt.
Dies mein Hinschwinden tödtet meine Eltern.
Mir selbst verhaßt, und Andern nur zur Qual
Kann ich nicht leben. Lieb' und wahres Mitleid
Verhülfe mir zum Tod; so hilf mir du!

Euriclea.

O Himmel, ich —? Das Wort versagt mir — Athem
Und Sinne —

Mirra.

O ich seh's, du liebst mich nicht.
Mit Unrecht glaubt' ich deine greise Brust
Hochherz'ges Mitleid zu empfinden fähig;
Hast du doch selbst, da ich ein zartes Kind
Noch war, mich Edelsinn gelehrt. Wie oft
Hört' ich von dir, dem Menschen sei es Pflicht,
Tod vorzuziehn der Schande. Weh — was sag' ich?

Du aber hörst mich nicht? — Stumm — regungslos —
Kaum athmend — Gott! Was sagt' ich denn? Vor Schmerz
Sinnlos — ich weiß es nicht. Doch ach, vergieb mir
Und komm nur zu dir, meine zweite Mutter!

Euriclea.

O Kind! o Kind! — Von mir willst du den Tod?
Den Tod von mir?

Mirra.

Schilt mich nicht undankbar.
Glaub nicht, daß meine Liebe mich verhärtet
Für Andrer Leid. — Willst du nicht sehn, wie ich
In Cypern sterbe? Nun, bald wirst du hören,
Daß ich nicht lebend nach Epirus kam.

Euriclea.

Umsonst bestehst du drauf, die schreckensvolle
Hochzeit zu feiern. Deinen Eltern sag' ich
Alles sofort —

Mirra.

Thu's nicht, wenn meine Liebe
Du nicht verlieren willst. Thu's nicht, ich bitte,
Beschwöre dich, bei deiner Liebe. Worte
Aus wundem Innern soll man nicht beachten.
Erleichtert hat mich's — da ich solches sonst
Mir nie gestattet — hier vor dir zu weinen,
Von meinem Schmerz zu reden. Nun ward mir
Der Muth verdoppelt. Wenig Stunden noch,
So wird vollbracht die hochzeitliche Feier.
Bleib immer neben mir. Komm. Mehr und mehr
In meinem hohen, unabänderlichen
Entschluß mich zu bestärken, sorge du.
Hilf mir mit deiner mehr als mütterlichen
Lieb' und zugleich mit deinem treuen Rath.

Biet Alles auf, daß ich bei meinem Vorsatz
Beharren mag, der einzig ehrenvoll!

Dritter Akt.

Scene 1.

Ciniro. Cecri.

Cecri.

Kein Zweifel ist, obwohl Peréo noch
Nicht zu uns kam, Mirra's Gefühle konnten
Ihm nicht genügen. Daß sie ihn nicht liebt,
Weiß ich gewiß, und schließt sie diesen Bund,
Geht sie unrettbar ihrem Tod entgegen.

Ciniro.

Als letzte Probe laß die Wahrheit uns
Nun hören von ihr selbst. In deinem Namen
Ließ ich ihr sagen, daß sie zu dir komme.
Von uns will Keiner, daß ihr Zwang geschehe.
Wie wir sie lieben, weiß sie wohl, und ihr
Sind wir nicht minder theuer. Daß sie diesmal
Ihr Herz uns ganz verschlossen halte, scheint
Unmöglich, da wir selbst zur Herrin sie
Nicht über sich nur, über uns gemacht.

Cecri.

Da kommt sie. O sie scheint ein wenig heitrer,
Ihr Schritt ist rascher. Wenn sie wieder würde,
So wie sie war! Wenn nur ein Blitz der Freude
Ihr Antlitz überfliegt, ist mir's, als kehrte
Das Leben mir zurück.

Scene 2.

Mirra. Cecri. Ciniro.

Cecri.

Geliebte Tochter,
O komm zu uns! O komm!

Mirra (für sich).

Himmel! was seh' ich?
Der Vater auch!

Ciniro.

Tritt näher! Unsre einz'ge
Hoffnung und Lebensfreude, nähere dich
Getrost und fürchte nicht des Vaters Anblick,
So wenig wie du vor der Mutter bebst.
Sprich zu uns Beiden nun. Wenn du den Grund
Des traurigen Zustands uns enthüllen magst,
Giebst du uns Leben; wenn ihn zu verschweigen
Du vorziehst oder heilsam glaubst, o Tochter,
Kannst du auch das. Dein Wunsch ist ja der unsre.
Nur Eine Stunde fehlt noch bis zur Schließung
Des ehelichen Bunds. Für sicher hält's
Ein Jeder; doch, wenn du im Herzen dich
Verwandelt fühlst und das gegebne Wort
Bereust, wenn deine unerzwungne Wahl
Dir jetzt mißfällt, so fasse Muth, so fürchte
Nichts auf der Welt, vertraue dich uns an.
Zu Nichts bist du verpflichtet; wir zuerst,
Wir lösen dein Gelübd', und, deiner würdig,
Giebt dich Peréo edelmüthig frei.
Nicht werden wir des Unbestands dich zeihen,
Nein, lieber glauben, neue, reifere
Gedanken zwängen dich zu diesem Schritt.
Kein niedriger Beweggrund kann dich leiten.
Dein Seelenadel, dein erhabner Sinn,

Wir kennen sie, wie deine Kindesliebe.
Nichts, was unwürdig dein und deiner Abkunft,
Vermagst du nur zu denken. So geschehe
Dein Wille ganz, damit nur wieder du
Dich glücklich fühlst und deine Eltern auch
Beglückst durch deinen Frohsinn. Was drum auch
Dein Wille sei, sprich es nur offen aus
Wie zu Geschwistern.

Cecri.

Thu es, Kind! Du siehst,
Selbst von der Mutter Lippen könntest du
Kein liebevollres, sanftres Wort vernehmen,
Als dieses.

Mirra (für sich).

Giebt's auf Erden eine Qual,
Die meiner gleichkommt?

Cecri.

Aber wie? Du sprichst
Nur seufzend mit dir selbst?

Ciniro.

O laß dein Herz
Zu uns jetzt reden! Sprechen wir mit dir
Doch keine andre Sprache. Sag uns also —

Mirra.

Herr —

Ciniro.

Du beginnst nicht gut. Für dich bin ich
Nicht Herr, für dich nur Vater. Kannst du wohl
Mich anders nennen, Kind?

Mirra (für sich).

O Mirra, dies ist
Das Schrecklichste! Muth, meine Seele —

Cecri.

Himmel!

Ihr Antlitz todtenblaß —

Mirra.

Meins?

Ciniro.

Warum bebst du?

Wie? Vor dem Vater?

Mirra.

O — ich zittre nicht —

Ich glaub's nicht, oder will doch nicht mehr zittern,
Da ihr so zart und gütig mich befragt.
Bin ich doch euer einz'ges, nur zu sehr
Geliebtes Kind. Ich seh', wie meiner Freuden
Ihr euch erfreut und mitfühlt meine Schmerzen;
Das eben schärft die Qual mir. Denn mein Leid
Wuchs über alle Grenzen der Natur.
Umsonst verberg' ich's, möcht' es euch vertrau'n,
Wenn ich es selbst verstünde. Lang bevor
Ich aus der edlen Schaar erlauchter Freier
Peréo wählte, fühlt' ich Jahr um Jahr
Und Tag für Tag die tiefe Schwermuth wachsen,
Die mich befallen. Ein erzürnter Gott
Nahm unversöhnlich, unbekannt Besitz
Von meiner Brust, und darum bin ich machtlos
Vor seiner Macht. O Mutter, glaub es: stark,
Sehr stark (so jung ich bin) war stets in mir
Der Geist, auch heut noch; doch der schwache, kranke
Leib unterliegt, und Schritt für Schritt — ich fühl's —
Nah' ich der Gruft. Die wen'ge seltne Nahrung
Wird mir zu Gift; der Schlummer flieht mich, oder
Es martern schlimmer, als das Wachen, mich
Mit Todesschreckgesichten meine Träume.

Bei Tag und Nacht — nie kann ich Frieden finden,
Nie Ruh' und Rast. Und doch verlangt mich nicht
Nach Linderung. Als einz'ge Rettung seh' ich,
Erharr' ich und erfleh' ich nur den Tod.
Doch nur zu größrer Qual hält mich das Leben
In seinen Banden. Jetzt beklag' ich, jetzt
Verabscheu' ich mich selbst. Jetzt Thränen — Wuth —
Und wieder Thränen. Dieser Wechsel ist's,
Nie rastend, unerträglich, unbarmherzig,
In dem ich Tag um Tag unselig lebe.
Doch wie? Seh' ich auch euch mein schrecklich Loos
Beweinen? O geliebte Mutter, laß
An deiner Brust, benetzt von deinen Thränen
Mein Leid nur kurz erleichtert sich ergießen!

Cecri.

O Kind, wer weinte nicht bei deinen Thränen!

Ciniro.

Du spaltest mir das Herz mit deinen Worten.
Doch sage, was soll nun geschehn?

Mirra.

Und doch,
(O glaubt es mir!) nie kam mir's in den Sinn,
Euch zu betrüben, ein vergeblich Mitleid
Euch abzulocken, euch verrathend, wie
Unsagbares ich litt. Seit ich mein Loos,
Peréo wählend, selber mir bestimmt,
Glaubt' ich zu Anfang freilich minder schwer
Daran zu tragen. Doch je mehr der Tag
Sich näherte des unauflösbar'n Bundes,
Je heft'ger wachten meine wilden Qualen
Neu in mir auf, so sehr, daß dreimal schon
Um Aufschub ich gewagt euch anzuflehn.
Wohl bracht' ein wenig Lindrung mir die Frist;

Doch wie die Zeit dahinging, steigerte
Sich meiner Furien Wuth, und heut erreichte
Zu meiner höchsten Scham und größten Qual
Sie ihren Gipfel. Doch zugleich empfind' ich,
Daß ihre Macht an meinem Herzen heut
Ihr Letztes that. Wenn ihr mich mit Peréo
Heut nicht vermählt, ist dies mein letzter Tag.

Cecri.

Was hör' ich? Tochter! Auf der heil'gen Feier
Bestehst du noch?

Ciniro.

Nein! Nie geschehe das!
Du liebst ihn nicht und sollst nicht widerwillig
Die Seine werden.

Mirra.

O vermähl uns, oder
Gieb mir sogleich den Tod! Zwar lieb' ich ihn
Vielleicht nicht ganz so wie er mich — und bin
Auch deß nicht ganz gewiß. Doch glaub, ich schätz' ihn,
Und Niemand auf der Welt wird, außer ihm,
Je mein Gemahl. Peréo, hoff' ich, wird
Mir theuer sein, wie er's verdient. Mit mir
In unauflöslich steter Treue lebend,
Wird er mir Fried' und Freude wiederbringen,
So hoff' ich. Lieb und glücklich wird vielleicht
Mir noch dereinst das Leben sein. O wenn ich
Ihn noch nicht liebe ganz nach seinem Werth,
Nicht ich bin Schuld, — mein Gram, um den ich selbst mich
Verabscheun muß. Ihn wählt' ich ja, und wähl'
Ihn jetzt aufs Neue. Ihn begehr' ich, ihn
Erbitt' ich einzig. Meine Wahl war euch
So über Alles lieb. Erfülle jetzt sich
Alles nach eurem und nach meinem Willen.

Da meinen Schmerz ich überwunden, thut
Ein Gleiches auch. So froh ich irgend kann,
Komm' ich zur Hochzeit bald, und ihr auch werdet
Einst dessen froh sein.

Cecri.

O du seltnes Kind,
Wie viele Gaben schmücken dich!

Ciniro.

Du hast
Ein wenig mich beruhigt. Doch ich zittre —

Mirra.

Mit euch zu sprechen stärkt mich. O gewiß
Werd' ich von Neuem mich beherrschen lernen,
(Wenn es die Götter wollen!) leiht nur ihr
Mir euren Beistand!

Ciniro.

Welchen Beistand?

Cecri.

Sprich!
Gern thun wir Alles.

Mirra.

Wieder muß ich euch
Betrüben. Hört mich an. Ein hoher Trost
Wär' meiner schmerzdurchwühlten Brust, dem kranken,
Verstörten Geist der Anblick neuer Dinge.
Je rascher er mir wird, je heilsamer.
Was es mich kostet — ach! — euch zu verlassen,
Ich kann's nicht sagen; meine Thränen werden's
Euch sagen in der furchtbar'n Abschiedsstunde,
Wofern ich scheiden kann und nicht entseelt,
O Mutter, in den Arm dir sinken muß.
Doch kann ich scheiden, wird der Tag einst kommen,

Wo meinem festen Muth ich Leben, Frieden
Und Freude danke.

Cecri.

Wie? Vom Scheiden sprichst du?
So bald? Und wünschest es zugleich und fürchtest's?
Doch welcher Grund —

Ciniro.

Fort willst du? Und was bleibt uns,
Wenn du uns fern? Wohl sollst du später zu
Peréo's Vater gehen. Doch zuvor
In Freuden hier mit uns noch lange Zeit -

Mirra.

Und kann ich hier nicht länger fröhlich sein,
Wie? wolltet ihr mich lieber todt hier sehn,
Als glücklich wissen an der fremden Küste?
Bald — früher oder später — ruft mein Schicksal
Mich nach Epirus' Königsburg. Dort muß
Ich mit Peréo wohnen. Erbt er dann
Des Vaters Scepter, eines Tages kehren
Wir euch zurück. Ihr seht in Cypern mich
Als frohe, kinderreiche Mutter wieder,
Wenn es die Götter wollen; und den Sohn,
Der euch der liebste sein wird, lassen wir
Zurück als Stütze eurer greisen Jahre.
So sollt ihr einen Erben diesem Reich
Aus eurem Blut doch haben, da die Götter
Bisher euch einen eignen Sohn versagt.
Dann werdet ihr noch selbst die Stunde segnen,
Wo ihr mich scheiden ließet. Ach, erlaubt,
Daß ich am neuen Morgen mit Peréo
Die Anker lichte. Mir im Herzen tönt
Weissagend eine düstre Stimme, daß,

Wenn ihr zu scheiden mir verwehrt — weh mir!
Noch heute hier im unglücksel'gen Haus
Ich einer finstren Macht zur Beute werde,
Die mich für immer grausam euch entreißt.
Habt Mitleid! Glaubt entweder meiner düstern
Vorahnung, oder meinem kranken Wahn
Euch freundlich fügend, lasst dem irren Wunsch
Erfüllung werden. Mein Geschick, mein Leben,
Ja — nur mit Schaudern denk' ich's — euer Schicksal,
Ach, Alles hängt von meinem Scheiden ab.

Cecri.

O Tochter! —

Ciniro.

Weh! Dein Wort macht uns erbeben.
Doch, was du immer wünschest, soll geschehn.
Wie groß mein Schmerz auch sei, eh will ich drauf
Verzichten, dich zu sehn, als so dich sehn.
Und du, geliebte Gattin, schweigst und weinst!
Gewährst du ihren Wunsch?

Cecri.

O wüsst' ich so
Gewiß, daß er mich tödtet, wie ich, ach,
Gewiß bin, daß ich trostlos leben werde!
Bewährte sich zum mindsten einst die frohe
Weissagung, die uns liebe Enkel kündet!
Doch, da es so ihr räthselhafter Wunsch,
Gescheh's, damit sie lebe!

Mirra.

Mutter, du
Giebst mir zum zweiten Mal das Leben jetzt.
In einer Stunde tret' ich zum Altar.
Die Zeit bewährt's, ob ich euch liebe, wenn ich

Auch gern euch zu verlassen scheine. Jetzt
Eil' ich in mein Gemach. Zur Hochzeit soll
Mein Auge trocken sein; mit heitrer Stirn
Will ich den würdigen Gemahl begrüßen.

Scene 3.

Ciniro. Cecri.

Cecri.

Wir Ärmsten! Unser armes Kind!

Ciniro.

Und doch —
Sie täglich mehr in Harm versinken sehn,
Ich trüg' es nicht. Wir hielten sie vergebens.

Cecri.

O mein Gemahl, mir bangt, wenn sie uns kaum
Entrückt ist, tödtet sie ihr wilder Schmerz.

Ciniro.

In ihren Worten, Blicken, ihren Seufzern
Verräth sich eine überirdische Macht,
Die furchtbar sie beherrscht.

Cecri.

Ach, wohl erkenn' ich,
Du unversöhnlich grimme Venus, deine
Grausame Rache. Büßen lässest du
Mich so das stolze Wort, das mir entflohn.
Doch schuldlos war ja meine Tochter; ich
Allein gottlos und frevelhaft!

Ciniro.

O Himmel!
Wie reiztest du die Göttin?

Cecri.

O ich Ärmste!
Hör mein Vergehn, Ciniro. Als dein Weib,

Geliebtes Weib des liebenswerthsten Gatten,
Des schönsten aller Sterblichen, und Mutter
Durch ihn der einz'gen Tochter (einzig in
Der Welt durch Anmuth, Züchtigkeit, Verstand)
Und, ich gesteh's, berauscht von meinen Glück,
Wagt' ich der Venus Opfer zu versagen.
Ja mehr: verblendet, übermüthig, toll
Vor Hochmuth ließ ich von der Lippe mir
Das Wort entschlüpfen, größ're Schaaren hab'
Aus Hellas und vom Osten her der Ruf
Von Mirra's hoher Schönheit angelockt,
Als je nach Cyperns Insel hingeströmt,
Den heil'gen Dienst der Göttin zu begehn.

Ciniro.

O! was enthüllst du?

Cecri.

Sieh, seit jenem Tag
Ward Mirra ruhelos. Ihr junges Leben
Und ihre Schönheit zehrt wie Wachs am Feuer
Sich langsam auf, und keine Freude mehr
Erblüht uns. Was versucht' ich nicht, den Zorn
Der Göttin zu versöhnen? Wie viel Thränen,
Gebet und Weihrauch bracht' ich dar? Umsonst!

Ciniro.

Schlimm thatest du, o Frau, am schlimmsten doch,
Da du mir schwiegst. Ich, völlig schuldlos, hätte
Vielleicht der Göttin Zorn besänft'gen können.
Vielleicht vermag ich's noch. Doch stimm' ich jetzt
Gleichfalls dem Vorsatz unsrer Tochter bei:
Sehr nöthig ist's, sie sonder Aufschub jetzt
Von dieser heil'gen Insel zu entfernen.
Wer weiß, in andre Länder wird sie nicht
Der Zorn verfolgen der gekränkten Gottheit.

Und darum wünscht vielleicht die Unglücksel'ge,
Die Brust von dunklem Vorgefühl erfüllt,
So heiß dies Scheiden, hofft so Viel davon.
Doch sieh, Peréo! sehr erwünscht! Nur er
Kann unser Kind, es raubend, uns erhalten.

Cecri.

O Schicksal!

Scene 4.

Ciniro. Peréo. Cecri.

Peréo.

Langsam, zitternd, unentschlossen,
Voll bittern Wehs erschein' ich. In mir tobt
Ein wilder Kampf. Doch Edelmuth und Liebe
Zu ihr, nicht zu mir selber, siegten endlich.
Das Leben wird mich's kosten, und mich schmerzt
Nur das, daß ich es nicht in eurem Dienst
Hingeben darf. Doch die geliebte Mirra
Will ich dem Tod nicht weihn. Zerrissen wird
Die Fessel, die ihr so verhasst, mit ihr
Mein Lebensfaden.

Ciniro.

O mein Sohn! Noch nenn' ich
Dich so, und bald, so hoff' ich, wirst du's sein.
Nachdem wir dich gehört, erforschten wir
Der Tochter Sinn. Als liebevoller Vater
Drang ich in sie, nach freiem Wunsch und Willen
Durchaus zu handeln; aber fester als
Ein Fels im Sturm verharrt sie. Dich allein
Will und begehrt sie, fürchtet, daß man dich
Ihr nehme. Ihrer Schwermuth Grund zu nennen,
Vermag sie selbst nicht; Siechthum, das zuerst wohl
Nur Folge war des Grams, ist jetzt vielleicht

Sein einz'ger Grund. Allein ihr tiefer Schmerz
Verdient, was es auch sei, all unser Mitleid
Und darf in dir so wenig Zorn erregen,
Wie in uns selbst. Du wirst ein holder Trost
In ihrem Leid sein; all ihr Hoffen ruht
Auf deiner Liebe. Welche stärkre Probe
Verlangst du noch als die: schon morgen früh
Will sie um jeden Preis von uns, die so
Sie lieben, scheiden, weil sie so mit dir
Nur mehr verbunden, mehr die Deine wird.

Peréo.

O könnt' ich es nur glauben! Doch gerade
Dies übereilte Scheiden — weh! ich zittre,
Sie möchte heimlich so zum Werkzeug nur
Mich ihres Tods zu machen denken.

Cecri.

Dir
Vertrau'n wir heut sie an, so will's das Schicksal.
Vor unsern Augen wäre sie entseelt
Hier hingesunken, wenn wir ihren Willen
Noch länger ihr verwehrt. Auf junge Seelen
Hat Wechsel der Umgebung große Macht.
So laß nun allen Trübsinn fahren, nur
Beflissen, mehr und mehr sie aufzuheitern.
Zeig ihr dein altes frohes Angesicht,
Und wenn du nie von ihrem Schmerz ihr sprichst,
Wirst du ihn bald in ihr erlöschen sehn.

Peréo.

Kann ich denn glauben, wirklich glauben, daß
Mirra mich nicht verabscheut?

Ciniro.

Mir doch wohl
Kannst du es glauben; denk, wie ich vorher

Zu dir gesprochen. Ueberzeugt nun ward ich
Durch sie, daß weit entfernt, dich zu verabscheun,
Sie all ihr Heil in dieser Hochzeit sieht.
Sehr sanft begegnen muß man ihr, dann wird sie
Sich Allem fügen. Geh und rüste dich
Zu freud'gem Fest, zugleich bereite Alles,
Um uns beim neuen Frühroth unser Kind
Zu rauben. Zum Altar des großen Tempels
Vor allem Volke Cyperns gehn wir nicht.
Die allzu lange Feier hemmte nur
Den raschen Abschied. Hier im Königsschloß
Töne der Brautgesang.

Peréo.

Du gabst das Leben
Mir wieder. Ungesäumt kehr' ich zurück.

Vierter Akt.

Scene 1.

Euriclea. Mirra.

Mirra.

Ja, theure Euriclea, ganz beruhigt
Siehst du mich nun und fast mit frohem Muth
Der nahen Trennung harrend.

Euriclea.

Ach! ist's wahr?
Du gehst allein mit deinem Gatten, willst
Von so viel treuen Dienerinnen auch
Nicht Eine mit dir nehmen? Nicht einmal
Ich selbst soll um dich sein? Was wird aus mir,
Wenn mir hinfort die süße Tochter fehlt!
Weh mir! schon der Gedanke tödtet mich!

Mirra.

O schweige! Kommen wird ein Tag —

Euriclea.

Ja, gebe
Der güt'ge Himmel das! O liebste Tochter!
Daß du so hart sein könnest, glaubt' ich nie,
Und habe stets gehofft, bei dir zu sterben.

Mirra.

Könnt' ich drein willigen, daß irgend wer
Von hier mir folge, wärst es du allein,
Die ich drum bäte — doch es kann nicht sein.

Euriclea.

Und reisest morgen früh schon?

Mirra.

Endlich haben
Die Eltern mir's gewährt. Das nächste Frühroth.
Wird mich von dieser Küste scheiden sehn.

Euriclea.

Ach, möcht' es dir zum Heil sein! Wenn ich nur
Dich glücklich weiß! Gar wehe thut's, zu sehn,
Daß dieses Scheiden fast dir Freude macht.
Doch, frommt dir's nur, werd' ich zwar weinen, doch
Stumm wie die arme Mutter.

Mirra.

O, warum
Bestürmst du neu mein kaum beruhigt Herz,
Entlockst mir neue Thränen —

Euriclea.

Könnt' ich denn
Die Thränen hemmen? Seh' ich und umarme
Dich jetzo doch zum letzten Mal. Die Last
Der Jahre beugt mich, mehr noch die des Grams.

Kehrst du zurück — wenn's je geschieht — so findst du
Mich in der Gruft. Dann eine Thräne, hoff' ich,
Wirst du der treuen Euriclea — ihrer
Gedenkend —

Mirra.

Ach! hab Mitleid, laß mich, oder
Schweig wenigstens — schweig, ich gebiet' es dir.
Hart muß ich jetzt ja gegen Alle sein,
Und bin es gegen mich zumeist. Ein Tag ist's
Der Hochzeitsfreuden. Wenn du je mich liebtest,
Zeig's durch die letzte harte Probe jetzt,
Zügle die Thränen, dein' und meine. — Doch
Dort naht mein Bräut'gam. Jeder Schmerz verstumme!

Scene 2.

Peréo. Mirra. Euriclea.

Peréo.

Mit unverhoffter Freude hat dein Vater,
O Mirra, mich erfüllt. Er selbst hat freudig,
Da ich mit Zittern meines Schicksals harrte,
Mir dieses Glück verkündet. Deinem Winke
Bereit wird morgen früh mein Segel sein,
Da du es so gewünscht. Mir ist es lieb,
Daß deine Eltern ihre Zustimmung
Dir gern gewährt; mich selbst kann Eins allein
Beglücken: deine Wünsche zu vollziehn.

Mirra.

Ja, theurer Gatte — laß mich so schon jetzt
Dich nennen; wenn ich Etwas glühend je
Gewünscht, so brenn' ich, jetzt beim neuen Morgen
Mit dir zu scheiden, und das will ich. Bald
Mit dir allein zu sein, nichts mehr zu sehn
Von all den Dingen, die so lange Zeugen,

Vielleicht auch Ursach meiner Thränen waren;
Ein neues Meer zu furchen, anzulanden
An neuen Reichen, neue, reine Luft
Zu athmen, immer neben mir zu sehn
Voll Glück und Liebe einen solchen Gatten:
Das Alles wird gewiß in Kurzem mich
Herstellen wie ich war. Dann werd' ich minder
Zur Last dir sein, so hoff' ich. Doch so lang
Musst du mit mir ein wenig Mitleid haben,
Nicht lange mehr, deß sei gewiß. Mein Leid,
Berührst du's nie, wird mit der Wurzel bald
Vernichtet sein. Ach, nicht mein Vaterhaus,
Das ich verließ, nicht meine Eltern, die
Verwaist't und trauernd leben, nichts von Allem,
Was einst mir angehörte, darfst du je
Zurück mir rufen, auch nur nennen. Nur
Durch dieses Mittel wird der Quell der Thränen,
Die endlos ich geweint, gestillt für immer.

Peréo.

Seltsam und unerhört ist dein Begehr;
Die Götter geben, daß es nie dich reue!
Doch, wenn mein Herz auch nicht zu denken wagt,
Daß dn mich liebest, ich bin fest gewillt,
Blind deiner Wünsche jeden zu erfüllen.
Und ist das harte Schicksal mir verhängt,
Nie deine Liebe zu gewinnen, weih' ich
Mein Leben, das ich nur für dich bewahre,
(Mit eigner Hand hätt' ich es schon geendet,
Wenn ich dich heut schon ganz verloren hätte!)
Ja, dies mein Leben will ich deinem Schmerz
Für immer weihn, von dir dazu erwählt,
Mit dir zu weinen, wenn du's wünschest, dir
Mit Spiel und Festen deinen Kummer und

Die Zeit hinwegzutäuschen, wenn dir's frommt,
Zuvorzukommen jedem Wunsch von dir.
Mich immer so, wie du micht brauchst, zu zeigen,
Als Gatten, Bruder, Freund, Geliebten, Diener,
Dazu bin ich bereit, darin allein
Such' ich mein ganzes Sein und meinen Ruhm.
Wenn du mich dann auch nimmer lieben kannst,
Bin ich doch sicher, daß du wenigstens
Mich auch nicht hassest.

Mirra.

O was sagst du! Besser
Erkenn' und würd'ge Mirra und dich selbst.
Zu deinen vielen Gaben fügst du so
Endlose Liebe, daß du einer Andern,
Weit Bessern würdig wärst. Auch mir wird Amor
Das Herz durchglühn, tilgt' er erst ganz darin
Die Thränen aus. Deß zum unzweifelhaften
Beweise diene dir, daß ich dich heut
Zum milden Arzt all meiner Leiden wähle,
Daß ich dich schätze, dich mit lauter Stimme,
Peréo, meinen wahren Retter nenne.

Peréo.

Wie hoch entzückt dein Wort mich! Niemals sprach
Dein schöner Mund so süß zu mir; es steht
Mit Feuerzügen ewig eingegraben
In meiner Brust dies Wort. — Doch sieh, dort kommen
Die Priester schon, das festliche Gewühl
Und unsre theuren Eltern. Holde Braut,
O brächte diese Stunde so dir Glück,
Wie sie die schönste meines Lebens ist!

Scene 3.

Priester. Chor von Knaben, Mädchen und Greisen.
Ciniro, Cecri, Volk. Mirra, Peréo, Euriclea.

Ciniro.

Geliebte Kinder, als ein günstig Zeichen
Nehm' ich's, daß ihr uns Allen vorgeeilt
Zur heil'gen Feier. Dir im Antlitz leuchtet
Das Glück, Peréo, und auch meine Tochter
Tritt still und heiter vor mich hin. Der Segen
Der Götter ist mit uns. Nun mögen Wolken
Von Weihrauch dampfen auf den Hausaltären
Und, um die Götter günst'ger noch zu stimmen,
Ein Lied ertönen; froh gen Himmel schwebe
Lautschallend euer frommer Weihgesang.

Chor.*)

Komm, holder Trost in aller Erdennoth,
Bruder der Liebe, süßer Hymen, finde
Dich segnend ein; dem frohen Paar entzünde
Mit deiner reinen Fackel
Die Glut, die Nichts kann löschen, als der Tod!

Knaben.

Komm freundlich, froher Gott, herabgeflogen
Auf deines Bruders Schwingen —

Mädchen.

Ihm listig zu entringen
Die scharfen Pfeile, sammt dem goldnen Bogen —

Greise.

Und dann enteile
Mit all den Nöthen, die sie lang umfingen!

Chor.

Mit deiner Fessel, Hymen, sollst du binden
Das schönste Paar, das auf der Welt zu finden.

---

*) Wenn der Chor nicht gesungen wird, geht jeder Strophe ein zu den Worten passender kurzer Orchestersatz vorauf, dann folgt die Recitation.

Euriclea.

Was ist dir, Kind? Du zitterst! Himmel!

Mirra.

Schweig,

O schweig!

Euriclea.

Und doch —

Mirra.

Nein, nein, ich zittre nicht.

Chor.

Hymen's und Amor's Mutter, hehr und schön,
Der von den Göttern allen
Die höchste Macht und Herrschaft zugefallen,
O Venus, lächle gnädig diesem Paar
Von des Olympus Höh'n,
Wenn Cyperns Küste je dir heilig war!

Knaben.

Von dir stammt dieser Reiz, der Mirra schmückt
Und den sie trägt bescheiden an Geberde.

Mädchen.

Gönne dein wahres Abbild dieser Erde;
O nimm von ihr, was schmerzlich sie bedrückt!

Greise.

Und laß sie bald erfreun mit holden Sprossen
Eltern und Reich und ihres Glücks Genossen!

Chor.

Erhabne Göttin, schweb herab zur Feier,
Laß von den Schwänen vor dem goldnen Wagen
Dich mit dem Sohn durch blaue Lüfte tragen
Und mit dem ros'gen Schleier
Umhülle, die hier knie'n vor deinem Throne,
Daß nur Ein Herz in zweien Körpern wohne.

Cecri.

Ach Kind, du beugtest dich ja stets in Demuth
Der allgewalt'gen Göttin — Aber wie?

Warum erbleichst du? — Weh, du wankst — kaum hältst du
Dich auf den Knie'n?

Mirra.

Still, Mutter, still! Erschüttre
Nicht meinen Muth mit deinen Worten. Wie
Mein Antlitz blickt — ich weiß es nicht. Das Herz —
Der Geist ist fest, unbeugsam.

Euriclea.

Ach, das Mitleid
Bricht mir das Herz!

Peréo.

Weh! Mehr und mehr verwandelt
Sich ihr Gesicht. Ha, welche Angst befällt mich?

Chor.

Die reine Treu' und ew'ge Eintracht werden
Die Brust des jungen Paars zum Tempel wählen.
Umsonst bestürmt Alekto ihre Seelen
Mit ihrer Schwestern Reigen;
Machtlos an diesen Neuvermählten soll
Der Furien Wuth sich zeigen,
Und knirschend wird in ungestilltem Groll
Zwietracht sich selbst zerfleischen,
Da sie der Treuen Glück nicht kann gefährden.

Mirra.

Was sagt ihr? Alle, all die furchtbarn hab' ich,
Die Furien, hier in meiner Brust. Da sind sie;
Mit Schlangengeißeln, schwarzen Fackeln, seht —
Ringsum die rasenden Erinnyen — weh!
Das meine Hochzeitsfackeln?

Ciniro.

Ha! was hör' ich?

Cecri.

O Kind, du schwärmst!

Peréo.

O unglücksel'ge Hochzeit!
Nein, niemals —

Mirra.

Aber wie? Der Hymnus schweigt?
Wer fasst mich an? Wo bin ich? Was nur sagt' ich?
Bin ich vermählt? Weh mir!

Peréo.

Du bist noch nicht
Vermählt und wirst, ich schwör es, Mirra, nie
Peréo's Gattin werden. Grause Furien,
Geringre nicht, doch andre als die deinen
Zerfleischen auch mein Herz. Vor aller Welt
Hast du zur Fabel mich gemacht, mir selbst
Verhasster noch, als dir. Doch sollst du drum
Nicht elend werden. Gegen deinen Willen
Verrathen hast du dich nun ganz. Dein lang
Genährter, unbezwinglich tiefer Abscheu
Vor mir ward offenbar. Glücklich wir Beide,
Daß du's beizeiten thatst. Das Joch, das du
Gewünscht und doch gescheut, wälz' ich dir ab:
Du bist erlös't und frei. Aus deinen Augen
Trag' ich für immer mein verhaßtes Antlitz.
Nun sei getrost und froh; bald wirst du, welche
Zuflucht Dem bleibt, der dich verliert, vernehmen!

Scene 4.

Ciniro, Mirra, Cecri, Euriclea.
Priester. Chor. Volk.

Ciniro.

Die Feier ist entweiht. Der Hymnus schweige,
Und jeder Festprunk werd' entfernt. Begebt euch
Hinweg, ihr Priester. Ich unsel'ger Vater
Will wenigstens allein sein, wenn ich weine.

Scene 5.

Vorige (ohne Priester, Chor und Volk).

Euriclea.

Dem Tode näher als dem Leben ist
Eu'r Kind; seht ihr, wie mühsam ich sie stütze?
O Tochter —

Ciniro.

Überlasst, ihr Frauen, sie
Sich selbst und ihren tückischen Furien.
Ihr unerhört Betragen hat mich hart
Gemacht und grausam wider Willen; alles
Mitleid entwich. Sie selbst bestand darauf,
Fest gegen ihrer Eltern Willen, heut
Die Feier zu begehn, und einzig nur
Ihr selbst zur Schmach und uns? Laß sie allein,
Getäuschte, allzu güt'ge Mutter! Waren
Wir niemals streng mit ihr, heut müssen wir's
Nun werden.

Mirra.

Es ist wahr. So sei's! Ciniro
Sei unerbittlich gegen mich. Nichts Andres
Will und begehr' ich. Enden kann nur er
Die Martern alle seiner unglücklichen,
Unwürd'gen Tochter. Stoß mir in die Brust
Das Racheschwert, das du dir umgegürtet.
Du hast mir einst dies elende, verhasste
Leben verliehn; nimm du mir's wieder. Dies sei
Dein letzt Geschenk, um das ich flehe. Ach,
Denk, wenn du selber nicht mit eigner Hand
Mich tödtest, giebst du mich dem Schicksal preis,
Von meiner Hand zu sterben.

Ciniro.

O mein Kind —!

Cecri.

Was sprichst du! O des Jammers! Du bist Vater,
Ihr Vater —! Warum schärfst du so ihr Leid?
Ist sie nicht elend schon genug? Du siehst ja,
Kaum ist sie Herrin ihrer selbst, in jedem
Moment vor Qualen außer sich —

Euriclea.

O Mirra,
Tochter — hörst du mich nicht? Sprechen — vor Thränen —
Ich kann's nicht —

Ciniro.

Welche Qualen! — Ich ertrage
Den Schreckensanblick nicht! Ja, Vater bin ich,
Von allen der unseligste. — Schon faßt mich
Heft'ger, als Zorn, das Mitleid. Fort! Ich will
Wo anders einsam weinen. Ihr indeß
Wacht über sie. Wenn sie dann zu sich kam,
Soll sie hernach des Vaters Wort vernehmen.

Scene 6.

Cecri. Mirra. Euriclea.

Euriclea.

Sieh, die Besinnung kehrt ihr neu zurück.

Cecri.

Laß uns allein, getreue Alte. Laß
Mich mit ihr reden.

Scene 7.

Cecri. Mirra.

Mirra.

Ist der Vater fort?
So will er mich nicht tödten? O hab Mitleid,
Gieb du ein Schwert mir, Mutter. Ja, wenn nur
Ein Hauch von Liebe noch dir blieb, gieb du

Mir selbst ein Schwert und zaudre nicht. Ich bin
Ganz bei Verstand und weiß, was das bedeutet,
Um was ich bitte. Glaub, es ist das Klügste.
Noch ist es Zeit. Es wird dich reun, zu spät,
Halfst du mir heute nicht zu einem Schwert.

Cecri.

Geliebtes Kind — o Himmel! Irre reden
Macht dich der Schmerz. Sonst würdst du von der Mutter
Kein Schwert erbitten. — Jetzt von Hochzeit nicht
Ein Wort mehr. Nur nach unerhörtem Kampf
Hast leider du in diesen Bund gewilligt.
Doch die Natur war stärker, und den Göttern
Dank' ich dafür. Nun wirst du stets am Busen
Der Mutter bleiben, die dich zärtlich liebt,
Und wenn du dich verdammst zu ew'gem Weinen,
So will ich ewig mit dir weinen, nie
Auch einen einz'gen Schritt nur von dir gehn.
Wir werden Eins sein, und in deinen Schmerz,
Will er nicht von dir weichen, werd' auch ich
Mich hüllen. Schwester mehr, als Mutter, hoff' ich
Dir jetzt zu sein. Doch, o was seh' ich? — Kind —
Du zürnst auf mich? — Du stößest mich hinweg?
Weichst meinen Armen aus? Und deine Blicke
Voll düstrer Glut — O Kind — auch deiner Mutter —

Mirra.

Ha, nur zu weh thut mir dein Anblick — du
Zerreißest mehr noch mir das Herz durch deine
Umarmung — doch was sag' ich? Mutter, dein
Undankbar Kind verdient nicht deine Liebe.
Geh, laß mich meinem furchtbaren Geschick,
Oder, wenn wahrhaft dich mein Leiden jammert,
Noch einmal fleh' ich — tödte mich!

Cecri.

Ach, würd' ich
Doch selbst mich tödten, wenn ich dich verlöre!
Grausame! Kannst du stets von Neuem mir
So herbe Worte sagen? Nein, hinfort
Nur wachen will ich über deinem Leben.

Mirra.

Du wolltest wachen über mich? Und immer
Müsst' ich dich sehn? Vor meinen Augen würdest
Du immer stehn? Eh wollt' ich diese Augen
In ew'ge tiefe Finsterniß begraben,
Mit diesen meinen Händen sie mir selbst
Ausreißen, selbst von meiner Stirn —

Cecri.

O Himmel!
Was hör' ich? Rasest du? Mein Blut erstarrt.
So hassest du mich denn?

Mirra.

Du bist die erste,
Die einz'ge, ew'ge, unglücksel'ge Ursach
All meines Elends. —

Cecri.

Welch ein Wort! O Tochter!
Die Ursach ich —? Doch schon in Thränenströmen —

Mirra.

Mutter, weh mir, vergieb! Nicht ich ja rede,
Aus mir spricht eine unbekannte Macht.
Mutter, du liebst mich viel zu sehr. Und ich —

Cecri.

Ich sei die Ursach —?

Mirra.

Ja, all meiner Leiden
Ursach, da du ein gottlos Kind geboren,

Dem du den Tod nicht gönnst, um den sie dich
So glühend bittet. — Doch — nicht trägt den Ansturm
So vieler Furien — dieser schwache Leib —
Die Kniee wanken — meine Sinne schwinden —

Cecri.

Ich führe dich in dein Gemach. Gewiß
Bedarfst du Labung. Von zu langem Fasten
Stammt dies dein Irrereden. Komm, vertraue
Mir ganz, ich will dich pflegen, ich allein.

Fünfter Akt.

Scene 1.

Ciniro.

O ärmster, o unseligster Peréo!
Zu treuer Liebender! Ach, wär' ich früher
Hinzugekommen, hättest du vielleicht
Den kalten Stahl nicht in dein Herz gesenkt.
O Gott, dein armer Vater, der vermählt
Und glücklich dich zu sehen hofft und jetzt
Des Sohnes starren Leib von eigner Hand
Entseelt begrüßen wird! Doch bin ich minder
Als er ein gramgebeugter Vater? Ist
Ein Leben dies, was Mirra lebt, von Furien
Umringt, verzweiflungsvoll? Ist das ein Leben,
Wozu ihr Jammerzustand uns verdammt?
Doch hören will ich sie. Gepanzert hab' ich
Mein Herz mit Eisen. Sie verdient — und fühlt's —
Daß ich ihr zürne. Darum naht sie sich
Nur zögernd. Doch vom dritten Boten schon
Vernahm sie ihres Vaters Ruf. Gewiß,
Ein furchtbar folgenschwer Geheimniß birgt sich
In ihren Qualen. Jetzt will ich die Wahrheit
Von ihren Lippen hören, oder nie,

Nie mehr vor meinem Angesicht sie dulden.
Doch ach! wenn Schicksalswillen oder Zorn
Gekränkter Götter schuldlos sie verdammt
Zu ew'gem Weinen, darf ich durch den Zorn
Des Vaters all ihr Leiden noch erhöh'n?
Darf die Verlassne, die Verzweifelnde
Langsamem Tode weihn? Mir bricht das Herz.
Und doch, zur letzten Probe muß ich ihr,
Wie endlos ich sie liebe, wenigstens
Zum Theil verbergen. Niemals redet' ich
Zuvor mit ihr im Ton des Zorns. So starr
Ist keines Mädchens Herz, um Stand zu halten
Der ungewohnten Drohung ihres Vaters.
Da kommt sie endlich. — Ach, wie schreitet sie
Mühsam, mit müdem Schritt! Als ginge sie,
Da sie mir nahen soll, dem Tod entgegen!

Scene 2.

Ciniro. Mirra.

Ciniro.

Mirra, daß meine Ehre nichts dir gelte,
Nie hätt' ich's, nie geglaubt. Nun hast du leider
Es mich gelehrt an diesem Tage, der
Uns Alle so verstört. Doch daß so zögernd
Du dem ausdrücklichen Befehl des Vaters
Gehorsam leistest, noch befremdlicher
Erscheint mir das.

Mirra.

Herr meines Lebens bist du,
Nur du allein. — Ich bat dich — für so viele
Und schwere Fehle — selbst — um meine Strafe,
Erst kürzlich — hier. Die Mutter war zugegen.
Ach! warum gabst du da — mir nicht den Tod?

Ciniro.

's ist hohe Zeit, daß du dich änderst, Mirra.
Umsonst sprichst du verzweiflungsvolle Worte,
Umsonst die zitternd hoffnungslosen Blicke
Zu Boden heftest du. Wohl klar genug
Leuchtet durch deinen Schmerz die Scham hindurch.
Du fühlst dich selber schuldig. Doch dein schwerster
Fehl ist dein Schweigen gegen mich. Vollauf
Verdienst du meinen Zorn und daß in mir
Die Liebe schweige, die zur einz'gen Tochter
Bisher ich fühlte. Aber wie? Du weinst?
Du zitterst? schauderst? schweigst? So schiene denn
Des Vaters Zorn dir allzu schwere Buße?

Mirra.

O, härter — als ein jeder Tod!

Ciniro.

Vernimm denn:
Du hast die Eltern und dich selbst zur Fabel
Der Welt gemacht durch den unsel'gen Ausgang,
Den du der selbst erwählten Hochzeit gabst.
Schon hat die herbe Schmach, die du ihm anthatst,
Mit seinem Blut Peréo —

Mirra.

Gott! was hör' ich?

Ciniro.

Peréo starb, und du hast ihn getödtet.
Aus unsern Augen kaum entwichen, zog er,
In stummen Schmerz begraben, sich zurück
In sein Gemach. Kein Mensch wagt' ihm zu folgen.
Ich — ach zu spät nur — suche dort ihn auf
Und find' ihn von dem eignen Stahl durchbohrt,
In einem Meer von Blut. Er hob die Blicke
Voll Todesgraun und Thränen zu mir auf,

Und seiner Lippe — mit dem letzten Stöhnen —
Entfloh der Name Mirra noch. — Grausame —

Mirra.

O sprich nicht weiter! Ich allein, ich habe
Den Tod verdient — und athme noch?

Ciniro.

Wie furchtbar
Der Schmerz Peréo's Vater treffen wird,
Nur ich kann es ermessen, der ich Vater
Und elend bin. Ich weiß, wie groß sein Zorn,
Sein Haß und die Begierde sein muß, Rache
An uns zu nehmen. Darum will ich jetzt,
Nicht zwar aus Furcht vor seinen Waffen, nur
Aus Mitleid mit dem todten Jüngling, wie es
Dem schwer getäuschten Vater wohl gebührt,
Von dir erfahren, ja, um jeden Preis,
Die wahre Ursach dieses grausen Unheils.
Mirra, umsonst weichst du mir aus. Mit jeder
Geberde ja verräthst du dich. Dein Stammeln,
Erblassen und Erröthen, deine schweren
Verhaltnen Seufzer, diese Glut, die langsam
Dich aufzehrt — deine zitternd scheuen Blicke,
Die schüchterne Verstörung — diese Scham,
Die niemals von dir weicht — o Alles, Alles
An dir verräth mir und kein Läugnen hilft:
Töchter der — Liebe nur sind deine Furien.

Mirra.

Ich? lieben? Glaub es nicht! Du täuschest dich!

Ciniro.

Je mehr du's läugnest, desto sichrer glaub' ich's.
Und leider weiß ich klar dies Eine nur:
Nur eine trübe Flamme kann es sein,
Die du so scheu verbirgst.

Mirra.

Weh mir! Was denkst du?
Du willst mich mit dem Schwert nicht tödten — doch
Mit Worten.

Ciniro.

Und doch wagst du nicht zu sagen,
Daß du nicht Liebe fühlst? O wagtest du's
Zu schwören auch, des Meineids zieh' ich dich.
Doch wer ist deines Herzens würdig, wenn
Der unvergleichlich glühend liebende
Peréo es nicht rühren konnte? Doch
Du bist so tief verstört, zitterst so heftig,
So heiß ist deine Scham, und wechselnd malt
So furchtbar sich dein Innres dir im Antlitz,
Dein Mund bestritte mir's umsonst —

Mirra.

So willst du,
Daß ich — vor dir — hier sterben soll vor Scham?
Und du bist Vater?

Ciniro.

Und du willst die Tage
Vergiften und verkürzen einem Vater,
Der so dich liebt, mit deinem eigensinn'gen,
Nutzlosen Schweigen? Ja, noch bin ich Vater.
Verbanne jede Furcht. Wen du auch liebst,
(Dafern ich nur dich glücklich seh'!) in Alles,
So unerhört es sei, will ich mich fügen,
Wenn du dich mir eröffnest. Seh' ich doch,
Du armes Kind, noch immer den gewalt'gen,
Furchtbaren Zwiespalt zwischen Lieb' und Pflicht,
Der dir das Herz zerreißt. Zu Viel schon thatst du,
Da deiner Pflicht du selbst dich aufgeopfert;
Doch Amor's Uebermacht ließ es nicht zu.

Der Leidenschaft muß man verzeihn. Sie hat
Mehr Macht, als wir. Doch sie dem Vater hehlen,
Der dir's befiehlt, dich drum beschwört, das macht
Dein Handeln unverzeihlich.

Mirra.

Tod — o Tod,
Du heißerflehter, bleibst du meinem Jammer
Denn immer taub?

Ciniro.

O Kind, beschwicht'ge doch,
Beschwicht'ge dein Gemüth. Willst du nicht länger
Mich gegen dich erzürnt sehn, fast schon zürn' ich
Nicht mehr; wenn du nur zu mir sprechen willst.
O sprich, so wie zu einem Bruder! Kenn' ich
Doch auch die Liebe. Nur den Namen —

Mirra.

Himmel!
Ich liebe, ja — weil du mich zwingst zu reden.
Ich liebe hoffnungslos, verzweiflungsvoll.
Doch, wen ich liebe, nein, nicht du und Niemand
Erfährt es je. Er selber ahnt es nicht,
Und fast verleugn' ich's vor mir selbst.

Ciniro.

Doch wissen
Muß ich's und will ich's. Grausam gegen dich
Kannst du nicht sein, du wärst es denn zugleich
Auch gegen uns, die dich so sehr vergöttern.
O sprich! Sieh, der ergrimmte Vater wird
Zum Weinenden und Flehenden aufs Neue.
Stirbst du, so reißest du uns mit ins Grab. —
Wer er auch sei, Der, den du liebst, sei dein!
Ein thör'ger Königsstolz soll aus der Brust
Die wahre Vaterliebe nicht verdrängen.

Erhöh'n kann deine Liebe, deine Hand,
Mein Thron jedweden noch so Niedrigen
Zu hohem Rang; und ständ' er noch so tief,
Ganz unwerth kann nicht sein Der, den du liebst.
Sprich, ich beschwöre dich; um jeden Preis
Will ich dich retten.

Mirra.

Retten — mich? Was denkst du?
Daß du so sprichst, beschleunigt meinen Tod.
Laß, um des Himmels willen, laß für immer
Mich fliehn — dir aus den Augen —

Ciniro.

Meine Tochter,
Einzig geliebte — ach, was sprichst du? Komm
In deines Vaters Arme! — Wie? Du stößest
Mich fort wie außer dir? Den Vater also
Verabscheust du? Und nährst so niedre Glut,
Daß du dich scheust —

Mirra.

Nein, niedrig ist sie nicht.
Wohl sündhaft, aber nie —

Ciniro.

Was sagst du? Sündhaft,
Wenn nicht dein Vater selber sie verdammt,
Kann sie nicht sein. So laß mich darum wissen.

Mirra.

Den Vater selber würdst du schaudern sehn,
Wüsst' er darum. — Ciniro —

Ciniro.

Ha, was hör' ich!

Mirra.

Was red' ich? Ach — ich weiß nicht, was ich rede —
Ich liebe nicht — nein, glaub es nicht! — O laß,

Ich flehe dich darum zum letzten Mal —
Laß mich hinwegfliehn!

Ciniro.

Undankbare! Jetzt
Durch dein unsinniges Betragen, das
Nur spottet meines Grams, hast du für immer
Des Vaters Liebe dir verscherzt.

Mirra.

O harte,
Grausame Drohung! Wenn mein letzter Hauch
Entflieht — bald wird das sein — soll zu den andern
Furien, die mich bedräu'n, auch noch der Haß
Des Vaters sich gesellen? Sterben soll ich
Dir fern? O hochbeglückte Mutter — ihr
Wird doch vergönnt — zu sterben — dir zur Seite!

Ciniro.

Was sagst du da? Welch furchtbar Licht blitzt auf
Aus diesem Wort? Gottlose, du —

Mirra.

O Himmel
Was sagt' ich denn? Weh über mich! Wo bin ich?
Wo berg' ich mich? Wo sterb' ich? — Ha, dein Schwert
Soll mir den Dienst —

(Sie entreißt dem Vater in größter Hast sein Schwert
und durchbohrt sich damit.)

Ciniro.

Tochter! Halt ein! mein Schwert —

Mirra.

Hier — geb' ich dir's — zurück. So war die Hand
So schnell doch — wie die Zunge.

Ciniro.

Ich — vor Schrecken,

Entsetzen — Zorn und Mitleid — jedes Glied
Versagt den Dienst —

Mirra.

Ciniro — ach, du siehst mich
Dem Scheiden nah. — Ich wusste dich zu rächen
Und mich zu strafen. — Selbst — gewaltsam hast du
Das furchtbare Geheimniß — mir entrissen —
Doch da es mit dem Leben erst — entfloh
Von meiner Lippe — sterb' ich — minder schuldig.

Ciniro.

O Tag — o Jammer — o beweinenswerth —

Mirra.

Nein, weine nicht mehr — nicht verdien' ich's — flieh
Mein sündig Bild und nie — entdeck es Cecri —

Ciniro.

Unsel'ger Vater? Und die Erde thut sich
Nicht auf, mich zu verschlingen? Diesem sünd'gen
Sterbenden Weibe wag' ich nicht zu nahn,
Und dennoch, die entseelte Tochter kann
Ich nicht verlassen —

Scene 3.

Cecri. Euriclea. Ciniro. Mirra.

Cecri.

Welch ein Todesstöhnen —

Ciniro.

Bleib fern!

Cecri.

Zu meiner Tochter —

Mirra.

Welche Stimme!

Euriclea.

O welch ein Anblick! Dort in ihrem Blut
Mirra —

Cecri.

Mein Kind!

Ciniro.

Zurück!

Cecri.

Entseelt! Durch wen?
Und wie? Ich will sie sehn!

Ciniro.

O bleib ihr fern!
Du wirst erstarren! Komm! — Sie hat sich selbst
Mit eigner Hand und meinem Schwert —

Cecri.

Und kannst du
Die Tochter so verlassen? Ich —

Ciniro.

Sie ist
Mein Kind nicht mehr. Von frevelhafter Glut
War — für Ciniro sie entflammt!

Cecri.

Was hör' ich?
O Frevel!

Ciniro.

Komm, ich flehe, laß uns gehn,
Vor Scham und Kummer anderswo zu sterben.

Cecri.

Gottlose! — O mein Kind!

Ciniro.

Komm!

Cecri.

Soll ich nie
Sie mehr umarmen —
(Ciniro führt sie mit Gewalt hinweg.)

Scene 4.

Mirra. Euriclea.

Mirra.

Euriclea — als ich
Dich bat — hättst du — ein Schwert — mir geben sollen.
Dann starb ich — schuldlos — jetzt — mit Fluch beladen!
(Sie stirbt.)

Ende.

In dem kritischen Gesammtüberblick über seine Tragödien äußert sich Alfieri über die „Mirra" folgendermaßen:

„Obwohl ich bei meinen Trauerspielen mit Vorliebe Stoffe wähle, die schon von Andern behandelt worden und daher allgemeiner bekannt sind, habe ich doch, um in jeder Art meine Kraft zu prüfen, in der „Rosmunda" die Fabel völlig erfunden und in der „Mirra" einen Stoff gewählt, der, wenn er auch zu den bekanntesten gehört, doch, so viel ich weiß, vor mir von Niemand bearbeitet worden ist. Eh ich daranging, habe ich sehr wohl gewusst, daß die Meisten sagen würden — was freilich weit leichter zu behaupten, als zu beweisen sein möchte — eine unnatürliche, entsetzliche Liebe, wie die der Tochter zum Vater, sei unmoralisch und unerträglich auf der Bühne. Und allerdings, wenn Mirra, wie Phädra es mit ihrem Stiefsohn thut, den Vater zur Gegenliebe zu verführen suchte, würde sie Ekel und Abscheu erregen. Wie groß aber die Schüchternheit, die Herzensunschuld und Charakterstärke in dieser Mirra ist, wird Jeder selbst beurtheilen, der sie kennen lernt. Wenn daher der Zuschauer jener tyrannischen Macht des Schicksals, der die Alten doch so viel zugestanden, nur ein wenig einräumen

will, wird er hoffentlich dahin kommen, Mitleiden, Liebe und Bewunderung für Mirra zu empfinden. Als ich im Ovid die Fabel las, wo der Dichter Mirra ihre entsetzliche Liebe der Amme selbst erzählen lässt, brach ich bei der höchst lebendigen Schilderung ihrer furchtbaren Qualen in heftige Thränen aus. Nur das bewog mich zu glauben, eine solche Leidenschaft könne, wenn sie modificirt, dem Theater angepasst und durch die Grenzen unserer Sitten eingeschränkt würde, auf die Zuschauer dieselbe Wirkung machen, wie ich sie an mir und Anderen bei jener pathetischen Beschreibung des Ovid erfahren hatte. Bis heute glaube ich mich in Betreff dieses Trauerspiels nicht getäuscht zu haben, denn so oft ich, nachdem ich es ganz vergessen hatte, es wieder las, habe ich stets dieselbe Erschütterung gespürt, wie da ich es concipirte und dichtete. Vielleicht freilich verblendet mich dabei die Autorenschwäche für mein Geschöpf, obwohl ich nicht glaube zärtlicher zu sein als Andere oder mehr als erlaubt wäre. Gesetzt also, Mirra erscheine in dieser Tragödie, wie sie soll, weit mehr unschuldig, als schuldig, weil das, was in ihr verbrecherisch ist, so zu sagen nicht ihr selbst eignet, während ihr tugendhaftes Streben, ihre unerlaubte Leidenschaft selbst um den Preis ihres eigenen Lebens zu verbergen, zu ersticken und sich selbst dagegen zu empören, recht eigentlich aus ihrer eigenen Seele entspringt: dies vorausgesetzt, behaupte ich, daß man keinen tragischeren Charakter finden könne, keinen, der mehr dazu geschaffen wäre, den Schauder, den er einflößt, beständig durch Mitleid zu mäßigen.

„Diejenigen, die dieses Sujet tadeln wollen, sollten einen Augenblick annehmen, daß ich unter anderen Namen, was mir ein leichtes gewesen wäre, die Sache übrigens ganz so wie hier behandelt hätte; nach dieser Annahme sollten sie sich unparteiisch und genau Rechenschaft darüber geben, ob wirklich diese Jungfrau, die nicht Mirra hieße, im Lauf der Handlung ihnen mehr in den Vater, als in einen abwesenden Bruder oder einen anderen nahen Verwandten oder auch in einen Nichtverwandten verliebt scheinen würde, den zu lieben aus irgend einem anderen Grunde ihr verboten wäre. Aus keinem einzigen Wort des Stückes bis zum letzten des fünften Aktes könnten sie entnehmen,

daß diese Jungfrau sich eher einer sündhaften Liebe zu dem eigenen Vater, als irgend einer anderen unerlaubten Neigung schuldig mache, und da dergestalt ihre Schuld immer zweifelhaft bleibt, wird man noch schwerer beweisen können, daß sie den Zuschauern verbrecherisch, anstößig und verhasst erscheinen müsse. Da ich sie aber Mirra nennen wollte, kennen Alle die Fabel und werden, noch ehe sie sie gehört haben, sie entsetzlich finden und davor zurückschaudern.

„Ich verlange nun nichts Anderes für den Verfasser, als daß man sein Urtheil zurückhalte, bis man die Parteien vernommen, was keine Gnade ist, sondern einfache Gerechtigkeit. Meines Erachtens kann jede noch so strenge Mutter in dem sittlichsten Lande Europas ihre Töchter ins Theater führen, wenn dies Trauerspiel aufgeführt wird, ohne einen verderblichen Eindruck auf die zarten Gemüther befürchten zu müssen, was nicht immer der Fall sein wird, wenn die keuschen Jungfrauen andere Trauerspiele aufführen sehen, die sich doch um sehr erlaubte Liebeshändel drehen.

„Doch merke ich, daß ich bisher vielmehr als Autor, denn als Kritiker gesprochen habe. Ein solcher hat, wenn er gerecht sein und sich des Selbstlobs enthalten will, die Gründe, den Zweck und die Mittel nachzuweisen, aus und mit welchen ein Kunstwerk geschaffen worden ist.

„Von Mirra's Charakter habe ich bisher genug gesagt, ohne näher ins Einzelne zu gehen. Im 4. Akt ist ein Punkt, wo Mirra, von ihrer wüthenden Leidenschaft fortgerissen und völlig außer sich, sich so weit vergisst, die eigene Mutter zu schmähen. Ich fühle sehr wohl, daß ihre Schuld hier zu groß scheinen wird und auch wirklich ist. Aber wenn eine tragische Person von einer Leidenschaft erfüllt ist, muß diese doch auch, so verhalten sie sein mag, zuweilen ausbrechen; geschieht das nicht, so erscheint sie schwach und kalt und nicht tragisch; und je seltener diese Entladung ist, um so stärker muß sie sein, und um so furchtbarer wird sie wirken. Anfangs war ich lange in Zweifel, ob ich diesen maßlosen Gefühlsausbruch der Mirra lassen sollte; nachdem ich ihn aber nach allen Richtungen erwogen und die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß

er durchaus in ihrem Charakter sei — wenn er auch unnatürlich sein oder doch scheinen möchte —, hab' ich ihn stehen lassen und schmeichle mir, daß er wahr sei und darum höchst wirkungsvoll im Sinne des tragischen Schauders und zugleich geeignet, Mitleid und Sympathie des Publikums für Mirra zu steigern. Jeder, hoffe ich, wird bei dieser Stelle sehen und fühlen, daß Etwas, was stärker ist als sie, aus Mirra's Munde redet, und daß hier nicht die Tochter zur Mutter spricht, sondern die unglückliche verzweifelnde Liebende zur geliebten und bevorzugten Rivalin. Trotzdem war es vielleicht nach der Meinung Vieler ein Fehler, einen solchen Zug einzuflechten; mir genügt es, daß ich weder die Wahrheit noch die Wahrscheinlichkeit verletzt habe, indem ich, immerhin discret, diese tiefverborgene aber höchst natürliche und schreckliche Seite des menschlichen Herzens aufdeckte.

„Ciniro ist ein vollkommener Vater, ein höchst vollkommener König. Der Verfasser hat in ihm einen ideal-guten, aber wahrscheinlichen König gezeichnet oder zeichnen wollen, wie er wohl sein könnte, aber leider sich fast niemals findet.

„Peréo verspricht ebenfalls ein vortrefflicher Fürst zu werden. Ich habe gesucht ihn möglichst leidenschaftlich zu halten, weiß aber nicht, ob es mir hinlänglich geglückt ist. Ich bin sehr mißtrauisch gegen mich selbst, besonders, wenn ich gewisse Charaktere schaffe, die kein anderes Pathos haben als verliebte Zärtlichkeit. Ich glaube daher, daß dies einer der Fehler des Stückes sein wird, bin dessen aber nicht völlig sicher und deute es nur an, weil ich es fürchte.

„Cecri scheint mir eine treffliche Mutter, und sie sowohl wie ihren Gatten halte ich wegen ihrer häuslichen Gefühle für würdig, eher Privatpersonen als Fürsten zu sein. Die Fabel vom Zorn der Venus über den Mutterstolz der Cecri setzt etwas gutwillige Zuhörer voraus, die sich diese jetzt bei uns nur wenig wirksamen tragischen Behelfe gefallen lassen. Ich gestehe jedoch, daß diese Mutter im Großen und Ganzen etwas zu geschwätzig und zu sehr Mama ist.

„In Euriclea hat der Verfasser eine sehr gute, sehr einfache und in keiner Hinsicht erhabene Person zeichnen wollen. Ist

ihm dies gelungen, so wird sie vielleicht darum gefallen und rühren. Es scheint mir, als ob sich diese Euriclea, wenn sie auch etwas zu sehr an die übliche Amme erinnert, dennoch von der landläufigen Gattung der Nebenpersonen unterscheide und hier etwas mehr zu thun habe, als bloß zuzuhören. Gleichwohl sündigt auch sie, wie alle Ihresgleichen, darin, daß sie für den Fortschritt der Handlung nicht nothwendig ist, da Alles auch ohne sie sich so ereignen würde. Gefällt und rührt sie aber, so wird man sie nicht ganz überflüssig finden, und diese Fabel konnte überdies mehr, als irgend ein anderes meiner Stücke, eine solche Ueberflüssigkeit ertragen. Ich bemerke jedoch, daß der Verfasser, so viel Vertrauen Mirra ihr auch schenkt, sich doch gehütet hat, ihr die entsetzliche Leidenschaft des Mädchens anvertrauen zu lassen, um die Tugend der Alten auf diese Weise zu wahren und Mirra länger unschuldig erscheinen zu lassen.

„Im Ganzen wird dies Trauerspiel vielleicht einen sehr starken Eindruck bei der Darstellung machen, denn alle Personen sind treffliche Menschen, die Handlung ist einfach voll weicher väterlicher, mütterlicher und erotischer Gefühle, und die einzige Liebe, die Schauder erregen könnte, spielt in dem Stück eine so stumme Rolle, daß sie sicher nicht die Reinheit der übrigen hier geschilderten Affecte wird trüben können; dagegen wird sie in hohem Grade dazu dienen, über die Handlung jenen ununterbrochenen Schleier von Schrecken zu verbreiten, der stets die Tragödie von der Idylle (pastorale) unterscheiden muß. Ich habe von diesem Stück zu lang und vielleicht zu parteiisch gesprochen, als daß man mir Glauben schenken sollte. Andere mögen es richtiger beurtheilen, und ich werde für jede Kritik, die mich auf andere Fehler aufmerksam macht, in hohem Grade dankbar sein. Bis dahin aber halte ich es für eines meiner besten Trauerspiele, obwohl der Verfasser sich hier weniger als sonst in seinem eigentlichen Charakter hat halten können und gegen seine Natur und Gewohnheit breit, geschwätzig und dünn geworden ist.“

Wir müssen den Dichter hier gegen ihn selbst in Schutz nehmen. So einfach die Handlung ist — nicht mit breiter Geschwätzigkeit ist sie durch die üblichen fünf Akte hingedehnt, sondern mit feinster Kunst in beständiger Steigerung durch alle nothwendigen Stufen des psychologischen Processes hindurchgeführt, so daß es unmöglich wäre, einzelne Verse oder gar ganze Scenen zu streichen, ohne den lebendigen Bau dieses Werkes fühlbar zu verstümmeln. Der Dichter freilich, der es als den tiefsten Zug seines Naturells empfand, das Düstere und Wilde, das Ewig-Männliche zu schildern, konnte wohl dazu gelangen, es als eine Anwandlung von Schwäche, eine sentimentale Ausnahme von seiner künstlerischen Regel zu betrachten, daß ihn dieser Stoff so lebhaft ergriffen hatte, ja daß er selbst mit besonderer Vorliebe immer wieder zu seiner Mirra zurückkehrte. Er beweis't dadurch, daß er sein Talent verkannte, wenn er die weichen Töne nicht in seiner Gewalt zu haben glaubt. Auch in seinen Anmerkungen zur Merope zweifelt er, ob die Mutterliebe, auf welcher diese Tragödie beruhe, ein Affect sei, den er darzustellen vermöge; er sehe klar, che il genere di passione molle materna non è interamente il genere dell' autore.

Wie dem auch sein möge: die männliche Energie seiner Seele hat Alfieri davor bewahrt, in lyrischer Ueberschwänglichkeit oder schwächlicher Empfindsamkeit seine Mirra zum Rührstück herabsinken zu lassen. Das dunkle Schicksal, das die Krankheit ihr in das reine jungfräuliche Blut geflößt, der Wahnsinn, der im vierten Akt in ihr aufzulodern droht, die stete bange Scham, ihr Geheimniß zu verrathen — alle diese Motive vereinigen sich, das Peinliche eines bloß pathologischen Zustandes in die Region eines wahrhaft tragischen Conflictes zu erheben. Und hier kommt dem Dichter sein Mangel an sinnlicher Fülle des Ausdrucks, an jedem poetischen Schmuck der Rede, der seine anderen Stücke oft so dürr und ungenießbar macht, in seltener Weise zu Statten. In der Mirra, wenn auch die andern Figuren hin und wieder in ein conventionelles Pathos verfallen, ist jede Aeußerung ein unmittelbarer, unverfälschter Seelenton, ein rührend einfacher Naturlaut. Diese

Echtheit des Ausdrucks trägt nicht wenig dazu bei, der ganzen Gestalt jenes Gepräge höchster Keuschheit zu geben, das allein uns an einen übermenschlichen Ursprung ihrer furchtbaren Leidenschaft glauben machen kann. So sehr sie von dem Dämon der unnatürlichen Liebe beherrscht wird, erscheint doch ihr Gefühl rein von aller trüben sinnlichen Begehrlichkeit, nur ein unüberwindlicher Zug ihres ganzen heftig empfindenden Wesens zu dem Manne, den sie als ihren Vater ehren soll. Wir sind überzeugt, daß ihre Gedanken trotz alledem so unschuldig sind, wie die eines jeden jungfräulichen Herzens, daß von einer ersten Liebe erfüllt ist, ohne je mit der Phantasie den Schleier zu lüften, der über den Geheimnissen der Leidenschaft für ein unerfahrenes Mädchen noch gebreitet liegt. Daß es Alfieri geglückt ist, von seiner Mirra Alles fernzuhalten, was die Phantasie des Zuschauers dazu verleiten könnte, sich in die Abgründe eines unnatürlichen Verhältnisses zu vertiefen, das allein schützt seine Tragödie gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit, nicht aber die von ihm selbst angeführte Entschuldigung, daß der Zuschauer ja erst durch das letzte Wort der sterbenden Heldin darüber aufgeklärt werde, um was es sich in dem ganzen Stück gehandelt habe. Wäre dies in der That die einzige Rechtfertigung für die Kühnheit, einen solchen Stoff gewählt zu haben, so stände es schlimm damit. Nur ein einziges Mal, nur bei der ersten Bekanntschaft mit dem Werk würde dann der Leser oder Zuschauer über das Gefühl des Abscheus hinweggetäuscht, auch dann aber, gegen das Grundgesetz der dramatischen Kunst, nur durch seine Unwissenheit in Betreff der wahren Verhältnisse, und sein ganzer Gewinn liefe auf den Reiz eines Räthsels hinaus, das ihn fünf Akte lang unheimlich beschäftigte, um am Schluß eine das reine Gefühl verletzende Lösung zu finden. Da aber eine Dichtung nicht nur zu einmaligem Genuß geschaffen wird, sondern, je gehaltvoller und schöner sie ist, je öfter betrachtet und nachempfunden zu werden verdient, so wäre eine Tragödie Mirra nicht anders denn als eine Art Attrape denkbar, die man sich ein einziges Mal und nie wieder gefallen lassen möchte. Statt dessen — wenn wir uns überhaupt einmal in die antike Anschauung zurückversetzen können,

daß ein Mensch ohne eignes Verschulden den Zorn einer Gottheit zu büßen habe (und die heute so beliebte Theorie der Erblichkeit, die ja auch auf der Bühne vielfach zur Darstellung gekommen, sollte es uns erleichtern, auf eine solche Voraussetzung einzugehen) — statt dessen scheint mir eine Tragödie wie diese weit weniger beleidigend für unser sittliches Gefühl, als ein König Oedipus, bei dessen Anblick wir mit dem reinsten Willen unsere Phantasie nicht ganz davon losmachen können, den Incest uns als etwas Thatsächliches vorzustellen. Dort müssen wir als geschehen hinnehmen, was hier in Alfieri's Tragödie in der reinen Seele der Jungfrau kaum von fern als ein dämonisch lockendes Schreckbild aufdämmert, gegen welches sich ihr innerstes Gefühl so heroisch empört, daß die Angst vor der Entdeckung ihres unseligen Zustandes und die Scham über das unwillkürlich ihr entrissene Geständniß sie mit freiem Entschlusse in den Tod treibt.

Merope.

Trauerspiel in 5 Akten.

Personen:

Polyphont.

Merope.

Ägisth.

Polydor.

Soldaten. Volk.

Der Schauplatz ist der Königspalast in Messene.

An die edle Frau
Frau Gräfin Monica Tournon Alfieri.

Eine Tragödie von mir, deren Grundlage die Mutterliebe ist, gehört Ihnen, meine innigstgeliebte Mutter. Sie haben das beste Urtheil darüber, ob es mir gelungen ist, jenen erhabenen Affect zu schildern, den Sie selbst so oft empfunden haben, besonders an jenem schmerzlichen Tage, als der Tod Ihnen so grausam den anderen Sohn, meinen älteren Bruder raubte. Noch steht mir das Bild des wahren und tiefen Schmerzes vor Augen, der sich in jeder Ihrer Geberden so überschwänglich kund gab, und obwohl ich damals noch im zartesten Alter stand, leben mir noch im Herzen Ihre wenigen und einfachen, aber so wahren und schrecklichen Worte: „Wer hat mir meinen Sohn geraubt? Oh, ich habe ihn zu sehr geliebt! Ich werde ihn nie wiedersehen!“ und andere, die ich, so gut ich konnte, meiner Merope in den Mund gelegt habe. Wie glücklich wäre ich, wenn ich nur zum Theil das hätte zur Anschauung bringen können, was Sie so warm empfunden und ich, von Ihrem Schmerze mitergriffen, so lebhaft in meiner Seele bewahrt habe.

Obwohl das Geschick es mir auferlegt, meine Tage meistentheils fern von Ihnen zuzubringen, lebt doch stets in mir die reinste Achtung, Verehrung und grenzenlose Liebe zu meiner theuersten Mutter. Ein geringes Zeugniß hiefür möge Ihnen die Zueignung dieser Tragödie sein; kein reicherer Lohn aber kann mir werden, als wenn Sie mir ein Zeichen geben wollen, daß Sie Gefallen daran gefunden haben.

Siena, 27. August 1783.

Vittorio Alfieri.

Erster Akt.

Scene 1.

Merope.

Wozu noch lebst du, Merope, und bist
Vielleicht nicht Mutter mehr? — Wozu verweint' ich
Drei volle Lustren nun in dieser Burg?
Was beugt' ich mich dem schnöden Polyphont,
Der einst mir unterthan? Dem Ungeheuer,
Das mir den Gatten, weh! und zwei der Söhne
Hinschlachtete vor den Augen! — Einer blieb mir,
Der unglücksel'gen Ehe letztes Pfand,
Den ich zur Rache ließ, zum Thron erziehn,
Er meine einz'ge Hoffnung, er der Grund,
Daß ich noch lebe — weh, was half mir's nun,
O Sohn, daß ich mit Müh' dem grausen Morden
Dich konnt' entziehn? O Unbedacht der Jugend!
Nun ist's ein Jahr, daß aus verborgner Freistatt,
Die ihm gesichert war bei Polydor,
Er sich entfernt. Der schwerbetrübte Greis,
Der väterlich ihn liebt, schon vor sechs Monden
Verließ er Elis und durchirrt ganz Hellas
Ihn aufzusuchen, und ich höre nichts mehr
Von ihm und meinem Sohn. O Qual der Angst,
Die ich, zu größrer Pein, in meiner Brust
Verschließen muß! — Kein Aug' in ganz Messene,
Das mit mir weinte; täglich geh' ich wieder
Zu meines Ehgemahls Kresphontes Gruft,
Mich auszuweinen. Folgt' ich dir noch nicht,
Vergieb mir, mein Gemahl! Für unsern Sohn
Lebt' ich bis jetzt. Ist er dahin — doch horch! —
Wer? — Polyphont! Wohin entflieh' ich?

Scene 2.

Polyphont. Merope.

Polyphont. Bleib!

Was fliehst du mich? In einer wicht'gen Sache. —

Merope.

Nichts will ich von dir hören.

Polyphont.

Können denn
Nicht Zeit und Ueberlegung, mein Betragen
Noch meine Bitten, Frau, dich dahin bringen,
Den herben Groll zu sänft'gen? Was verleiht
Dem wilden Gram, der fast schon ausgetobt,
Sprich, was verleiht ihm nun seit einem Jahr
Den neuen Stachel, macht dich selber dir
Zur schlimmsten Feindin? Du verabscheust mich;
So will's mein Schicksal mehr, als meine Schuld.
Ich schwör's, nur nach dem Throne stand mein Wunsch,
Nicht nach Kresphontes' Leben. Doch die Hitze
Wer bändigt sie der siegenden Soldaten?
Vom Blut berauscht verfolgten meine Krieger
Ihn mitten in die Burg; nicht konnt' ich lebend
Ihn ihrem Schwert entreißen. Ja, ich war
Sein Feind, doch rechtlos nicht. Wie er, entsproß ich
Dem Blut der Herakliden; sollt' ich ihm
Das Scepter lassen, nur weil ihn die Gunst
Der Wahl bevorzugt hat? Doch Mutterschmerz
Und Wittwengram, wann hörten sie auf Gründe
Und ehrten fremdes, noch so gutes Recht!
Mich wundert nur, was deinen alten Haß
Auf einmal neu entflammt. Siehst du nicht stets
Mein heiß Bemühn, dein hartes Loos zu lindern?
Was thu' ich täglich nicht an dir, wodurch
Nur immer solch Vergehn sich sühnen läßt?

Merope.

Ausdrücklich, willst du, soll ich Dank dir sagen,
Daß du mir mehr nicht raubtest als das Reich,
Den Gatten, und die Kinder —

Polyphont.

Deine Kinder?
Eins lebt dir noch.

Merope.

Das lügst du! Wär' es wahr
Und lebt' er noch! Doch ich verlor mein Alles!
Auch dies unschuld'ge Kind sah ich durchbohrt.
Doch du, nicht wahr? frohlockst, wenn dieser Mund
Von meinen Qualen spricht, von jener Nacht,
Wo deine Banden wild in Waffen stürmten
Durch diese Königsburg, wo Alles Blut war,
Geschrei und Brand und Dräuen; mit dem Vater
All seine Kinder, unsre besten Freunde —
Sprich, raffte nicht die eine Nacht sie hin?
Barbar, und du, um meines Grams zu spotten,
Sagst, meinen Jüngsten hätt' ich mir gerettet?
Durchbohrt' ihn nicht ein Dolch mit so viel Andern,
Bis dann auch er ein Raub der Flammen ward?
Beklagst du's, Unmensch, daß der Jammeranblick
Des kleinen bleichen Körpers deiner Augen
Gelüst nach Graun nicht sättigte? Du sahst doch
Die Andern nur zu gut und tastetest
Mit schnöder Hand — o Frevel! —

Polyphont.

Glaub' ich ihn
Am Leben, Frau, ist's, weil ich's wünsche. Kaum
Daß jener erste wilde Rausch des Siegs
Verflogen war, so fühlt' ich heimlich Reue,

Daß man die Knaben mordete. Ich selbst,
Der ohne Weib und Kinder, hätt' ein Vater,
Nicht nur ein König, ihnen werden können.
Du selbst begreifst es wohl. Wo hab' ich nun
Im Alter Stütz' und Halt? Freut Den der Thron,
Der keinen Erben hat? Doch, da du sagst,
Dein Sohn sei todt und ich es glaube, laß mich
Zwar nicht den Sohn, doch Gatten dir und Thron —

Merope.

Was hör' ich? Von wem redest du?

Polyphont.

Von mir.

Merope.

O neuer, unerhörter, ärgster Schimpf!
Die blut'ge Hand, die ihre theuren Kinder
Erschlug, wagst du der Mutter anzutragen?
Zum Bette deines Herrn, den du gemordet,
Erhebt dein Blick sich schamlos? Jenes Schwert,
Dasselbe, das ihn traf, sollst du mir reichen,
Nicht fürcht' ich's; gieb es mir! Doch weißt du wohl,
Dich sehn zu müssen, ist mir mehr als Tod.
Drum trittst du stündlich vor mein Angesicht,
Drum wagst du, nur um meinen Schmerz zu schärfen,
Mir *das* zu sagen.

Polyphont.

Daß ein Mutterherz
Sich so entlädt, wer schilt es? Schütt' ihn aus,
All deinen Groll! Was aber willst du sagen?
Daß ewig dies dein Leid? Daß nie Vernunft
Es zügeln könne? — Sage, lebst du nicht,
Lebst schon drei Lustren, weinend und in Gram,
Und doch erträgst du ihn? Dein Liebstes, sagst du,

Sei dir genommen; auf der Welt nichts mehr
Liebst, fürchtest, hoffst du — und doch bleibst du leben?
So fühlst du doch, wenn du zuweilen ausruhst
Vom Seufzen, daß dereinst noch neue Freude
Dir blühen kann, so ward nicht jede Hoffnung
Aus deiner Brust verbannt.

Merope.

Aus meiner? Jede.

Polyphont.

Und doch, o Frau; befrage nur dich selbst.
Nicht wahr, wenn du ihn wiederhättst — den Thron,
Ein minder düstres Leben —

Merope.

Wohl erkenn' ich,
Du warst nie Vater, immer nur Tyrann
Und kennst nur Herrschaft, Höheres nicht. Ich liebte
Gemahl und Kinder mehr als jeden Thron.
Dich aber hass' ich.

Polyphont.

Hör mich, Merope! —
Eine Gefährtin meines Schicksals brauch' ich.
Das Land ist ruhig, ganz Messenien beugt
Sich meinem Willen; doch in Vielen, weiß ich,
Lebt noch Kresphontes' Bild; wünscht doch die Menge
Stets Den zum Herrscher, den sie nicht mehr hat.
Auch zeigt' er sich wohl mild, gerecht und menschlich,
Die kurze Zeit, da er geherrscht —

Merope.

Er war's;
Nicht heuchelt' er's, wie Andre.

Polyphont.

Will denn ich
Mit Listen dich gewinnen? Dich bereden,

Was nie du glaubtest, daß in Leidenschaft
Um dich ich mich verzehrte? Eins nur hoff' ich,
Wenn du mich anhörst, dir so werth zu werden,
Wie, wer so schweres Leid dir that, vermag.
Vorbei ist die Gefahr, mit ihr verschwanden
Die blut'gen Pläne. Sieh' so steht's um mich.
Du lebst in Gram, furchtlosen Thränen, dunkel
Dahin; hast du noch Freunde — sie sind fern,
Und sind sie nah, schließt ihnen Furcht die Lippen.
Was dich umgiebt, ist Zwang. Du mehr als Andre
Hast mich dazu genöthigt; doch ein Wort nur,
Und Alles kannst du wandeln. Eine Kränkung,
Unnöthig, grausam, ja mir selbst gefährlich,
Wär's, böt' ich einer Andern, was einst dein,
Messene's Thron. Dies ist die einz'ge Sühne
Für mein Vergehen, die mich nicht erniedrigt.
Als tapfern Feldherrn in beständ'gen Kriegen
Zeigt' ich bisher mich, und Messene's Name
Tönt Feinden schreckenvoll, durch mich. Vor Allem
Wünsch' ich nun eins: mich dieser Stadt zu zeigen
Als besten König. Füge nun auch du
Dich in die Zeit; wohl ziemt es der Besiegten,
Wenn es der Sieger nicht verschmäht. Du lebst
Ein schrecklich Leben hier; ein ärgeres
Harrt deiner nie. Dir folg' ich gern in Allem,
Doch du, zum Lohn dafür, kannst, ich gesteh's,
Indem du mir verzeihst, dies Land versöhnen
Mit meinem Joch.

Merope.

Die Guten je mit dir
Versöhnen? Wer vermöcht' es! Wer versöhnte
Sich dir, der du dir selbst zum Abscheu bist!
Zu gut nur weißt du, wie verhasst dein Joch,
Und der Gedank' allein ist's, der mich noch

In meinem Schmerz erquickt. Wollt' ich Verachtung
Und ew'ge Schmach, nicht vor Messene nur,
Nein vor der Welt und schlimmer, vor mir selbst
Mir zuziehn, ja, dann reicht' ich dir die Hand.
Doch schließest du daraus, daß ich noch lebe,
Erträglich sei mein Loos, hoff' ich dir bald
Zu zeigen, daß nur kurze Frist mir bleibt.

Scene 3.

Polyphont.

Vergebne Klugheit! Du bist Mutter; einmal
Wird das Geheimniß deiner Brust sich selbst
Verrathen. Ja! Noch lebt ihr dieser Sohn,
Sonst lebte sie nicht mehr! Mir aber frommt's,
Zu thun, als hielt' ich ihn für todt. So glückt mir's,
In Zuversicht die Mutter einzuwiegen,
Indeß ich selber bleib' auf meiner Hut.
Was aber half mein Argwohn? Konnt' ich je
Nur eines ihrer Boten mich bemächt'gen,
Entdecken nur, wo Jener Zuflucht fand,
Ob fern er sei, ob nah? Muß ich nicht immer
Noch zweifeln? Aber Merope, sie lebte
Die langen Jahre, wenn auch heiter nicht,
In stummen Gram gehüllt, wie wer im Busen
Die Hoffnung hoher Rache, täglich wachsend,
Geheim ausbrütet. Nun seit einem Jahr
Ist sie wie umgetauscht. Die Thräne, sonst
Ins Herz zurückgedrängt, nun stürzt sie reichlich
Ins Aug' ihr unbewusst. Wär' er gestorben?
Doch lebt sein Vater in Messene's Herzen,
Und anders nicht verlösch' ich dort sein Bild,
Als wenn dies Weib die Krone mit mir theilt.
Schwer ist's fürwahr, o Thron, dich zu behaupten!

Zweiter Akt.

Scene 1.

Polyphont, Soldaten.

Polyphont.

He! Wachen, nur den Schuld'gen lasst herein!

Scene 2.

Polyphont. Aegisth.

Polyphont.

Komm; tritt nur näher! — Wahrlich, jung genug
Bist du für einen Mann von blut'gen Thaten.

Aegisth.

O nur zu wahr! Besudelt nah' ich dir
Mit Blut, vielleicht mit ganz unschuld'gem Blut.
O Schicksal! und auch ich bin ohne Schuld.

Polyphont.

Wo stammst du her?

Aegisth.

Aus Elis.

Polyphont.

Und dein Name?

Aegisth.

Aegisth.

Polyphont.

Dein Vater?

Aegisth.

Unberühmt, doch frei.

Polyphont.

Was trieb dich her?

Aegisth

Ein jugendlicher Drang
Der Neugier lockte mich.

Polyphont.

Berichte klar
Und wahr, was zu so schwerer Frevelthat
Dich fortriß. Was du noch zu hoffen hast,
Erwarte nur vom offensten Bekenntniß.

Aegisth.

Ein andres wüsst' ich nicht zu thun; denn Lügen
Ist nicht das Handwerk meines freien Standes. —
Ich war von meinem alten Vater heimlich
Entwichen, unbedacht, und manchen Mond schon
Von Stadt zu Stadt umhergeschweift, als endlich
Heut auf Messene zu ich wanderte.
Den schmalen Fußsteig, welcher einsamlich
Längs dem Pamisus hinläuft, schritt ich fürder
Auf raschen Sohlen, brennend, in die Stadt
Den Fuß zu setzen, die von ferne schon
Mit stolzen Thürmen, ragenden Palästen
Prachtvoll und schön zugleich mir längst erschien.
Da siehe, mir entgegen, eil'ger noch,
Stürmt noch ein Mann des Wegs, so ungestüm
Wie auf der Flucht; ein Jüngling; an Geberden
Anmaßend, rücksichtslos; er macht von fern
Mir Zeichen mit der Hand, den Weg zu räumen.
Die schmalste Stelle war's, kaum breit genug
Für Einen; jählings an den Fluß hinab
Senkt sich der schlimme Weg zur linken; rechts
Starrt wildes Buschwerk, wo mit Mühe nur
Man Zugang fände. Mir, dem Freigebornen,
Mißfiel die Art des Manns. Nur dem Gesetz
War ich gewohnt zu folgen, und nur Ältern,
Als ich, zu weichen; also schreit' ich fort.
Er, überlaut und drohend: Bleib zurück!
Herrscht er mich an, sonst —! Da entbrennt mein Zorn.

Bleib du zurück! erwiedr' ich ihm. Und schon
Sind wir beisammen. Er zückt einen Dolch
Und rennt mich an. Ich hatte keine Waffe,
Doch Muth; mit festem Fuß erwart' ich ihn
Und unterlauf' ihn, pack' ihn — ein Moment —
Er stürzt und wehrt umsonst sich; mit den Knie'n
Drück' ich ihn an den Boden, seine Rechte
Halt' ich mit beiden Händen, daß er nicht
Sie rühren kann, wie sehr er schäumt. Da sieht er,
Daß er den Kürzern zieht, und bittet heuchelnd
Um Gnade; ich, ihm glaubend, lass' ihn frei.
Alsbald führt der Verräther einen Stoß,
Der mein Gewand hier schlitzt, mich selbst nur streift.
Leicht ist der Schmerz, doch außer mir vor Wuth
Ring' ich den Dolch ihm aus der Hand — durchbohrt
Liegt er in seinem Blute.

Polyphont.

Sprichst du Wahrheit,
Bist du nicht wenig tapfer.

Aegisth.

Reu' ergriff mich,
Sobald der Stoß kaum mir entglitten war.
Des Blutes ungewohnt sank mir der Muth.
Nicht wusst' ich, was beginnen; in den Fluß
Warf ich das Messer erst, dann fiel mir ein,
Auch ihn hineinzustürzen; jedes Zeichen
Der That zu tilgen glaubt' ich so — und that's.
Ich Thor! Sieh selbst, wie neu ich im Verbrechen!
Ganz blutig, wie ich war, lief ich hinweg
Und wusste nicht wohin, bis an die Brücke.
Dort von den Deinen ohne Müh' ergriffen,
Ward ich hieher geführt. So kam's; ich schwör' es.

Polyphont.

Den Schein der Wahrheit trägt, was du mir sagst.
Nicht ohne Mitleid hör' ich dich. Doch heischt
Gerechtigkeit, daß man dich straft. Ich will
Dein Mißgeschick, nicht deine Absicht schelten,
Daß du den Leib, in dem vielleicht noch Leben,
Begraben in die reißend tiefen Strudel
Des jähen Stroms. Doch hast du dein Vergehn
Durch solches Thun erschwert, urtheile selbst:
Denn war der Mann argsinnig, wie du sagst,
Wie dieses Schlags nur leider all zu Viel'
Im Lande schweifen seit den Bürgerzwisten,
Weit besser stünd's um dich. Vielleicht genügte
Dich frei zu sprechen schon des Todten Name.

Aegisth.

Weh mir! Will mein Geschick, daß ich hier falle
Als Opfer eines willenlosen Irrthums? —
Was kann ich sagen, König? Strafe mich
So schwer du willst, hie bin ich. Tief bereu' ich's,
Doch mehr, wenn ich mich schuldig wüsste. Nackt
Und hülflos, spricht für mich nur meine Unschuld;
Nicht Gold, nicht Ahnen hab' ich; scheinen muß ich
Ein Missethäter, oh und bin's und bin's,
Daß ich von euch, ihr armen, greisen Eltern,
Unkindlich weggehn konnt', euch so verlassend
In Todesangst um mich, ja vor der Zeit wohl
Vom Gram dahingerafft. — Ach, lebt er noch,
Mein guter Vater, er, der nichts mir gab,
Als reine Sitten, der mein Beispiel war
In allem Edeln, mein lebend'ger Spiegel,
Was wird er sagen, hört er, daß ich hier
Den Tod als Mörder fand! Oh, der Gedanke
Ist härter, als der Tod mir.

Polyphont.

Hör! Du weißt,
Vergoßnen Blutes schuldig, hast du deines
Unweigerlich verwirkt; doch milder stimmt mich
Der schlichte Freimuth deiner offnen Rede.
Somit vertag' ich denn, bis ich von dir
Und jenem Todten Sichreres erfuhr
Und klarer sehe —

Scene 3.

Merope. Polyphont. Aegisth.

Polyphont.

Merope? Ist's möglich?
Du kommst zu mir? Was führt dich her?

Merope.

Die Kunde
Der Unthat kam mir. Ist es wahr, daß hier
Ein Mann getödtet ward, und daß der Mörder
Ihn in die Wellen warf?

Polyphonte.

Zu wahr nur ist's,
Und Der hier ist der Mörder.

Merope.

Was erblick' ich?
Der hier? — Welch wundersame Ähnlichkeit!

Polyphont.

Du weißt, wie mir des Landes innre Ruhe
Am Herzen liegt; doch siehst und hörst du Diesen,
So glaubst du fast ihn schuldlos.

Merope.

Ja — sein Äußres
Zeigt den Verbrecher nicht; ein edles Antlitz —
Doch weh! noch trieft er vom vergoßnen Blut.

Aegisth.

Wer läugnet's, Herrin? Nur zu laut verdammt mich
Dies Blut sogleich. Doch hätt' ich es mit Absicht
Vergossen, mich davon zu rein'gen auch
Hätt' ich gewußt. Ein wenig Wasser nur
Und dreiste Stirn, und ewig wär' in Nacht
Die That begraben. Härter, kannst du glauben,
Drückt mich die Reue, als der König je
Mich strafen kann. Und doch, wie konnt' ich anders?
Fremd, einsam, unbekannt — doch trug ich nicht
Tödtliche Waffen bei mir; jener Stahl,
Den mich der übermüthige Jüngling zwang
Auf ihn zu zücken, ihm entriß ich ihn.
O glaub es, nicht zum Mord ward ich erzogen!

Merope.

Ein Jüngling war der Todte?

Aegisth.

Mir etwa
An Jahren gleich.

Merope.

Was hör' ich!

Polyphont.

Und er hatte,
Wenn Dieser hier nicht lügt, kein gut Gewissen.
Er floh in Eile hin den öden Weg.

Aegisth.

Ja, und verhüllte — nun entsinn' ich mich —
Das Antlitz theilweis mit dem Mantel.

Merope.

Wie?
Verbarg sich? floh? — Du kanntst ihn nicht?

Aegisth.

Ich bin
Hier völlig fremd; und er (noch steht er immer
Vor Augen mir) schien gleichfalls fremd, nein, war's.
Trug er doch Kleider, deren Schnitt mich mehr
An Elis mahnt', als an Messene.

Merope.

Himmel!
An Elis?

Aegisth.

Ja, den meinen gleich; auch ich
Bin ja aus Elis.

Merope.

Du —?

Polyphont.

Was macht dich nur
So ängstlich unruhvoll?

Merope.

Was fällt dir ein?
Ich unruhvoll?

Polyphont.

So scheint's. — Nun denn, ein niedrer
Fremdling, der einen andern Unbekannten —

Merope.

Wer weiß, wer Jener war! Zwar — nicht daß ich
Dran dächte —

Polyphont.

Ich, wenn's meine Pflicht nicht heischte,
Ich drängte zum Verhör mich nicht hinzu.
Du, der die Sache völlig fremd, — fürwahr,
Ich staune; so viel Antheil —

Merope.

Ich — mich trieb
Die Neugier nur. — Und doch, daß er den Leichnam
Entrückt aus Aller Augen — Zufall schwerlich,
Nein, Absicht scheint es mir; und du so mild
Gegen den Mörder, der so selbstgewiß,
So ruhig? — Fast —

Aegisth.

Aus Furcht schleift' ich den Leib,
Aus keiner Absicht, in den Fluß und stehe
Hier ruhig, weil mein Innres rein von Schuld.
Betrübter, als du denkst, war mir zu Muth,
Jetzt um so mehr, da ich dich traurig sehe
In bangem Zweifel um den Todten —

Merope.

Ich?
Ich bang und zweifelnd? Nein! Doch Unglücklichen
Rührt eines Andern Unglück leicht das Herz.

Aegisth.

So fühle Mitleid denn mit mir. Ich bin
Elend genug, mehr als der Todte, der
Es mehr verdient. Der Arge wollte mich
Erschlagen ohne Grund. Was half es mir,
Daß ich gesiegt, wenn sich mein Leben jetzt
Schmachvoller enden soll? Und werd' ich auch
Am Haupte nicht gestraft, was giebt es Härtres
Für edle Herzen, als die Last der Schande?

Merope.

Du birgst ein hohes Herz in niederm Stand.
Fast nöthigt deine Rede — doch — wär' nur
Der Todte, nur sein Name —

Polyphont.

Da so seltsam

Dich Lust, ihn zu verhören, angewandelt,
Und meine Gegenwart, o Merope,
Wohl seh' ich's, deine freie Rede hemmt,
Warum, begreif' ich nicht —

Merope.

Hemmt? Nein, ich lass' ihn
Mit dir allein.

Polyphant.

Bleib! Forsche, was du willst,
Von ihm heraus, ich gehe. Mein Begehr
Ist, wie du weißt, zur Herrin und Gebietrin
In Allem dich zu machen. Um so mehr
Bist du's in so geringer Sache. Nimm ihn,
Nach deinem Sinn behandl' ihn! Sei mir dies
Das erste Zeichen, daß du meine Gaben
Nicht stets verschmähn willst.

Merope.

Wie?

Polyphont.

Das bitt' ich dich.
Sei dies der Anfang deiner Herrschaft hier.

Scene 4.

Merope. Aegisth.

Aegisth.

Und wärst du minder gnädig mir, als er?
Spricht meine Jugend nicht für mich, und steht mir
Mein reines Herz nicht im Gesicht geschrieben?
O rührt dich nicht der tödtlich bittre Kummer,
Den meine Eltern — Weh! Warst du nicht auch
Einst Mutter? Oh und meine —

Merope.

Nur zu sehr
War ich's, zu sehr! — und jetzt, wer weiß! — So lebt denn

Noch deine Mutter? Und dein Vater, sprich,
Ist auch aus Elis?

Aegisth.

Aus Messene stammt er.

Merope.

Was hör' ich? Aus Messene?

Aegisth.

Von klein auf
Hört' ich's ihn sagen.

Merope.

Heißt er — Polydor?

Aegisth.

Er heißt Kephisus.

Merope.

Und wie alt? —

Aegisth.

Sehr alt.

Merope.

O Himmel! — Doch der Name! — Welches Standes,
Von welchen Eltern in Messene stammt er?
Von edeln?

Aegisth.

Nein; er hatt' ein klein Stück Land,
Daß mit den eignen starken freien Händen
Zur Kurzweil er bebaute. Glücklich so,
Mit seiner Habe sich begnügend, lebt' er
Mit Weib und Kindern.

Merope.

Und was stört' ihn auf
Aus dieser Ruh' und trieb ihn, seinen Wohnsitz
Zu ändern?

Aegisth.

Oft erzählt' er mir's, daß Zwietracht
Im Innern dieses Reiches ihn zur Flucht
Genöthigt habe, daß die Übermacht
Von mächt'gen Feinden ihn verfolgt. In Blut
Und Aufruhr war hier Alles; er besorgt
Für seine Kinder — O wie sah ich oft,
Gedacht' er dran, ihn weinen!

Merope.

Also wardst du
Geboren in Messene? Fliehend nahm dich
Dein Vater mit nach Elis?

Aegisth.

Nein, die andern,
Die ältern Brüder nahm er damals mit,
Die dann der grimme Tod ihm alle raubte.
Nur ich sog meinen ersten Lebensathem
In Elis ein; ich bin sein letztes Kind.
Mein armer Vater! auch dein letztes bleib' ich,
Wenn ich dir bleibe. Schon seit frühster Jugend
Fühlt' ich im Herzen eine Sehnsucht nach
Messene, wie nach meiner Wiege, da
Mein Vater dort geboren ward.

Merope.

Was sprichst du?
O Gott, auch er ist jung, von gleichem Alter —
Und diese Haltung — dies Gesicht — Er scheint's,
Und ist's doch nicht. — Wie? Sagtest du nicht erst,
Der Todte sei aus Elis?

Aegisth.

So erschien mir's.

Merope.

Er kam verhüllt?

Aegisth.

Ja.

Merope.

Muthig?

Aegisth.

Übermüthig.

Merope.

Die Kleidung?

Aegisth.

Ärmlich.

Merope.

Auf der Flucht?

Aegisth.

In Eile,
Wie ein Verfolgter, der voll Argwohn ist,
Stürmt' er einher.

Merope.

Barbar, und du erschlugst ihn?

Aegisth.

Er wollte mich umbringen.

Merope.

Sprach er sterbend
Nichts mehr?

Aegisth.

Ich stand ein Weilchen über ihm
In Thränen — er, im letzten Todesröcheln —

Merope.

Unsel'ger!

Aegisth.

Nun entsinn' ich mich; es hätte
Das wildeste Gemüth erschüttert: laut

Aufschluchzend unter Thränen, rief er noch
Nach seiner Mutter.

Merope.

Nach der Mutter? Bube,
Unmensch, und doch erschlugst du ihn und warfst
Den Leichnam in den Fluß? Weh mir! Verloren —

Aegisth.

Was that ich, Unglücksel'ger? Warum geht
Dir meine That so nah? — Nun, du empfingst
Vollmacht vom König, brauche sie, und nimm
Dir volle Rache. O ihr Götter, musst' ich
Dich kränken, Merope, die ich im Herzen
Von Jugend auf verehrt? — Vom Vater wusst' ich
All deine herbe Noth. Oft, wenn er weinte,
Weint' ich mit ihm um dich. Der heiße Wunsch
Beseelte mich, dich auch zu sehn. Wie oft
Fleht' ich zum Himmel mit dem greisen Vater
Für dich; wie oft, damals noch rein von Blut,
Warf in die Glut vor meinen kleinen Laren
Für dich den reinen Weihrauch diese Hand;
Und dir, dir that ich weh? O strafe mich!
Ich hab's verdient, ich flehe drum! Doch Jener,
Der argen Sinn in trutz'ger Hülle barg,
Was war er dir? Vielleicht doch war er gut,
Und Noth nur macht' ihn böse — Ach, was sagt' ich?
Du weinst um ihn; so ist er schuldlos; arg
Bin ich allein. Oh, räch ihn nun an mir!

Merope.

Welch eine Sprache! was für Thränen! — Mit ihm
Zu weinen wider Willen zwingt er mich. —
Von mir sprach dir der Vater?

Aegisth.

Tausend Mal

Von dir, von deines Gatten Tode sprach er,
Von deinen Söhnen.

Merope.

Himmel! Von den Söhnen?

Aegisth.

Ja wohl, drei Söhne hattst du; es erschlug sie
Der schändliche Tyrann, deß wilder Anblick
Mich eben schaudern machte. Lieber seh' ich
In deiner Strenge dich, als ihn im Mitleid.

Merope.

Nicht länger trag' ich das. Kaum neigt mein Herz sich
Der Gnade zu, so treibt ein grauser Zweifel
Zur Wuth mich gegen ihn; kaum heiß' ich wieder
Das Mitleid schweigen, — ach! — ihn sehn, ihn hören
Rührt mich zu neuen Thränen!

Aegisth.

Welcher Kampf
Tobt dir im Herzen? Mit dir selber sprichst du.
Regt Mitleid sich? Gieb ihm Gehör!

Merope.

Weh mir,
Was soll ich thun? Ich kann dich nicht verdammen,
Jüngling, noch frei dich geben. Bleib indeß
Hier in der Königsburg; in Kurzem will ich
Dich wiedersehn. Bedenke dich; besinn dich
Auf jeden kleinsten Umstand deines Lebens,
Zugleich auf jedes Thun und Wort und Zeichen
Des Todten. Ruf dir auch ins Herz zurück
Von deinem Vater jedes kleinste Wort.
Doch, bist du sicher, daß der gute Alte
Den Namen nie verändert hat?

Aegisth.

Ganz sicher.

Noch stammelnd lernt' ich schon Kephisus sagen.
Als er mir dann vertraute, aus Messene
Sei er geflohn, und mir befahl, vor Jedem
Davon zu schweigen, hätt' er auch vom Namen
Mir nichts verhehlt, wenn es so war. Wohl wusst' er,
Daß, gält's mein Leben selbst, ich schweigen würde.
Daß er Messenier ist, vertraut' ich dir.
Was könnt' ich dir verbergen?

Merope.

Weh, genug!
Hör auf für jetzt. — Ich muß in mein Gemach
Mich rasch zurückziehn, völlig auszuweinen
Die schwerverhaltnen Thränen. — Dein Gefängniß
Soll der Palast nur sein. Bald werd' ich wieder
Dich fragen. Alles sagst du dann noch einmal,
Eins nach dem Andern, und ausführlich giebst du
Auf Alles Antwort; laß dich wahr erfinden! —
Doch du hast nicht das Ansehn eines Lügners.

Scene 5.

Aegisth.

— Wie deut' ich das? Welch eine Qual ergreift sie
Wenn sie mich hört? Bald scheint sie wüthender
Als eine Tigerin, bald zärtlicher
Als eine Mutter, süß und sanft und zärtlich
Blickt sie mich an und weint. Kann ihr der Todte
So nahe gehn? Wüsst' ich nicht, daß sie schon
Seit langer Zeit der Kinder ward beraubt,
Dächt' ich, ich hätt' ihr einen Sohn erschlagen.
Und doch, wer weiß? — es war vielleicht ein Andrer,
Den sie geliebt; vielleicht auch ein Vertrauter,
Den sie erwartet, während er — doch unnütz
Zerbrech' ich mir den Kopf; ich weiß nichts. — Siehst du,
Aegisthus, siehst du nun, wie Recht er hatte,

Dein guter Vater: „Laß dich nie herab,
Die Großen zu beneiden; denn sie sind
Unglücklicher als wir.“ Wahr! Nur zu wahr!
Nicht darf ich, wie auch mein Geschick sich wendet,
Mich drum beklagen, da ich seh', wie traurig,
Wie ganz verlassen diese hohe Frau
Ihr Leben führt. — Allein, schon will es nachten.
Da mir hinwegzugehn verboten ist,
Will ich ins Königshaus, vom Blut mich dort
Zu rein'gen. Könnt' ich's auch von meiner Schuld!
Doch der Allwissende im Himmel ist
Gerecht; hab' ich's verdient, so straf' er mich!

Dritter Akt.

Scene 1.

Polydor.

Vor Tag schon komm' ich; und ein großes Glück,
Daß Niemand mich gesehn. — O Haus des Grauns,
Nach funfzehn Jahren seh' ich heut dich wieder.
Der Schrecken wohnt' in dir, da ich dich mied,
Auf meinen Armen rettend meines guten,
Geliebten Königs einz'gen Sohn, den heil'gen
Rest seines Stamms; doch von wie anderm Schrecken
Geängstigt kehr' ich jetzt zurück! — Dies ist ja,
Zu gut nur seh' ich's, des Kresphontes Gürtel,
Und dies das Schloß, hier des Alciden Bild
Erhaben ausgeprägt. Wohl vierzehn Jahr
Hatt' ich's in Händen. Grade zwanzig Monde
Ist's her, da gürtet' ich's ihm um, ich selbst.
O unbedachter Jüngling, hättest du
Auf mich gehört! Doch meiner greisen Warnung
Taub — sieh, das ist die Frucht! — Wie bitter ward mir
Die Zeit! Seit einem Jahr verlor ich dich

Und such' umsonst dich nun sechs lange Monde.
Muß ich nun hier, so nahe deiner Heimath,
Am Stromesufer, auf verlassnem Weg,
In einem See von Blut dies Kleinod finden?
Ich Ärmster! Was beginn' ich? — Doch zuvor
Such' ich die Fürstin auf. Der Himmel führe
Nicht dem Tyrannen eher mich entgegen,
Sonst wünsch' ich nichts. Was fürcht' ich noch für mich?
Was hab' ich zu verlieren, wenn mein kleiner
Kresphontes — Doch wer weiß? Wenn ich mich täuschte?
Vielleicht — Allein, wie könnt' es sein? — Die Mutter
Weiß sicherlich — Und weiß sie nichts, wie dann?
Wie soll ich das Entsetzliche ihr künden?
Wie ihr's verschweigen? Oh! — Doch Schritte nahn.
Ich will beiseit gehn. — Nein, ein Weiberschritt —
Sie kommt allein — Ist sie's? — Sie ist's. Ich geh' ihr
Entgegen.

Scene 2.

Merope. Polydor.

Polydor.

Königin!

Merope.

Wer ruft mich hier
Mit diesem Namen? Sprich, wer bist du, Alter?
Allein was seh' ich! Du bist's? Ist es möglich?
Du, Polydor?

Polydor.

Ja!

Merope.

Sprich: mein Sohn — bringst du
Mir Leben — oder Tod?

Polydor.

O endlich doch
Seh' ich dich wieder, endlich küss' ich wieder
Die heil'ge Rechte dir!

Merope.

Mein Sohn — erzähle! —

Polydor.

O Gott! — Kann ich hier reden?

Merope.

Jetzt noch kannst du's;
Niemand ist hier; ich pflege jeden Tag
Vorm Frühroth, einsam, herzugehn, zu weinen
Dort an Kresphontes' Grab.

Polydor.

O theures Grab
Des besten Herrn, der je gelebt! Ach, könnt' ich
Dort meinen Geist aushauchen!

Merope.

Komm, erzähle, —
Du machst mich zittern — eil dich! Warum kehrst du
So traurig wieder? Forschtest du nach ihm
Und fandest seine Spur nicht? Vor sechs Monden
Verließest Elis du, und schon ein Jahr ist's,
Daß Tag für Tag ich sterbe.

Polydor.

O ich Ärmster!
Ermiß erst meine Qual! — Du hörtest nie
Von ihm?

Merope.

Nie. Aber du?

Polydor.

Halb Griechenland
Hab' ich durchirrt; Angst, Liebe, Hoffnung flößten

Den alten Gliedern Kraft ein. In Cyllene,
Olympia, Pylos, Argos und Korinth
Und Sparta und viel andern Städten forscht' ich,
Und nirgend eine Spur von ihm; wer weiß
Wohin sein Jugendfeuer und die Lust
Am Wagen ihn verlockten! Oh mein Sohn!
Zu groß in dir war die Begier, zu schauen,
Zu lernen und zu wandern. Würd'ger Sproß
Des herrlichen Alciden, viel zu eng
War dir mein niedres Dach. Und ob du auch
Dich selbst nicht kanntest, all dein Thun und Denken
Verrieth dir doch —

Merope.

Wie stürmt bei deinen Worten
Verschiedne Regung auf mich ein! Ach wo,
Wo weilst du, Sohn? — Sprichst du die Wahrheit? Wuchs er
Würdig der Ahnen auf?

Polydor.

Würdig? Beim Himmel,
Nie sah ich kühner, edler, offenherz'ger,
Bescheidner ein Gemüth; und an Gestalt
Wie schön erblüht, von wie gestählter Kraft,
Wie männlich anzuschaun, das Herz wie menschlich!
Was blieb an dir zu wünschen? Meines Alters
Einziger Trost warst du; in dir nur lebte
Mein hochbetagtes Weib, ich nur in dir.
Du warst uns mehr als Sohn! — O hättst du, Herrin,
Ihn unter uns gesehn! — Als ob im Herzen
Er seine Abkunft ahnte, lenkt' er uns
Mit sanftem Zwang nach seinem Willen; war
Doch stets gerecht und edel dieser Wille.
Weh mir, mein Sohn! wie soll ich dein gedenken,
Daß mir die Thräne nicht vom Auge stürzt!

Merope.

Auch mir entlockst du Thränen, weinen muß ich
Vor Freud' und Schmerz zugleich. O Himmel! — Wann
Werd' ich ihn wiedersehn? Mein einzig Kind,
Muß ich erfahren, welch ein Mann du wardst,
Und weiß nicht, wo du umirrst?

Polydor.

Ach, wie schmerzlich
Empfand ich's, daß ich, außer daß er lebte,
Dir niemals Kunde von ihm geben durfte!
Allein zu groß war die Gefahr; kaum wagt' ich,
Das abgeredete Zeichen dir zu senden,
Daß du erführst, er habe mich verlassen
Und ihn zu suchen sei ich unterwegs.

Merope.

Hätt' mich dies Zeichen nie erreicht! Seitdem
Gewann ich nirgends Frieden mehr. — Was sag' ich?
Frieden! Ach wüßtest du —! Angst und Entsetzen
In tausend Bildern, täuschend oder wahr,
Erschüttern stets mich. Auf die Wimper senkt sich
Kein Schlummer mehr, und wenn zuletzt, besiegt
Von Mattigkeit, ein wenig die Natur
Zur Ruh' die Sinne zwingt, erschöpfen mich
Furchtbare Träume mehr als langes Wachen.
Bald seh' ich ihn als Bettler gehn, allein,
Ganz ohne Rath, ein Spiel des blinden Schicksals;
In ärmlichem Gewand, von Stolzen, Großen
Verhöhnt, mit schnöder Schmähung fortgewiesen,
Erniedrigt — wehe mir! — Bald seh' ich ihn
Im tosenden Orkan der wilden Meerflut
Dem Tode nah; bald Arm und Fuß belastet
Mit Sklavenketten; bald von grimmen Mördern
Bedrängt, mißhandelt, hingewürgt — ihr Götter!

So zuckt allaugenblicks mein Herz zusammen.
Bei jedem fremden Manne, den der Pfeil
Des Unglücks traf, denk' ich, es sei mein Sohn,
Und glaub' es und erstarre; jede Qual
Weicht einer schlimmern nur. — Wirst du es glauben?
Ein Jüngling, der am Stromesufer gestern
Ermordet einem Zank zum Opfer fiel
Und dann aus Furcht vom Mörder in den Fluß
Geworfen ward, verstört mir das Gemüth
Noch jetzt. Ein Fremder war's —

Polydor.

Getödtet? Gestern?
Am Ufer? — fremd? — O Himmel!

Merope.

Wie, du zitterst?
Sprich! — Wäre meine Ahnung — Weh! — Du weinst,
Erbleichst — du hältst dich auf den Füßen kaum?

Polydor.

Ich Ärmster, weh! Was soll ich thun? was sagen?

Merope.

Was murmelst du? Nein, sprich zu mir! Was denkst du?
Was weißt, was fürchtst du? Hören will ich's; reiß mich
Aus dieser Angst —

Polydor.

Ich kann nicht sprechen — Stimme —
Und Athem — fehlt mir —

Merope.

Gräßlich! — Nein, ich habe
Den Muth nicht, mehr zu fragen. — Doch, ich will's,
Will's wissen. Wozu sonst noch leb' ich, wenn
Ich nicht mehr Mutter bin? Nun sprich; du weißt es:
Der Todte —

Polydor.

Nichts — nichts weiß ich.

Merope.

Sprich; gehorche!

Polydor.

Frau — kennst du — diesen — Gürtel?

Merope.

Ha, was seh' ich?
Von frischem Blut noch ist er feucht? Ihr Götter!
Kresphontes' Gürtel — Es ist klar — Mir — schwindelt —

Polydor.

Am Flussesufer, eben da es tagte,
Fand ich ihn, Herrin, ganz in Blut getaucht.
Ein Mord geschah dort; oh, kein Zweifel mehr:
Es war dein Sohn!

Merope.

Ermordet! — Gräuelvoll!
Und ich — ich lebe? — Aber du, so hast du
Ein solches Pfand bewahrt? Vertraut' ich dir nicht
All meine Hoffnung, all mein Leben? Durftest
Du meinem Kind je von der Seite gehn?
Konnt' ihn ein Schwert entseelen, das zuvor
Dein nutzlos langes Leben nicht verkürzt?
Ist das dein treuer Dienst? das deine Liebe?
Doch weh, du weinst? du schweigst? Ach, nur das Schicksal
Darf ich anklagen. Oh vergieb; ich bin
Ja Mutter — Nein! ich war's! — Der Tod —

Polydor.

Mit Recht
Trifft mich Elenden all dein Zorn. Und doch,
Der Himmel weiß —

Merope.

Mir sagt' es ja mein Herz —
In jener Schreckensnacht, wo ich das Kind
Dir anvertraute: Nie siehst du es wieder!
Mit seinen kleinen Händchen klammert' es
Sich fest um meinen Hals; fast schien's, ihr Götter!
Als fühl' es, daß es mir auf immerdar
Entrissen werde. — Funfzehn lange Jahre,
Durchweint in eitler Hoffnung — wohin flohn sie?
Ertragen hätt' ich den verhaßten Anblick
Des Königes und all und all mein Leid,
Um Alles jetzt auf Einmal zu verlieren?
Und wie! mir vor den Augen! durch die Hand
Eines Elenden — Weh! und unbegraben —
O Sohn, mein Sohn, daß ich nur deinen kalten
Leichnam besäße — daß ich unter Küssen
Und — Thränen — könnte sterben über ihm!

Polydor.

Und ich — die Vatersorgen dreier Lustren
So mir geraubt! Und komme nun Unsel'ger,
Auch dir das Herz zu brechen! Doch — wie hätt' ich's
Verschweigen können?

Merope.

Sterben — sonst kein Trost!

Scene 3.

Polyphont. Merope. Polydor.

Polyphont.

Von Neuem hör' ich Weinen und ein seltsam
Wehklagen. Was geht vor? — Wer bist du, Alter?
Was brachtest du?

Merope.

So recht! Dich lockt, Tyrann,
Der Ton der Klage, wie sie schon erklang

In dieser Burg, als sich an deine Fersen
Der Mord geheftet. Du, deß Herz sich weidet
An fremdem Weh, frohlocke! Endlich siehst du
Mich ganz verwais't.

Polyphont.

Ha! — Also lebte doch
Der Sohn, den du verläugnet?

Merope.

Du kurzsicht'ger
Tyrann, wie konntst du glauben, daß mein Sohn
Gestorben sei, da ich doch lebte? — Wie ich
Gelebt, du weißt 's! Musst' ich doch stets dich sehn!
Er lebte, ja! ich hehlt' es dir und barg
Die einz'ge Hoffnung in der Brust, dereinst
Ihn hier zu sehn zum Schrecken aller Bösen,
Wie einen Blitz vom Himmel, als den Rächer
Der Seinen, meiner und des Vaterlands.
Hätt' ich nicht dies gehofft, wie hätt' ich je
Dich angehört, als du mir Frieden botst
Und tiefverhassten Ehbund, härtre Worte
Als wenn du Knechtschaft dräutest oder Tod?

Polyphont.

So lohnst du Dem, der einen Thron dir bot?
O Weib, ich, den du als Tyrannen stets
Zu schmähen pflegst, bin minder hart als du.
Ich wusst' es, daß dein Sohn noch lebte, wusst' es;
Du konntest mich nicht täuschen. Auch begreif' ich
Deinen gerechten Kummer. Einst vielleicht —
Doch, bist du seines Tods gewiß? Wo lebte
Dein Sohn bisher? Woher kommt dieser Mann,
Der dir gemeldet — Seh' ich recht? — Dies Antlitz
Ist mir nicht neu. Mir scheint —

Polydor.

Wohl kennst du mich.
Ja, sieh mich an; zur Seite deinem König
Kresphontes stand ich: Polydor bin ich.
Da Andre beugten ihre Sklavenstirn
Dem Kronenräuber, floh ich aus Messene.
Kennst du mich jetzt? Zwar ward mein Haupthaar bleich
Vom hohen Alter und gekrümmt mein Rücken,
Und Gram und Mühsal färbten mein Gesicht
Mit Todesblässe. Doch Derselbe bin ich
Und täglich mehr dein Feind. Ich rettete
Den einz'gen Sprößling meines Herrn und pflegt' ihn
Und zog ihn auf; um ihn hab' ich das Land,
Dem ich entstammt, verlassen; lieber war mir's,
Um ihn an Hab' und Ehre zu verarmen,
Um ihn der theuren Heimath zu entsagen,
Als hoch zu stehn im Dienste des Tyrannen. —
Weh! warum bin ich nicht mit ihm gestorben!
Willst du für das Vergangne Rache nehmen,
Nimm sie an mir! Laß Merope in Freiheit
Ihr Loos betrauern und nimm mir dies Leben,
Das doch erloschen ist. Mein einz'ger Schmerz
Ist, daß ich heut nicht meine frische Jugend
Dem Sprossen meiner Kön'ge opfern kann.
Doch, wie's nun sei, nimm's hin, mein welkes Haupt!

Polyphont.

Mitleid, nicht Zorn empfind' ich; du erwähltest
Mit Recht Verbannung, denn Empörer straf' ich
Mit andrer Strafe nie. Nicht daß du damals
Das Kind gerettet — edel war die That! —
Nein, daß du zum Verbrechen es erzogst,
Das macht dich schuldig. Jenen Tag, da ich
In offner Feldschlacht deinen Herrn besiegte,

Hättst du mich tödten sollen, oder ihn
Nicht überleben. — Doch Vergangnes soll
Vergessen sein. Nun aber — wär's am Ende
Ein listig Märchen, das du bringst? Erzähle,
Wann — wo — wie starb er?

Merope.

Ist dir's nicht genug,
Ihn todt zu wissen? Möchtest du vielleicht
Ihn sehn, die niedre Furcht des feigen Herzens
Beschwicht'gen mit so grauser Augenweide?
Und eine Mutter sehn, die blut'ge Thränen
Weint an des Sohnes Leiche? Geh, dem Fluß,
Der ihm ein ungeehrt, doch stilles Grab
Gegönnt, entreiß ihn, schleif ihn nach Messene,
Und den du lebend nicht verderben können,
Mißhandl ihn todt. Geh! Jener, der vor Kurzem
Ermordet ward — es war mein Sohn!

Polyphont.

Ist's möglich?
Und warst du bei ihm? Sprich. Wie —

Polydor.

Nur zu spät
Kam ich dazu! Sonst hätte Jener mich
Mit ihm getödtet. Nicht mehr sah ich ihn —

Polyphont.

Wie aber weißt du's?

Polydor.

Sieh hier seinen Gürtel;
Sein Vater trug ihn einst. Noch klebt an ihm
Das junge Blut; in einem Meer von Blut
Fand ich ihn dort. Sieh hier; erkenn ihn; weide
Den durst'gen Blick! — Ein Jüngling, unbekannt,

Aus Elis — o, wär' er's so sicher nicht,
Wie er es ist!

Merope.

Mein Tod wird bald genug
Es dir bestät'gen. Doch — du heuchelst hier,
Und bist vielleicht der Anlaß — nur vielleicht?
Kein Zweifel! Traf ich dich denn nicht vorhin
In ruh'ger Zwiesprach mit dem Mörder? O
Wie hättst du Mitleid ihm bezeigen können,
Wenn er nicht arge Wünsche dir erfüllt!
Ja wohl, dein Werkzeug war er —

Polyphont.

Merope,
Du bist verblendet. Niemals sah ich ihn,
Ich schwör' es. Wenn dein Sohn hierher sich wandte,
Heimlich, allein, ein Flüchtling, in Verkleidung,
Wie sollt' ich ihn erkennen? Sprich! woran
Der ihn erkennen, der ihn umgebracht,
Da er von Angesicht so wenig ihm
Bekannt war, als mir selbst? Und dann — du selbst,
Hast du dem Mörder Mitleid nicht gezollt?
Ließ ich ihn nicht bei dir? Hast du nicht selbst
Ihn nach Gefallen ausgefragt, und macht' ich
Dich nicht zur Herrin seines Schicksals?

Merope.

Wohl!
Wenn du denn schuldlos bist, so ist der Mörder
Doch im Palast noch und in deiner Hand.
Die Rache nur kann noch auf Augenblicke
Mein Leben fristen. Laß mich nun das Opfer
Bald fallen sehn dort auf des ungerächten
Kresphontes Grab; dort unter tausend Martern
Laß mich den Mörder seine tückische Seele
Aushauchen sehn; und dann —

Polyphont.

Zwar wohl mit Recht
Dürft' ich begnad'gen Den, der einen Schurken,
Der meuchlings mich zu morden kam, erschlug.
Doch da ich besser bin, als du mich schiltst,
Will ich für meines Feinds Ermordung selbst
Die Rache nehmen und verheiße dir
Bald volle Sühne.

Merope.

Schwer und unerhört
Und rasch und furchtbar will ich sie. Nichts Andres
Bat ich dich je. Die letzt' und erste Gunst
Sei diese mir. Doch sprichst du Wahrheit auch?
Nicht trau' ich dir. Die eignen Augen will ich
In jenes wilden Frevlers Blute sätt'gen —
Nein, nicht genug! mit eignen Händen will ich
Ihn tödten; tausendmal in dieses Herz
Den Dolch eintauchen — dies entmenschte Herz,
Das hören konnte, wie mein Sohn im Sterben
Mit Jammertönen nach der Mutter rief,
Es hört' — und doch ihn in die Wellen stürzte,
Vielleicht noch eh er todt war, eh für immer
Die Kraft ihm schwand, sich aus dem grausen Schlund
Langsamen Tods zu retten — und er selbst
Erzählt' es mir; ich hört' es an; und glaubt'
Ihn fast unschuldig, fühlte Mitleid fast
Mehr mit dem Mörder, als mit seinem Opfer.
Mitleid? Er soll mir's büßen nun. Ich will
Mich rächen, wie man's nie zuvor gehört.
Ich selbst — Nun sprich: was du verheißen hast,
Wirst du es halten?

Polyphont.

Jede Sühne magst du,
Die dir beliebt, an ihm vollziehn. O könnte

Sein Blut in deinem Herzen so den Haß,
Den du mir trägst, auslöschen, könnt' an ihm
Sich all dein Grimm ersättigen! Ich eile,
Um Alles anzuordnen; deine Thränen
Will ich für jetzt nicht länger hemmen, Herrin.
Bald, sie zum Theil zu trocknen, kehr' ich wieder.
Bleib du indeß bei ihr; ich schelte nicht
Dein Mitleid; doch der Mutter widm' es jetzt,
Das du so reichlich einst am Sohn bewiesen.

Scene 4.

Polydor. Merope.

Polydor.

Komm nun in dein Gemach, o Herrin! Duld es,
Daß des Tyrannen schimpflich spätes Mitleid
Mir jetzt noch fromme, daß ich mit dir weinend,
Von deinem Sohne redend, wenn ich ihn
Gerächt gesehn, zu seinen Füßen sterbe.
O komm! Du fühlst es: Zorn und Jammer haben
Dich ganz erschöpft; kaum tragen dich die Kniee.
Wenn du dem kranken Leib nicht Ruhe gönnst,
Wer weiß, ob du die heißersehnte Rache
Erlebst —

Merope.

Ja komm; die muß ich noch erleben.

Vierter Akt.

Scene 1.

Aegisth.

Hier soll ich warten, will der König? Also
Ist mein Geschick entschieden; wie's auch sei,
Ich zittre nicht vor ihm. Mein einz'ger Trost
Ist das Bewußtsein, daß ich schuldlos bin.

Und doch, auch wenn ich leben darf, verbittert
Ward mir das Leben doch. Stets vor den Augen
Steht mir des Todten Bild. — O wenn die Hoffnung
Mir süß zum Herzen spricht — der Himmel weiß,
Warum ich ihr nicht wehre. Theurer Vater,
Für dich allein möcht' ich noch leben, möchte
Dich wiedersehn, die Ruh' dir wiedergeben,
Die ich dir raubte, dir die alten Augen
Zudrücken, wenn der Tod dich nur zu bald
Von uns hinwegnimmt — ach, und ich vielleicht
Beeilte selbst sein Nahn, ich Undankbarer!

Scene 2.

Polydor. Aegisth.

Polydor.

Es scheint, daß Merope nun stiller wird;
Sie wartet Polyphont's. Ich will indeß
Zu jenem Grab —

Aegisth.

Ha, wer —

Polydor.

Dort will ich beten —

Aegisth.

Ist's möglich? Dieser Alte —

Polydor.

— dort mich laben
An meinen Thränen —

Aegisth.

Ja er ist's! Dies ist
Sein weißes Haar — sein Gang — sein Kleid! — O wende
Dich zu mir, Alter!

Polydor.

Ruft mich Wer?

Aegisth.

O Vater!

Polydor.

Was seh' ich? Himmel! Du? Du lebst? Ach, wo
Muß ich dich finden! — Flieh! verbirg dich! fort!
Weh dir, du bist verloren!

Aegisth.

Vater, laß
Mich tausendmal an meine Brust dich drücken.
Ach ganz gewiß um mich nur trug dein Fuß
Dich nach Messene, unter so viel Feinde!
Hast du so viel für mich gewagt? — Ihr Götter,
Und ich Elender, hab' ich das verdient,
Der dich verlassen konnte?

Polydor.

Meine Thränen —
Ersticken — meine — Worte. Weh! verbirg dich!
Entflieh! Du bist — Gefahr bedroht dich hier.
Wie kamst du her? Wie in dies Haus?

Aegisth.

O Vater!
Wohl steht es schlimm um mich. Hier im Palast
Bin ich gefangen. Ach, mir bricht das Herz,
Es dir zu sagen, Vater, daß vielleicht
Dein Sohn der Stunde nah ist, wo als Mörder
Schmachvollen Tod er leiden soll; vielleicht auch
Spricht man mich frei, denn völlig ohne Schuld,
Obwohl ein Mörder, bin ich. Weh, wie findst du
Den Sohn hier wieder!

Polydor.

O verhängnißvoll!
Du warst es, der am Fluß den Mann erschlug?

Aegisth.

Ich that's; doch schwör' ich dir, ich that's aus Nothwehr!

Polydor.

O Schicksal! O mein armes Vaterherz!
Doch sprich — sieh erst, ob Niemand uns belauscht —

Aegisth.

Ringsum nicht eine Seele; jener Gang,
Der aus der Burg hinausführt, ist besetzt
Mit Wachen; doch sie stehn zu fern zum Hören.
Was aber willst du sagen, das ich nicht
Schon wüsste? Sieh, zu deinen Füßen lieg' ich.
Ach, nicht erst jetzt gereut mich's, Vater; längst schon
Beweint' ich's, daß ich so dir Kummer machte.
Willst du nun schelten? Schilt nur! Einen solchen,
So guten Vater zu verlassen — Ach,
Betret' ich je mit dir die Heimath wieder,
Nie, nie, nicht einen Schritt weit will ich dann,
Ich schwör's, mich von dir trennen — Und wie geht's
Der theuren Mutter? Weint sie noch um mich?
Ich hör's — ich seh's — und weine —

Polydor.

Kind — erweiche
Mich nicht — Dies ist die Zeit nicht — Könnt' ich nur —

Aegisth.

Ja du hast Recht; — wenn man dich sähe! Vielen
Musst du bekannt sein. Kommt's heraus — ich zittre
Für dich allein. Was wagtest du! O folge
Mir dahin, wo ich diese lange Nacht
In Seufzern hingebracht; dort berg' ich dich,
Wär's auch nur über Tag. Wenn der Tyrann
Dich je entdeckte! Wenn er je erführe,
Daß ich dein Sohn bin! Komm; mir bleibt indessen
Ein Rest von Hoffnung. Polyphont ist nicht

So überaus erzürnt; und Merope
Sprach gestern selbst sehr mitleidsvoll zu mir,
So daß ich hoffen darf, man werde mir
Die willenlose That verzeihn.

Polydor.

O Himmel!
Merope selbst? — zu dir? — Er muß es wissen,
Gleich, ohne Rückhalt, Alles! Aber ach,
Was thun? Was sag' ich — was verschweig' ich ihm? —
Verbirg dich selbst fürs Erste nur!

Aegisth.

Umsonst!
Man sucht' und fände mich. Ich soll ihn hier
Erwarten. Doch warum auch mich verstecken?

Polydor.

In tödtlichern Gefahren warst du nie,
Noch jemals ich in tödtlicheren Ängsten.
Merope selbst hat dir den Tod geschworen,
Und Polyphont führt gleich mit seinen Treuen
Hieher die Fürstin. Denn sie selber will
Dich tödten. Daß du ihr den einz'gen Sohn
Ermordet, glaubt sie.

Aegisth.

Wie? ihr blieb ein Sohn?
Ein Sohn? Und ich — ich hab' ihn umgebracht?
O komm, trostlose Mutter; sättige
In meinem Blute die gerechte Rache!
Tod, Marter, Schmach — was hätt' ich nicht verdient?

Polydor.

Doch — ihres Sohnes Mörder bist du nicht.

Aegisth.

Wie sagst du?

Polydor.

Bist du nicht!

Aegisth.

Nun denn, sie glaubt's:
Verwaiset, wie sie ist, — wenn ihr mein Tod
Ein Trost sein kann, so treffe mich —

Polydor.

O nein,
Verwaiset ist sie nicht.

Aegisth.

Doch jener Todte —
Ich will sie sehn, sie hören —

Polydor.

Oh entflieh!

Aegisth.

Ich kann und will nicht. Doch wenn ich's nicht bin —

Polydor.

Du bist — der Sohn, den sie als todt beweint.

Aegisth.

Was sagst du? Ich —? So wärst du nicht mein Vater
Und ich vom Blute des Alciden?

Polydor.

Ach,
Auch nicht mein Sohn, bleibst du mir mehr als Sohn.
Ich rettete dich damals, zog dich auf
Und nannte dich Aegisth und habe dich
Weh mir! vielleicht zu schlimmerm Loos bewahrt.

Aegisth.

Dunkles Geheimniß, undurchdringlich noch
Für meinen Blick! Ja wohl, ein räthselhaft
Verworren ahnungsvoll Gefühl der Liebe
Für Merope empfand ich und zugleich

Mehr Haß und Schrecken Polyphont genüber,
Als je für einen schändlichen Tyrannen.
Nun seh' ich, nun entsinn' ich mich, nun fass' ich's.
Du heißest nicht Kephisus.

Polydor.

Polydor.
Ich hehlte Namen dir und Stand. Mir bangte
Vor deiner Jugend Offenheit. Doch wie?
Wer konnte das voraussehn! — Ach, indessen
Vergeht die Zeit und bald — Ihr Götter! könnt' ich's
Beizeiten noch ihr sagen!

Aegisth.

Wird der Himmel,
In dessen Schutz mein Leben stand bis heut,
Er, der als Knabe mich der wachen Wuth,
Dem Blutdurst des Tyrannen mich entzog,
Der dir mit Muth und Festigkeit dein Alter
Gestählt und Jünglingskräfte dir geliehn,
Wird er mich durch der eignen Mutter Hand
Umkommen lassen? Ich, der dem Alciden
Entspross, wenn ich ein Schwert nur finden kann,
Werd' ich vor einem niedrigen Tyrannen
Erzittern?

Polydor.

Kind, an Andres denkst du nicht
Als deinen Muth; ich sehe die Gefahr.
Um Merope zu schmeicheln und den Haß
Des Volks zu dämpfen, heuchelt Polyphont
Jetzt Trauer um den Sohn, den er doch selbst,
Hätt' er's gekonnt, getödtet hätte. Sieht er
Ihn plötzlich auferstehn, erwacht ihm wieder
Die wilde Blutnatur, und sterben musst du.
O laß mich hin zu Merope! Vielleicht
Vermag ich noch — oh wär's noch Zeit! —

Aegisth.

Ich sehe

Soldaten nahen.

Polydor.

Weh mir, was erblick' ich!

Merope kommt mit Polyphont — zu spät!

Aegisth.

Und hinter ihnen — jene große Schaar —

Polydor.

Was soll ich thun? — Sohn, tritt an meine Seite,
Und dich vertheid'gend will ich untergehn.

Scene 3.

Polyphont. Merope. Aegisth. Polydor.
Volk. Soldaten.

Polyphont.

In deine Hand hier geb' ich, Merope,
Den Mörder deines Sohns. — Auf! bindet ihn
Mit schweren Ketten; wenn die Fürstin winkt,
So fällt sein Haupt!

Merope.

Ha, Schändlicher, Verruchter!

Elender Mörder, hast du deine Hand
In meines armen Sohnes Blut gebadet?
Was frommt mir all das deine? Wiegt mir's nur
Des seinen einen Tropfen auf? Ich war
Unglücklich schon genug. Du machtest mich
Zur Ärmsten aller Weiber, aller Mütter.
Schnürt fest die Eisenbande! Graunvoll rüstet
Ihm unerhörte Martern; unter Qualen
Verhauch' er seinen Geist! Ich will ihn sehn
Glühende Thränen weinen. Einem Tod nicht,

Nein tausend grimmen Toden weih' ihn ihn. —
Weh, Ärmste, giebt dir das den Sohn zurück?

Aegisth.

Merope, nimm mich hin. Freiwillig biet' ich
Mich einer Mutter dar, die so gerecht,
So tief verzweifeln muß; und hielten mich
Auch Diese nicht in Banden, du allein
Wärst stark genug, mir jede Qual zu schaffen.
Und doch — du weißt, daß ich nicht schuldig bin,
Und werth des Mitleids schien ich dir zuvor.

Merope.

Du — mir — des Mitleids? — Welch geheime Macht
Übt seine Stimme über mich? — Doch nein!
Hinweg die Schwäche! Ich bin taub! Was zögr' ich?
Auf, schleppt ihn fort zu jener Todtengruft,
Des Vaters und der todten Söhne Schatten
Mit seinem Blut zu laben — und den meinen;
Denn bald nun folg' ich ihnen.

Polyphont.

Gönn uns Aufschub
Noch einen Augenblick! — Soldaten, hört,
Und ihr, Messener, euch zu Zeugen wünscht' ich
Unsres gerechten Thuns. — Mir zum Verderben
Ließ diese schwer erzürnte Mutter heimlich
Den Sohn erziehn, und dennoch fühl' ich jetzt
Mit ihrem Schmerz ein tiefes Mitleid; zeuge
Der Himmel mir's, daß, wenn hochherzig sie
Mir's offenbart, er lebe noch, ich selbst ihn
Wie einen eignen Sohn gehütet hätte.
Nun, da er todt, muß ich ihn rächen. Hört ihr?
Thut jetzt nach Merope's Geheiß. Wie arm
Dies eine Opfer für so großes Leid!

Aegisth.

Ha, wohl geziemt dem Schatten des Kresphontes
Ein andres Opfer jetzt.

Merope.

Was sprichst du? Fort!

Polydor.

Verweile noch — vernimm — o hör mich an!

Merope.

Was flüsterst du mir zu? Du warst Kresphontes
Ein treuer Diener, ein ergebner Hüter
Einst seinem Sohn; reut etwa deine Treue
Dich jetzt? Wie? Fühlst du Mitleid mit dem Mörder?
Beklagst ihn? Wagst zu bitten, daß der Schlag —

Polydor.

Ich ihn beklagen? Nein. Doch du bist Mutter —
Halt ein! Wie Manches noch von deinem Sohn
Wird er dir sagen können.

Polyphont.

Hätt' ihn Dieser
Gekannt?

Merope.

Wozu ihn hören? Hoffst du so
Mich zu besänft'gen? Sagtest du mir nicht,
Daß er mein Kind erschlug? Und läugnet er's?
Und sagt mir's dieser Gürtel nicht, vom Blut
Noch feucht, den du in meine Hand gelegt?

Aegisth.

Ich schwör's, mein war der Gürtel. Von der Hüfte
Glitt er gelös't —

Polydor.

Es könnt' ein andrer sein,
Der jenem ähnlich — und der Todte — war
Vielleicht dein Sohn nicht —

Merope.

Welch ein neuer schnöder
Betrug ist das? Ha, sind sie Alle denn
Von dir erkauft, Tyrann? Auch Dieser, der
So lang uns treu war? Wie zum Hohne willst du
Den Mörder meines Sohns am Leben lassen
Und heuchelst nur Gerechtigkeit?

Polyphont.

Du schwärmst,
Vom Schmerz verwirrt, o Frau. Wer sieht hier nicht —

Merope.

Willst du denn wirklich seinen Tod, so bleibt mir
Nichts mehr zu hören. Länger zügl' ich nicht
Den Sturm, der in mir tobt. Ein jedes Zögern
Empört nur mehr mich gegen mich. Wozu
Noch weiter gehn? Der Schatte meines Gatten
Schwebt überall in diesen Räumen. Bringt ihm
Sofort das Opfer! — Mir gebt dieses Schwert!
Ich selber will mit eigner Hand —

Aegisth.

Sieh hier
Die nackte Brust. O Mutter! —

Polydor.

Halt!

Merope.

Fahr hin!

Polydor.

Halt ein!

Polyphont.

Du wagst!

Merope.

Verräther! — Doch was seh' ich?
Du zitterst, weinst — und ich — kann ihn nicht tödten!

Polyphont.
Welch ein Geheimniß waltet hier? sprich, Alter!

Polydor.
O habt Erbarmen!

Polyphont.
Sprich!

Merope.
Denn sonst —

Polydor.
Er ist —

Merope.
Wer?

Polyphont.
Rasch, gesteh's!

Polydor.
Er ist mein Sohn!

Merope.
Was sagst du?

Polyphont.
Dein Sohn?

Aegisth.
Ja, Vater war er mir.

Merope.
Er lügt.
Doch, wär' er's auch, mir tödtet' er den Sohn.
Er stirbt.

Polydor.
Halt! — Dein Sohn ist's!

Aegisth.
O Mutter!

Merope.
Himmel!

Polyphont.

Er?

Polydor.

Du bist Mutter; rett' ihn nun!

Merope.

Mein Sohn!

Polyphont.

Welch tückischer Verrath! — holla, Soldaten!

Merope.

Ich schirme dich. O Sohn, mir sagt's mein Herz,
Noch bin ich Mutter!

Polyphont.

Wachen!

Merope.

Keine Waffe
Trifft ihn, die mich zuerst nicht träfe —

Aegisth.

Mutter,
Ist's wahr, daß ich dich halte?

Polyphont.

Welche Lüge,
Du alter Fabler, tischest du uns auf?
Ein Mörder, der nicht läugnet, daß er's ist,
Der wär' ihr Sohn? Das soll ich glauben? Wachen!
Gebt ihm den Tod.

Merope.

Schamloser! Doch ihm soll
Kein Leids geschehn, so lang' ich athm' —

Polydor.

Ich schwör's,
Er ist Kresphontes, sein der Gürtel, der
Den Irrthum stiftet'. Ihr Messener kennt mich;
Meineidig bin ich nicht.

Aegisth.

Entsinnt von euch
Sich Keiner dieser Züge? Ich nur blieb
Von eures Königs Kindern. Ist denn Keiner
Von seinen Kriegern hier?

Polyphont.

Er lügt! Er sterbe!

Merope.

Erst ich. Nein, nie —

Aegisth.

Entfesselt mir den Arm!
Ein Schwert! gebt mir ein Schwert! Am Fechten soll
Man mich erkennen.

Merope.

Welch ein Wort! Ja, du
Bist des Alciden echter Sproß. Zeugt nicht
Sein Sinn, sein Thun für ihn? Und du, erkennst du
Ihn nicht an deinem Schrecken, Polyphont?
Zittre! Doch nein, ich zittre, beuge flehend
Mein Knie. — O neige du das Herz zur Milde!
Behalt ihn ganz, den Thron, von dem, so schien's,
Du einen Theil zurück mir wolltest geben.
Auf immer sei er dein. Den Raub der Herrschaft,
Den Mord des Gatten und der Söhne, Alles
Will ich dir heut vergeben; auf der Welt
Bleibt mir nur dieser Sohn; nichts sonst begehr' ich,
Gieb mir nur ihn, nur ihn!

Polydor.

Bedenk, o König,
Noch Viele sind dir feind im eignen Reich.
Du kannst ihn, ohne schwer dich zu gefährden,
Nicht tödten. Wenn ich log — hier ist mein Haupt!
Erst eben hast du, ihren Sohn zu rächen,

Betheuert, da du hofftest daß er todt sei.
Er lebt — und tödten willst du ihn?

Polyphont.

Ich könnt' ihm,
Wer er auch sei, mit Recht den Tod verhängen.
Doch dich vor ganz Messene zu beschämen,
Merope, zieh' ich vor. Er ist dein Sohn nicht.
Den deinen hast du selbst umkommen sehn
In Flammen; und Messene hört' es oft
Aus deinem Mund; in so gewicht'ger Sache
Ist, wie hier Jeder sieht, ein lächerlicher
Nicht'ger Beweis das Zeugniß eines einz'gen
Armsel'gen Greisen, den du dir erkauft.
Doch bis auf bessere Beweise will ich
Für jetzt es gelten lassen. — Lös't die Ketten! —
Hier nimm ihn, unversehrt; doch hoff' ich nun
Auch meiner Werbung günst'ger dich zu finden.

Aegisth.

Wie, meines Vaters Bett, den du gemordet,
Denkst du zu schänden? — Auf! laß Augenblicks
Mich tödten! Minder unheilvoll —

Merope.

O Sohn
Reiz ihn nicht mehr! Wer weiß, wie grause That
Er in sich wälzt. — O Polyphont —

Polyphont.

Adrast,
Mit deiner Schaar verlaß die Halle; nur
Die Wachen sollen bleiben. Auch das Volk
Entferne sich, bis man es ruft. — Verstandst du? —

Scene 4.

Polyphont. Merope. Polydor. Aegisth. Wachen.

Merope.

Was sagt' er ihm? ... Ich zittre!

Polyphont.

Hör mich, Frau!
Kein Andrer auf der Welt kann ihn erretten,
Als du, wenn du die Meine wirst. Wohl lebt mir
Noch ein' und andrer Gegner in Messene,
Doch in der Burg hier herrsch' ich unbeschränkt.
Bewährt sich auch die Mähr von deinem Sohn, —
Ließ ich ihn tödten erst, erweckt ihn nimmer,
Was mir auch draus entsteht. Bedenke drum
Dich wohl, und rasch! Vor Sonnenuntergang
Reichst du mir im Palast hier deine Hand
Als Gattin, oder hier vor deinen Augen
Geb' ich ihm selbst den Tod.

Merope.

Weh! höre mich!

Polyphont.

Wähle! — Ich lasse dich allein. Nun sinnt
Auf neue Lügen; ihr entrinnt mir nicht.
Wachen, wer den Palast von Diesen hier
Verlassen möchte, fällt durch euer Schwert!

Scene 5.

Merope. Polydor. Aegisth.
Wachen im Hintergrund der Scene.

Merope.

O theurer Sohn! mein einzig Kind! — Noch kann ich's
Kaum glauben — Und dich hab' ich tödten wollen?

Ich? — Ach, wohl fühlt' ich tief in meinem Herzen
Ein Etwas, das mich abhielt — Aber ach,
Wie theuer bist du mir erkauft! Doch nein,
Nichts ist zu theuer, das mir dich zurückgiebt!

Aegisth.

Ich Elender! O wie viel besser, wär' ich
Als Kind gestorben. Mutter, wohin wirst du
Durch mich gebracht!

Polydor.

So will's, o Königin,
Das harte Schicksal. Nur die schnöde Hoffnung,
Die der Tyrann gefasst, Zeit zu gewinnen
Und nicht den Haß zu mehren, hemmte noch
Den grausen Schlag. Erreicht er's, daß du ihm
Die Hand zur Ehe reichst, wird er für jetzt
Sein Wort dir halten; weigerst du dich ihm,
Kehrt er zum kürzern Weg zurück, zum Mord.
Nun ist's an dir, wenn je, dich nur als Mutter
Zu fühlen und zu zeigen, und zum Opfer
Dich selbst zu bringen doch für deinen Sohn.

Merope.

Was thät' ich nicht für ihn? Du zweifelst?

Aegisth.

Mutter!

Polydor.

Doch, wenn's geschehn ist, wird uns reiche Hoffnung
Zu Theil. Dem heuchelnden Tyrannen hoff' ich
Zuvorzukommen. Unsre alten Freunde,
Sobald sie hören, noch am Leben sei
Kresphontes' jüngster Sohn, so werden sie
Abschütteln des Tyrannen schmählich Joch.
Und sehn sie ihn, gewiß! Denn nur ein Haupt
Fehlt ihnen —

Aegisth.

Und das werd' ich sein.

Polydor.

Ja, Sohn —

Noch wag' ich es, dich wie bisher zu nennen —
Du wirst ihr Haupt sein; frohe Ahnung fühl' ich
In meiner Brust. Hat doch der Himmel dich
Von des Tyrannen erster wilder Wuth
Erretten wollen. Doch für jetzt noch müssen
Wir uns verstellen; du, o Frau, musst thun,
Als wär' das Bündniß dir erwünscht; du musst!
Du, Kühner, such durch unterwürfig Wesen
Des argen Königs Mißtraun zu beschwicht'gen,
Wenn nicht zu scheuchen; so besiegt man ihn
Mit seinen eignen Waffen; sträub dich nicht,
Liegt dir daran, die Knechtschaft deiner Mutter
Zu brechen.

Aegisth.

Oh, ich schwör's, so will ich thun.
Doch nur so lang ich wehrlos. Weh, wenn mir
Ein Schwert begegnet! Dann nichts Andres hör' ich,
Als meines Vaters Tod und meinen Muth.

Polydor.

O still! Laß, Herrin, mich in deinem Namen
Gleich zum Tyrannen gehn; viel Kunst und Eile
Bedarf's bei ihm, und besser werd' ich heucheln,
Als du. Gestatte, daß ich deine Hand ihm
Verheiße und vertraue mir! Wo möglich
Erlang' ich Aufschub; doch besteht er drauf,
Heut noch den Bund zu schließen, hoff' ich Großes
In kurzem von Messene's Bürgern. Bergt
Indeß du deinen Muth, du deinen Haß.
Der Mutter Liebe fühl' ich ganz für dich,

Doch auch des Vaters Klugheit und die lange
Erfahrung wohnt mir bei. Drum baut auf mich.

Aegisth.

O Vater!

Merope.

Eile denn, du Treuer; Vollmacht
Hast du; laß mich allein mit meinem Sohn.

Scene 6.

Merope. Aegisth.

Merope.

O daß ich endlich doch nach Herzenslust
Dich küssen kann! ...

Aegisth.

Mutter, um welchen Preis!

Fünfter Akt.

Scene 1.

Polyphont. Soldaten.

Polyphont.

So giebt sie endlich nach. — Geh denn, Adrast,
Und breit es aus, daß wir die Hochzeit feiern.
So Viele des Palastes Räume fassen,
So Vielen von den Besten der Messener
Verstatten wir den Zutritt. Laß zugleich
Kund thun der Königin, daß ich, bereit,
Ihr zu willfahren, ihres Kommens harre.

Scene 2.

Polyphont.

Beginnt das Glück, das lang mir günstig war,
Nun mir ein finstres Angesicht zu zeigen?

Und wär' es wahr? Der Knabe, den umsonst
So lang, so eifrig ich gesucht, nun tritt er,
Da ich's am mindsten denke, vor mich hin?
Und da ich zu gerechtem Tod ihn führe,
Muß unauflösliche Verkettung ihn,
Mein eignes, thörichtes, verstelltes Mitleid
Zugleich verdammen ihn, entlarven, retten?
Doch, wenn ich klug begonnen, will ich's klug
Vollenden; bis die Stunde der Gewalt
Von neuem schlägt. Messene murrt. So muß ich
Mich um so freier ihm und sichrer zeigen.
Merope kommt zu der verhassten Hochzeit
Nur, weil sie Mutter ist; dann mich zu stürzen
Hofft sie vielleicht — doch komm' ich ihr zuvor.
Verhasst ist diese Hochzeit mir wie ihr,
Doch denk' ich rasch und besser sie zu nutzen.
Wenn wir in sichrer Ruhe Tisch und Bett
Und Eines Daches Frieden theilen werden,
Giebt jeder Augenblick mir tausend Mittel,
Zu thun, was jetzt ich nicht vollenden kann,
Noch auch gefahrlos halbvollendet lassen.

Scene 3.

Merope. Aegisth. Polydor. Polyphont.
Soldaten. Volk. Priester. Opfer.

Polyphont.

Komm, Königin; laß mich den Ersten sein,
Der so dich wieder nennt. Du willigst ein
Und machst den Tag zum Fest. So viel die Kürze
Der Zeit vergönnte, ward mit Feierpracht
Die heil'ge Handlung würdig vorbereitet.
Ich wünschte Adel, Priester, Volk und Götter
Zu Zeugen heute, daß der letzte Groll
Erloschen zwischen uns; am alten Platz

Steht Jeder wieder, und für alte Kränkung
Sieh zu erhabner Sühne mich bereit.

Merope.

Doch haben auch, die uns umdrängen, schon
Von dir gehört, daß ich noch Mutter bin?
Und auch um welchen Preis du mir das Leben
Des Sohns verkaufst?

Polyphont.

Die Rede deines Boten
Klang anders doch. Hättst du dich schon verändert?
Doch wenn du in dein Herz hier diese Menge
Willst blicken lassen — öffn' ich auch das meine
Und gebe furchtlos Rechenschaft. So hört mich,
Messener, denn! Als Sieger kam ich her;
Mit meinem Schwerte wusst' ich mir zum Thron,
Zu dem auch meine Ahnen mich beriefen,
Den Weg zu bahnen. Euer König fiel
Und unterlag dem Sieger. Ich, vielleicht
Zu strenge damals, ließ auch seinen Söhnen
Ihr schuldlos Leben nehmen, grause Folge
Des Siegs, doch die gewohnte. So zum Thron
Gelangt, behauptet' ich ihn; wie ich dann
Euch Feldherr, Richter, König, Vater war,
Ihr Alle wisst's. Seit damals lebte sicher
Und ruhig Merope hier im Palast,
Wie eines Königes Gemahlin stets
Geehrt, nur daß der Freiheit sie entbehrte.
Und dennoch wusst' ich wohl, daß ihr ein Sohn
Noch lebte, den zur Rache sie erzog;
Hier Dieser ist's, den ihren Sohn sie nennt!
Seht ihn, und hört, in welcher Art er kam.

Merope.

Ja, seht ihn! Dies ist des Alciden Blut,

Dahin gebracht! Wer war's, Verräther, der ihn
Verstieß in diese Niedrigkeit? —

Polydor.

O Kind,

Halt an dich!

Polyphont.

O gewiß, kein Anderer,
Als ich, lockt' ihn hieher zum Meuchelmord.
Kein Andrer hieß ihn mit unschuld'gem Blut
Die Hand besudeln. Seht den hehren Kämpen,
Den neuen Heros, sicherlich ein würd'ger
Sproß des Alciden, der hieher kam, heimlich
Mich zu ermorden, und zur Übung erst
An einem andern schnöden Mord versuchte
Die unerfahrne Hand. Dann wartet' er
Verkleidet in hochherz'gem Hinterhalt
Der Stunde, wo der Weg ihm offen stünde
Zu meinem Herzen. Seht, so kam er; so
Enthüllt' ihn euch List, Lüge oder Zufall.
Mit Recht konnt' ich ihn strafen, kann es noch,
Doch heißer ist mein Friedenswunsch; die Mutter
Erbat von mir sein Leben; ich gewähr' es.
Nur daß sie jetzt mir ihre Hand nicht weigert
Und endlich so den alten Groll begräbt.
Ja, mehr noch: ist's ihr Sohn, so will ich ihm,
Da selbst ich kinderlos, mein Reich vererben.
Was könnt' ich mehr noch thun? — Und darf ich selbst
So viel thun? — Wolltet ihr, Messenier, früher
Gewohnt, dem greisen Krieger zu gehorchen,
Zum Herrn nun haben den bartlosen Jüngling,
Der dunkel aufwuchs, unbekannt sich selbst,
Der sich noch nie bewährt hat, oder schlimm.
Ganz unerprobt in jedem Staatsgeschäft —

Aegisth.

Ich unerprobt? In deinen Künsten bin ich's,
In denen des Alciden nicht; beweisen
Will ich's.

Polydor.

O schweig! Du reizest ihn! Blick um dich!
Der Seinen sind zu viel hier. Sieh, ein Jeder
Verstummt aus Furcht vor ihnen.

Polyphont.

Euer Schweigen,
Messener, sagt mir, wie erstaunt ihr seid
Ob meiner Güte Übermaß. Ich seh',
Ganz überzeugt' ich euch. Ja, fast bedünkt euch
Mein Thun unweise, daß ich Diesen hier
Mich ganz vertraue, deren Sinn mir doch
Bekannt sein muß. Und doch, um jeden Preis
Wünsch' ich hochherz'ge Sühne darzubringen
Für meinen Sieg. Bei dir nun, Merope,
Steht die Entscheidung jetzt; du willigtest
Vor kurzem ein; willst du nun widerrufen?

Merope.

Das allgemeine grauenhafte Schweigen
Sagt mir zu laut nur mein Geschick. Mein Sohn
Ist nur durch meinen Tod zu retten; sei's denn! —
O du, Kresphontes' ungerächter Schatten,
Vergieb die Schmach, zu der die Noth mich zwingt.
Dir bracht' ich diesen Sohn; für ihn nur schreit' ich
Zu diesem Bund des Todes. O mein Kind,
Wenn du nur leben bleibst, thu' ich gefasst
Den schweren Schritt — — doch muß ich denn ihn thun?
Ihr, die ihr einst dem Todten treuergeben,
Könnt ihr's mit ansehn, wie sein Weib — —

Polyphont.

Genug!

Merope.

O zürne nicht; zu Ende bin ich bald
Mit meiner Rede. — Sohn, so höre denn
Den letzten Rath der Mutter: beuge willig
Dem Sieger die umsonst so stolze Stirn!
Ach, dienen nur, sonst kann ich nichts dich lehren!
Vollziehe seinen Willen, eh er spricht,
In schweigender Ergebung, zeige dich
Demüthig, wie du irgend kannst, und nie
Sprich deines Vaters Namen aus; so wirst du
Vielleicht sein Herz dem Mord entwöhnen können.
Bald wirst du deiner Mutter Gruft für immer
Geschlossen sehn. Schließ denn in deine Seele
Ihr letztes Wort, so hart es auch dir fällt.

Aegisth.

Ach, ärmste Mutter! welch ein Schmerz! Doch nein,
Zu theuer wär' ich dir erkauft. Ein Leben
In Knechtschaft ist der Tod. Du, Mutter, lebe,
Und mich laß sterben, meines Vaters werth!

Polyphont.

Dies lange Zaudern, Merope, verletzt mich.
Ich gebe dir das Reich, den Sohn, den Frieden
Zurück in Einem — und du weinst? Wie, hoffst du
Die Meinen zu empören? Ihrer darf ich
Versichert sein; sieht doch ein Jeder klar,
Daß mir für dich, auch wenn ich wollte, nichts mehr
Zu thun bleibt. Drum wohlan; das heil'ge Beil
Schwebt überm Nacken schon des Opferstiers.
Hier meine Rechte, Merope, ich harre
Der deinen, als des Zeichens, daß den Göttern
Das Opfer falle.

Merope.

Weh? was thu' ich Ärmste?

O schreckenvoller Augenblick! — Nun denn,
Hier meine Hand! Doch ha, du trittst dazwischen,
Mit Blut besudelt, drohend, mein Gemahl!
Wo flieh' ich hin? Wo bin ich! Ach, Erbarmen,
Messener!

Aegisth.

Duld' ich das? O Schmach!

Polydor.

Bezwing dich,
Und schweig! Schon blitzt der Zornblick des Tyrannen
Nach dir.

Polyphont.

Genug! Zum letzten Male, Herrin,
Biet' ich dir diese Hand —

Merope.

O Gott! — Die meine —

Aegisth.

Stirb! Dies hier ist die Hand, die dir gebührt!
(Er hat dem Priester das Beil aus der Hand gerissen, stürzt auf Polyphont zu und schlägt ihn mit einem Streich zu Boden.)

Polydor.

Tollkühner!

Merope.

Ha, was seh' ich?

Aegisth (den Streich verdoppelnd).

Stirb!

Polyphont.

Verrath!
Ich sterbe! — Krieger! —

Soldaten.

Tod, Tod dem Verräther!

Volk (mit den Soldaten handgemein werdend.)
Nein! Heil ihm! Er ist unser König!

Merope.

Ja,
Er ist mein Sohn, ich schwör's, und euer König!

Aegisth.

Seht, ob ich's bin! Mit diesem Beil allein
Schlag' ich die Schwerter und die Lanzen nieder.
(Er stürzt sich zwischen die Kämpfenden.)

Merope.

Vertheidigt ihn, Messener!

Polydor.

Dank, ihr Götter!
Die Schergen des Tyrannen weichen schon —

Merope.

Kehr um, mein Kind! — Weh mir!

Polydor.

Fürstin, ich stürz' ihm
Nach in den Kampf; o wär' mein Arm noch jung!
Nur sterben kann ich noch für ihn. O hör mich,
Sohn, kehr zurück; zu tief nicht ins Getümmel
Wag dich hinein; halt ein!

Aegisth (zurückkehrend).

Der Sieg ist unser.
Mutter, sei fröhlich! Sieh, wie eilig dort
Die feilen Kriegerschaaren fliehn. Adrast
Erschlug ich selbst; die Bürger stürmen her
In hellen Haufen —

Merope.

Ja, er ist mein Sohn,
Messenier, mein Kresphont. Erkennt ihr nicht
Ihn am Gesicht, am Blick, dem hohen Feuer
Des Muths und meiner grenzenlosen Liebe?

Polydor.

Braucht's meines Eides noch für ihn? Nun denn,
Bei meinem weißen Haare schwör' ich euch,
Bei meinem reinen Wandel, den ihr kennt,
Bei dem Gedächtniß eures väterlichen
Königs Kresphontes: vollen Glauben dürft
Ihr schenken meinem Wort; ich rettet' ihn,
Ich zog ihn auf —

Aegisth.

Messenier, hier zu Boden —
Erkennt ihr ihn? — liegt Polyphont entseelt.
Ich tödtet' ihn; den Vater, meine Brüder,
Die Mutter, mich und euch hab' ich allein
An ihm gerächt mit einem Schlag; erschein' ich
Euch schuldig drum, beug' ich mich euch allein.
Seht, dieses Beil, das alles dies vollbracht,
Ich werf' es von mir; wehrlos geb' ich mich
In eure Hand; vergoß ich ungerecht
Das Blut von Diesem hier, so fließe meins!

Volk.

Wie schön — wie edel! — Ganz der Vater ist's!

Merope.

Kresphont lebt in ihm auf.

Volk.

O frohe Hoffnung!
Ja, er ist unser König!

Polydor.

Und ist's werth!
Laßt mich zuerst zu Füßen hier ihm huld'gen.
Ihr alle beugt die Knie' mit mir.

Volk.

Wir schwören

Dir ew'ge Treue. Wie du tapfer bist,
Wirst du gerecht sein; nein, du kannst nicht lügen.

Aegisth.

Ich schwör's. Und brech' ich jemals dies Gelübde,
Dann mög' auch ich, wie er, dem Tod verfallen.

Polydor.

O träfe jetzt der Tod mich! Freudiger
Könnt' ich nie sterben.

Merope.

An mein Herz, o Sohn!
Doch weh! vom Übermaß — der Freude — fühl' ich —
Mir schwinden —

Aegisth.

Mutter — Ohnmacht faßt sie an
Nach so viel Stürmen. Laßt uns gehn! man bringe
Sie in ein stilleres Gemach. — Messener,
Bald kehr' ich wieder, daß ihr ganz mich kennt.
Du, theurer Vater, komm; o laß mich immer
Mehr Sohn als Fürst dir sein; das bitt' ich dich.

Ende.

Aus dem offenen Brief des Abate Cesarotti über die drei Alfieri'schen Tragödien Ottavia, Timoleone, Merope, der zuerst im Jahre 1785 im Giornale di Pisa veröffentlicht, dann in die Ausgaben der sämmtlichen Werke wieder aufgenommen und von Alfieri mit Anmerkungen versehen wurde, theilen wir hier die Kritik der Merope nebst der Entgegnung des Dichters mit.

Cesarotti sagt:

Der Dichter der Merope hat das nicht geringe Verdienst, Neuheit und erhöhtes tragisches Interesse einer Handlung verliehen zu haben, die nach Maffei und Voltaire einer anderen Führung und eines Zuwachses an Schönheit nicht fähig schien.

Polyphont ist ein feiner Heuchler, dessen anscheinende Ehrlichkeit täuschen könnte. Er geberdet sich nicht als Liebhaber der Merope, sondern von dem Wunsch nach Frieden und einer gerechten und ruhigen Regierung beseelt. Er möchte sie heirathen, um ihr zurückzugeben, was er ihr genommen hat, und das Reich ihren Kindern hinterlassen. Die erste Scene ist mit vorzüglicher Kunst geführt, zu dem Zwecke, um zu erfahren, ob Merope's Sohn noch am Leben ist. Die schöne Schilderung Merope's von dem Hinmorden der Familie des Kresphontes ist zugleich pathetisch und berechnet, da die Leidenschaft, die darin athmet, sehr glücklich dazu dient, ihre Lüge zu verhüllen. Sehr fein ist die Bemerkung Polyphont's: Merope muß etwas hoffen, da sie noch lebt, und noch sinnreicher sein Vorgeben, er sage das nur, um sie zu überzeugen, sie dürfe seine Hand nicht zurückweisen, da sie hoffe und wünsche, ihre Lage zu verbessern.

Nur sollte Polyphont nicht sagen: dadurch, daß sie zeige, sie verzeihe ihm, könne sie das Land mit seinem Joch versöhnen. Damit nimmt er sich selbst die Maske ab und zeigt, daß er Alles nur aus Interesse und Furcht thut. Seiner Absicht zuwider erregt er hierdurch Mißtrauen in seine Pläne mit dem Sohn und legt Merope ihre Weigerung nahe. Dieser Zug müsste wegbleiben oder anders ausgedrückt werden. (1)

Vortrefflich ist im 2. Akt Scene 2 die Erzählung des Aegisth; sie athmet Aufrichtigkeit und ist voll überzeugender Kraft, Knappheit und Interesse.

In der folgenden Scene sind sehr glücklich die Rede der Merope und Polyphont's Bemerkung: Was macht dich nur

So ängstlich unruhvoll?

Merope.

Was fällt dir ein?

Ich unruhvoll?

Polyphont.

So scheint's.

Die Scene zwischen Aegisth und Merope ist voll charakteristischer und interessanter Züge. Das Schwanken Merope's, ihre ängstlichen Fragen, die Zweifel wegen des Namens seines

Vaters, ihr Verweilen bei jedem Umstande geben ein höchst lebendiges Bild vom Zustande dieses Mutterherzens. Unvergleichlich ist ihr Ausruf, als sie hört, daß der Getödtete verfolgt und voll Argwohn war:

Barbar! Und du erschlugst ihn?

und ihr Jammer, als sie vernimmt, der Sterbende habe nach seiner Mutter gerufen.

Die Figur des Polydor, die in dieses Trauerspiel eingeführt ist, macht hier einen anderen Eindruck, als in den beiden anderen, und trägt auf überraschende Weise zur Spannung und Lösung bei. Er allein könnte Merope aufklären, und gerade er dient dazu, sie in ihrem Irrthum zu bestärken. Die Erfindung ist sehr glücklich und macht dem Dichter alle Ehre. Die Spange des Kresphont, die Polydor im Blute gefunden, läßt nicht daran zweifeln, daß er getödtet worden sei. Nur das könnte Mancher unvorsichtig und darum nicht recht natürlich finden, daß Polydor ein so gefährliches Kleinod einem unerfahrenen Jüngling gegeben habe, der in das Geheimniß nicht eingeweiht war. Das Kleinod des Maffei kann vielen anderen geglichen haben; aber das Zeichen des Alciden weis't unzweideutig auf die Königsfamilie hin. Es durfte ihm nicht anvertraut werden, ehe ihm sein Ursprung enthüllt und er zur Rache vorbereitet wurde. (2)

Vortrefflich ist die 2. Scene des 3. Akts. Merope's Ungeduld, Polydor's Verwirrung, sein Bemühen, der Frage auszuweichen, der plötzliche Schmerz, der ihn verräth, der Jubel der Mutter — das Alles bildet eine höchst rührende Situation. Nicht weniger schön ist die folgende Scene, in welcher Beide, außer sich gebracht, dem Könige die Wahrheit erzählen mit Ausrufen höchster Angst und mit der Rücksichtslosigkeit der Verzweiflung den Tyrannen schmähen.

Ein ganz andersartiges Interesse eignet der 2. Scene des 4. Aktes, wo Polydor den Kresphontes lebend, aber im kritischsten Augenblick findet. Überraschung, Freude, Furcht, Bestürzung streiten abwechselnd miteinander. Aber noch darüber hinaus, ja ganz himmlisch ist die folgende Scene, in welcher Merope mit Polyphont auftritt, um Aegisth zu tödten. Diese

Situation ist ganz neu und außerordentlich schön. Was wird Polydor thun? Wie wird er Merope Einhalt thun, ohne Kresphont zu nennen und ihn der Wuth des Tyrannen preiszugeben? Die Aufregung der Mutter macht alles Zögern und jede Ausflucht vergeblich. Die letzte Wendung, die unvermeidlich wird: Er ist dein Sohn! ist ein jäher Blitz, in welchem alle Affecte zusammen aufleuchten. Diese Scene zeugt von einem dramatischen Genie, das man nicht genug loben kann.

Von hier an aber scheint mir der Werth der Tragödie abzunehmen. (3) Polyphont weiß, daß Aegisth Kresphontes ist, sieht, daß er tapfer, kühn, racheburstig ist, kennt den Haß der Mutter und muß ihre Hoffnungen und Absichten ahnen. Warum bemächtigt er sich nun nicht seines Feindes? Zu Listen ist keine Zeit mehr; Alles steht auf dem Spiel; er hat nichts Sicheres, als diesen Augenblick. Aegisth's Lage ist noch unsicher. Läßt der König den Glauben, daß er Kresphont sei, sich befestigen, so ist er selbst nicht mehr sicher. Aegisth ist eines Mordes schuldig, glaubt, Kresphontes getödtet zu haben; Polydor bezeugt es, sagt dann, er sei sein Sohn, endlich, er sei Merope's Sohn. So viele Widersprüche erwecken mit Recht den Verdacht des Betruges. Jeder Fürst, auch ein legitimer und gerechter, hätte sich solcher Leute versichert und sie wenigstens in getrennte Gefängnisse führen lassen, um über die Wahrheit ins Klare zu kommen. Wieviel stärkere Ursache hatte Polyphont, so zu handeln. (4) Und doch denkt er nicht daran, übergiebt ihn der Merope und besteht nur darauf, sich mit ihr vermählen zu wollen. Zu welchem Zweck? Das Volk zu täuschen kann er nicht mehr hoffen; Merope macht kein Hehl aus ihrer Abneigung, und diese erzwungene Ehe ist eine neue tyrannische Gewaltthat, die ihn nur noch verhasster macht. Nehmen wir an, er wolle den Glauben erregen, daß er Kresphontes adoptiren und ihm den Thron vererben wolle. Wird er ihn als königlichen Kronprinzen behandeln? Das würde ihm selbst verhängnißvoll werden. Wird er ihn auf irgend eine Art umbringen lassen? Dann hätte er die Volkswuth zu fürchten. Und wenn er sie dann nicht zu fürchten brauchte, warum

fürchtet er sie jetzt, warum hat er jetzt mehr Grund, sie sich vom Halse zu schaffen, so lange er noch als Betrüger gelten kann? Um so mehr, da er sieht, daß Kresphontes' Name keinen so starken Eindruck macht, wie er hätte fürchten können; ja, Merope wirft gegen den Schluß den Messeniern ihre stumme Kälte vor.

Doch kommen wir zur Katastrophe. Auf die einfache Versicherung Polydor's, dem er nicht trauen sollte, so wenig wie der Merope, setzt Polyphont voraus, daß sie gern in die Heirath einwillige. Die Hochzeit im Beisein des Volkes wird vorbereitet. Merope kommt mit Aegisth. Sie zeigt sich widerstrebend und verzweifelt; dadurch verliert Polyphont die ganze Frucht seiner Heuchelei. Merope scheint widerwillig nachzugeben, Aegisth knirscht und droht. Man bemerke: er war vorher gefesselt und erscheint hier frei, man weiß nicht wie. Er hat keine Waffe, aber es ist bekannt, daß er wehrlos den bewaffneten Angreifer getödtet hat. Kann er nicht Jemand einen Dolch entreißen? Warum wird er nicht beobachtet? Warum ist er nicht von Wachen umgeben? Das Beil ist in den hocherhobenen Händen des Priesters. Wie kann Aegisth es ihm plötzlich entreißen und Polyphont damit den Kopf spalten, ohne daß irgend Jemand sich deß versieht und es verhindert?

Maffei hat, wie mir scheint, die Sache viel glaublicher gemacht. Polyphont ist in völliger Sicherheit, hält Kresphontes für todt und sieht in Aegisth seinen Mörder. Aegisth ist frei, Allen unbekannt, außer seiner Mutter und ihren Dienern. Merope unterwirft sich ihrem Schicksal und reicht dem Tyrannen die Hand. Da kommt Aegisth, wie aus Neugier; er nähert sich unbemerkt; wer konnte darauf achten? Die Diener des Tyrannen glauben, der Jüngling habe den Feind desselben getödtet. Er tritt hinter Polyphont, ergreift das Beil, das nicht hoch erhoben ist, sondern zwischen den Opferschalen liegt, und führt den großen Schlag. So ist der Vorgang wundersam, aber nicht befremdlich. Trotzdem hat er vorgezogen, ihn berichten zu lassen, statt ihn zu zeigen, ebenso wie Voltaire, und Beide haben gewiß daran wohlgethan, hier der Vorschrift des Horaz zu folgen. Diese außergewöhnlichen und überraschenden Handlungen haben

in der Darstellung immer etwas Unwahrscheinliches, was gesehen auffällt, in der Erzählung nicht befremdet, einmal wegen der heftigen Erregung der Erzählung selbst, die uns mit fortreißt und die einzelnen Umstände nicht näher erwägen läßt, dann weil wir voraussetzen, der aufgeregte Erzähler lasse in seiner Verwirrung gewisse Einzelheiten aus, die der Sache alles Unwahrscheinliche nehmen würden. Das Gehör kann den Verstand täuschen, nicht aber das Gesicht. (5)

Wir haben von der Composition und den Charakteren gesprochen; es bleibt nur noch etwas über den Stil zu bemerken. Schärfe und Kraft sind die Lieblingseigenschaften unseres Autors, die er an mehr als einer Stelle in bewunderungswürdiger Weise zur Geltung bringt. Zu wünschen bliebe nur, daß er mit diesen eigenthümlichen Vorzügen noch den der Natürlichkeit und Leichtflüssigkeit verbände. (6) Verschiedene Stellen sind gleichwohl glücklich und natürlich im Stil und Versbau, was dafür spricht, daß alle so sein könnten. Im Allgemeinen aber sind die Scenen selten, in denen uns nicht Sonderbarkeiten begegnen, die uns unliebsam heemmn, und um so mehr, da sie mehr aus Absicht als aus Nachlässigkeit entsprungen scheinen. Fast immer fehlt der Artikel; gewaltsame Inversionen; seltsame und oft dunkle Ellipsen; schleppende Constructionen; harte Verbindungen; Hiate oder Elisionen; unrichtige Cäsuren; Wiederholungen von „du, ich, hier", all das zu häufig, um nicht Absicht darin zu vermuthen. Schon wegen dieser Häufigkeit und Absichtlichkeit würde man diese wenig natürlichen Wendungen mißbilligen; das Schlimmste aber ist, daß sie zuweilen den ganz entgegengesetzten Effect machen von dem, der beabsichtigt war, und den das Gemüth offenbar verlangt.

Es würde nichts leichter sein, als diese geringen Flecken zu beseitigen, ohne der Energie, die der Autor anstrebt, Abbruch zu thun. Bis er sich nicht zu diesem Opfer entschließt, wird Italien ihm nie die verdiente Gerechtigkeit erweisen. Ich, ein Bewunderer seines dramatischen Genies, wie ich es bin, und leidenschaftlich um seinen Ruhm besorgt, kann nicht aufhören ihn zu ermahnen, sich dem Wunsch aller Derer, die ihn hochschätzen, anzubequemen in demjenigen Theil seines Werkes, der

der unbedeutendste ist, aber vom größten Einfluß auf den Gesammteindruck. Er möge nur einmal die Probe machen mit einer seiner Scenen, wie sie ist, und der nämlichen, nachdem er an ihr die erforderlichen Verbesserungen vorgenommen; der verschiedene Eindruck, den beide auf die Zuhörer machen, möge ihn dann überführen.

In den Anmerkungen des Verfassers, die als Antwort auf diesen Brief dienen, vertheidigt sich Alfieri wegen der Einwürfe Cesarotti's gegen die Merope folgendermaßen:

1) „Dieser Zug müsste wegbleiben oder anders ausgedrückt werden."

Mir scheint, daß Polyphont, wenn er sagt, dadurch, daß sie zeige, sie verzeihe ihm, könne sie vielleicht das Land mit seinem Joch versöhnen, und mit dieser scheinbaren Offenherzigkeit etwas eingesteht, was Merope schon weiß, sie viel eher sich geneigt machen als sich entfremden könne, da das menschliche Herz sich eher durch Ehrlichkeit gewinnen lässt, als durch fortgesetzte Heuchelei, und weil, wo sich's um etwas Offenbares und Bekanntes handelt, Nichts mehr verstimmt, als wenn man es leugnet oder mit unwahrscheinlichen Vorwänden zu verschleiern sucht. Polyphont hat Merope nicht verhehlt, daß es ihrer Beider Interesse sei, diese Ehe zu schließen, und wenn er nicht als Liebhaber, sondern als Politiker zu ihr spricht, muß sie daraus ersehen, daß er die Wahrheit sagt, so weit es seine listigen Absichten erlauben. Vielleicht irre ich mich; aber ich habe ihn absichtlich jene Äußerung thun lassen, um sie durch diese scheinbare Aufrichtigkeit zu gewinnen, indem er ihr etwas einräumt, was bekannt und nicht zu läugnen ist, um ihr dann tausend andere, minder bekannte und unläugbare Wahrheiten verheimlichen zu können.

2) „Das Kleinod dürfte ihm nicht anvertraut werden, ehe ihm sein Ursprung enthüllt und er zur Rache vorbereitet wurde."

Der Ring des Maffei und mein Gürtel sind leibliche Brüder. Der Ring aber ist etwas viel Kostbareres und fällt, am Finger getragen, weit mehr in die Augen als ein Gürtelschloß, das vom Rock bedeckt sein kann. Eines wie das Andere dem Jüngling anzuvertrauen, war eine Unbesonnenheit des Alten.

Daß aber Aegisth sich heimlich von Hause entfernte, dient dem Alten großentheils zur Entschuldigung. Mein Polydor hatte sich dazu verleiten lassen, ihm ein solches Geschenk zu machen, da alte Väter ihren Söhnen gern durch Geschenke ihre Zärtlichkeit beweisen. Es war nicht unvorsichtig, es in Elis ihn tragen zu lassen, wo dies Schmuckstück nicht bekannt war, und der gute Alte musste mit heimlicher Freude sehen, wie der einzige Sproß des königlichen Hauses sich mit dem Gürtel seines Königs schmückte, gleichsam als eine stille Bürgschaft dafür, daß er eines Tages sein Diadem wiedererlangen würde. Auch habe ich immer gesagt cinto, fermaglio, impresa d'Alcide, alles Dinge, die, weil sie vielleicht auch aus geringem Material waren, für einen schlichten Mann, wie mein Aegisth, nicht unpassend sein konnten, während ein Kleinod von sehr großem Werth doch sicherlich für den Sohn eines Sklaven sich nicht schickte. Daher war die Unbesonnenheit von Maffei's Polydor größer.

König Kresphontes konnte als Krieger einen Ledergürtel mit messingner oder eiserner Schließe getragen haben, der das Wappen des Alciden aufgeprägt war, ohne daß dies Kleidungsstück königlicher gewesen wäre, als das eines gemeinen Kriegers.

3) „Von hier an aber scheint mir der Werth der Tragödie abzunehmen."

Ich weiß, daß die Wirkung auf den Zuschauer nach dem Augenblick, wo Aegisth Gefahr läuft, von der Mutter getödtet zu werden, bedeutend abnimmt; dies aber halte ich für einen unvermeidlichen Fehler des Stoffes, und es scheint mir nicht, als ob nach jenem Moment die Wirkung der anderen Merope-Dramen sich steigere. In meinem jedoch wird die Spannung bis an das Ende des vierten Aktes unterhalten, in den anderen nicht über die Mitte des dritten hinaus. Ich halte es für eine Unmöglichkeit, der Scene, in welcher eine Mutter im Begriff steht, ihren eignen, von ihr nicht gekannten Sohn zu tödten, eine andere von gleichem, geschweige größerem Interesse an die Seite zu stellen. Alles, was noch kommen kann, ist schwächer, was es auch sein mag. Mag der Tyrann sich tödten oder von ihm jener Sohn getödtet werden, nie ist es mehr eine Mutter, die den eignen Sohn tödten will, den der Zuschauer als solchen

kennt, sie selbst aber nicht. Das zugegeben, muß die Tragödie, die mit der bloßen Wiedererkennung des Aegisth nicht endigt, noch endigen kann, gleichwohl einen Schluß haben und mit dem Tode des Tyrannen schließen. Da man also das Interesse nicht steigern kann, wird der kürzeste Schluß der beste sein, damit die Zuschauer, deren Erregung nicht wachsen kann, keine Zeit behalten, völlig kalt zu werden. Den raschesten Ablauf von jenem Augenblick an hat, glaube ich, meine Fassung.

4) „Wie viel stärkere Ursache hatte Polyphont, so zu handeln.“

Polyphont konnte nicht seinen Soldaten befehlen, den Aegisth, nachdem er eben erkannt worden war, zu tödten, wegen des Irrthums, in dem er selbst befangen war, daß er ihn für todt hielt und ihn rächen zu wollen erklärte. Dieser Irrthum bindet ihm in jenem Augenblick die Hände, denn er kann jetzt nicht den Aegisth umbringen lassen, ohne sich selbst vor ganz Messene zu widersprechen. Daß Aegisth aber der Sohn Merope's sei, glauben Alle oder doch die Meisten, nach der Heftigkeit, mit welcher die Mutter sich selbst zum Schutz dieses Jünglings opfern will. Das Volk ist nicht so erschüttert, wie es sein sollte, weil ein Volk, das unter tyrannischer Herrschaft lebt, nur durch den Anblick irgend eines tragischen Ereignisses aufgeregt wird; und gerade darum will Polyphont, der weiß, daß das Volk so ist, dadurch, daß er einen Sohn in den Armen seiner Mutter tödten läßt, das Volk nicht zu einer Wuth aufregen, welche die Worte und Klagen dieser Mutter in ihm nicht haben erregen können. Was thut also der verschlagene Tyrann? Er wartet die Zeit ab. Der Jüngling bleibt am Schluß des 4. Akts ohne Ketten, obwohl es nicht gesagt wird; man schließt es aber daraus, daß Polyphont es immerhin als möglich gelten läßt, daß er Merope's Sohn sein könne; also läßt er ihn nicht fesseln, da er nicht mehr getödtet werden soll, aber er läßt ihn gut bewachen in seinem eignen Palast. Ein Greis, eine Frau und ein waffenloser Jüngling, allein wohlbewacht, was könntensie thun, um dem Tyrannen zuvorzukommen? Nichts, wenn sich nicht dem Aegisth später jene zufällige Gelegenheit darböte, ihn

mit dem Beil des Priesters zu tödten; wer aber konnte das vorhersehen?

5) „Das Gehör kann den Verstand täuschen, nicht aber das Gesicht."

Was die Katastrophe betrifft, so will ich sagen, daß ich der Kälte, die sich über den 5. Akt dieser Tragödie verbreitet, abhelfen zu können glaubte, wenn ich das zuerst so pomphafte, dann so entsetzliche und spannende Schauspiel des Opfers, der bevorstehenden Hochzeitsfeier, des Todes des Tyrannen, der Bestürzung des Volkes, der Wuth der Soldaten, endlich des Muthes und Sieges des Aegisth vor Augen führte, lauter Dinge, die gesehen ganz anders als erzählt interessiren und erschüttern werden. Denn wenn man mir die Vorschrift des Horaz entgegenhält, daß man nicht Alles sehen lassen dürfe, so gebe ich gern zu, daß man Medea nicht zeigen dürfe, wie sie ihre Kinder abschlachtet. Dagegen glaube ich, daß es nicht tadelnswerth sei, den Sohn eines getödteten und des Throns beraubten Königs zu zeigen, wie er den Mörder seines Vaters und Räuber seines Thrones tödtet. Ich kann mich dabei auf ein anderes Wort des Horaz berufen: die Erzählung macht einen viel geringeren Eindruck, als der Augenschein. Aber die Möglichkeit einer solchen Scene in der Weise, wie ich sie darstelle, muß noch dargethan werden. — —

Die hier folgende, sehr ins Einzelne gehende Rechtfertigung des 5. Aktes gegen den Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit übergehe ich. Ob die Hoffnung des Dichters, eine gute Aufführung werde die Wirksamkeit dieses Aktes gegenüber allen Zweifeln bewähren, in Erfüllung gegangen sei, vermag ich nicht zu sagen. Über eine Aufführung der Merope, wenigstens bei Alfieri's Lebzeiten, ist mir Nichts bekannt geworden.

Noch einmal ist der Dichter auf seine Merope zurückgekommen, in der Gesammtkritik, mit der er seine Trauerspiele beleuchtet hat (Parere dell' autore su le presenti Tragedie). Er fasst sich bei diesem Stück kürzer als bei den übrigen, indem er auf seine Besprechung der Cesarotti'schen Kritik hinweist. Doch erkärt er, auf keines seiner andern Stücke so viel Fleiß und Kunst verwendet zu haben, da er sich bewusst ge=

wesen, daß, wenn diese seine Merope nicht einfacher, wahrscheinlicher und wärmer ausgefallen wäre, als die seiner berühmten Vorgänger, man es ihm mit Recht als Vermessenheit hätte auslegen können, etwas, was schon gemacht worden, noch einmal machen zu wollen. Wäre es ihm aber auch gelungen, seine Vorgänger zu übertreffen, so sei der Ruhm nur sehr gering, da ein Späterer sich leicht das schon Geglückte zu Nutze machen und die Fehler vermeiden oder verbessern könne. Um so größer sei die Schande, wenn er hinter Jenen zurückgeblieben wäre u. s. w.

Vittorio Alfieri als Satiriker. (1858)

Es war erst gegen das Ende eines gewaltsam bewegten Lebens, in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts, daß Alfieri seinen Antheil an den politischen Zuständen Italiens und Europas auch in poetischer Form bezeugte. Sein Verhältniß zur Politik war von jeher ein zugleich leidenschaftlich persönliches und doch höchst äußerliches und fremdes gewesen. Niemand, der auch nur seinen prosaischen Tractat della Tirannide, vom Jahre 1777, und die Schrift Del principe e delle Lettere, die er im Jahre darauf entwarf, gelesen hat, wird diese abstract raisonnirenden, von allem Geschichtsverständniß entblößten Pamphlete für Erzeugnisse eines wahrhaft politischen Kopfes halten; aber es athmet in ihnen eine so heftige Neigung, sich um das Wohl der Menschheit verdient zu machen, daß man nicht einmal die freiheitglühenden Tragödien hinzuzunehmen braucht, um die Energie anzustaunen, mit welcher der hochgeborene Graf Alfieri alle Vorurtheile und Vortheile seines Standes von sich warf und Gesinnungen bekannte, die bei all ihrer unpraktischen Maßlosigkeit seinem sittlichen Gefühl immerhin zur Ehre gereichen.

Sein Aufenthalt in England hatte ihm die Armseligkeit der heimischen Zustände im klarsten Lichte gezeigt. Als er nach langen Reisejahren heimkehrte und aus der dumpfen Trägheit seiner verwahrlos'ten Jugend endlich erwachend sich nach einem

Felde für eine männliche Thätigkeit umsah, fand er statt eines kraftvollen Staatslebens, in das er hätte wirksam eingreifen mögen, einen todten, nur durch aristokratische Willkür belebten Mechanismus, vor dem ihm graute. Sein Leben und seine Werke bezeugen, daß er das Schicksal vieler großangelegter Naturen der modernen Welt zu theilen hatte, die mit Organen zum Handeln geboren werden und sterben, ohne diese Kräfte nur jemals an einer würdigen Aufgabe versucht zu haben. Er ist nicht der erste zum Handeln geschaffene Mensch, der in einer Art von Verzweiflung zum Schriftsteller wurde.

Wie stark sich dies in seinen Tragödien geltend macht, kann hier nicht näher erörtert werden. Aber wenn das Ueberwiegen der politischen über die poetische Anlage bei Alfieri seiner Dramatik nicht geringen Eintrag that, so hinderte auch wiederum die rhetorische Ausbildung und Entladung seine politisch-praktische Natur, ruhig auszureifen und zur Klarheit durchzudringen. Er zeigt sich in den Stücken, die an historische Ereignisse anknüpfen, unfähig zur Schöpfung realer Gestalten, weil ihm die abstracten Ideen von ausschließlichem Werthe waren, und blieb zugleich in seinen politischen Ideen nicht minder Poet und Phantast.

Man kann nicht leugnen, daß die Zeit, in der Alfieri lebte, besonders dazu angelegt war, einen Mann, der mehr mit der Phantasie als mit dem Verstande Politik trieb, zu verwirren und durch große Widersprüche hindurchzujagen. Die französische Revolution schien alle Hoffnungen, die man auf den Sturz des Absolutismus gesetzt hatte, für immer zu Schanden gemacht zu haben. Die eifrigsten Demokraten, deren Ideen in allgemeinen Ueberzeugungen der Humanitätsperiode wurzelten, mußten bekennen, daß ihre Erwartungen von der Hoheit und Kraft eines sich selbst überlassenen Volkes kläglich getäuscht worden waren. Alfieri überdies, so sehr er in seinen Dramen alle Könige als Ungeheuer, alle Aristokraten als verworfen verdammt und mit schwarzen Zügen gezeichnet hatte, war durch Blut und Erziehung und Bildung unbewußt Aristokrat genug geblieben, um die Pariser Demagogen, deren zügelloses Treiben er aus nächster Nähe mit ansah, tödtlicher zu hassen, als er je die Träger des Absolutismus

gehaßt hatte. Mit Mühe entrann er in Paris der Gefangenschaft, die ihm drohte. Von nun an aber wurde jedes besonnene Urtheil über die Lage der Welt, über Menschen und Sitten, über das, was möglich und wünschenswerth sei, verschlungen von einem absoluten Haß gegen alle Mächte, die er in dem Staatsleben seiner Zeit walten sah. Und in dieser radicalen Stimmung schrieb er seine Satiren.

Eine so timonische Weltverachtung ist freilich nicht die rechte, künstlerisch fruchtbare Gemüthsverfassung selbst für den Satiriker. Wir verlangen nicht von ihm die Unparteilichkeit des Geschichtsschreibers. Wir sind darauf gefaßt, daß er die Schatten dunkler macht und häuft, daß er dem Licht den Zutritt zu seinen Bildern möglichst abschneidet. Wir werden sogar von dem nackten und unversöhnlichen Haß nicht abgestoßen, der Zerrbilder hinwirft und sie dann zu Zielscheiben seiner Pfeile macht. Aber je leichter wir dieser Dichtgattung gegenüber bereit sind, auf die erhebende Wirkung wahrer und voller Poesie zu verzichten*) und unter Umständen mit einer Predigt statt eines Gedichtes vorlieb

*) Daß Alfieri selbst diesen Verzicht in der Theorie unter seiner Würde hielt, hat er in folgendem Sonett ausgesprochen:

In Vers und Prosa, in verschiednem Stil
Versucht' ich mich, wenn nicht gewandt, doch kühn,
Nie im Roman, weil mir ein solch Bemühn
Als Denker wie als Dichter lästig fiel.

Melodisch tönt's, wenn um den stolzen Kiel
Des Epikers die hohen Wogen sprühn;
Tragöden, Redner, Philosophen glühn
Von heißem Ringen nach erhabnem Ziel.

Denn alle Künste, zeigen sie uns nur
Den Menschen, wie er k ö n n t e sein, erheben
Mit Götterkraft den Geist der Creatur.

Doch Fälle schildern, wo das nackte Leben
Traurig entblößt die wirkliche Natur,
Wird nur im Lustspiel nicht mir widerstreben.

zu nehmen, um so mehr können wir verlangen, zunächst, daß der moralische Antrieb in der Seele des Dichters groß und mächtig und nicht mit persönlicher kleiner Galle versetzt sei, dann aber auch, daß wir durch dichterische Kraft im Einzelnen entschädigt werden, wenn der Eindruck im Ganzen nur ein unerquicklicher sein kann.

Nun finden wir nur die erste Bedingung bei Alfieri erfüllt. Er war über persönliche Kränkungen und Unbilden so weit erhaben, daß er sowohl die Satiren als den Misogallo, in welchem er seiner Todfeindschaft gegen die französische Nation in den stachligsten Epigrammen Luft gemacht hatte, bei seinen Lebzeiten nicht veröffentlichte, um den Schein zu vermeiden, als wolle er sich für die Confiscation seiner Bücher und Werke in Paris Genugthuung verschaffen. Und so wirkt die Gewaltsamkeit seines Hasses bei aller Blindheit und Zügellosigkeit zwar befremdlich, aber nicht widerwärtig, und sowohl diese dichterischen, als jene oben erwähnten prosaischen Brandschriften sind uns für die Erkenntniß von Alfieri's innerstem Wesen höchst werthvoll. Fragen wir dagegen, ob ihnen ein absoluter Werth inne wohne, so werden selbst die Italiener, die den Dramatiker Alfieri dicht neben Aeschylus stellen, schwerlich den Satiriker Alfieri mit einem Giusti auch nur von ferne vergleichen.

Wo er, wie im „Franzosenhasser“, bei dem lodernden Feuer seines Grimms kleine Epigramme schmiedet, fesselt uns noch eher eine für seine harte und unbeugsame Natur auffallende Behendigkeit des Witzes, die auch in der Form nicht selten überraschend glücklich ist. Zu einem freien Standpunkt über der Nation, der er gern die niedrigste Stelle unter allen Völkern anweisen möchte, dringt er auch hier nicht durch. Und je mehr die kriegerische Größe Frankreichs aus den Gräueln der Revolution auftauchte und es ihm schwer, ja endlich unmöglich machte, verächtlich zu reden, desto erzwungener klingt sein Witz, bis er zuletzt in baare Schmähung ausarten muß. Cereseto, der in seiner Storia della Poesia in Italia (Milano 1857) die Literatur nach ihren Gattungen betrachtet, oft mit eigenthümlich sicherm Blicke, bezeichnet die Waffe, deren sich Alfieri bedient, im Gegensatz zu Parini's Ironie treffend als die Invective.

Aber er täuscht sich, wenn er sagt, daß diese Waffe richtig gewählt gewesen sei. Wenigstens hat an den Siegen, die mit ihr zu erkämpfen sind, die Poesie nicht mehr den geringsten Antheil.

Wir bewundern es an Giusti, wie sein sittlicher Zorn durch die leiseren Töne ironischer Charakterschilderungen nur hie und da durchbricht, wie „das Lachen, das aus der Schwermuth stammt", zuweilen plötzlich schweigt, und dafür ein freier Ausbruch des Schmerzes uns an die Seele dringt. Von einer solchen Verschmelzung der Kunst und Natur begegnen wir in Alfieri's Satiren selten einer geringen Spur. Er ist, während Giusti über Beiden steht, der gerade Gegensatz zu Parini, der die Fäulniß des Adels mit ganzen Farben, aber in möglichster Objectivität schildert. Alfieri hatte in seinen Dramen nirgend nach lebendiger Charakteristik gestrebt. Mit Fleisch und Blut die Schemen menschlicher Leidenschaften auszustatten, überließ er den Darstellern. Das Eingehen auf kleine Züge, welche den Träger eines Affects zu einem Individuum machen, lag seinem abstract großartigen Begriff vom Tragischen fern. Dieser Mangel wird in seinen Dramen verhüllt durch das Streben nach einer hohen, reinen und begeisternden Lösung der Conflicte. Wo aber der Stoff, wie in den Satiren, an sich selbst ein trostloser war, oder durch die einseitige Weltanschauung des Dichters trostlos wurde, vermissen wir lebhaft die Gestaltungskraft, die durch sinnliche Frische und plastische Lebendigkeit auch dem Häßlichen Reiz abzugewinnen vermag. Mit eintöniger Bitterkeit, ohne jede Grazie, die auch dem Hohn und Haß sich zugesellen kann, wird an allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft ein erbarmungsloses Strafgericht vollzogen. Könige, Adel, Priester, Gelehrte, Advocaten, Kaufleute, Soldaten — Alle ohne Unterschied werden in denselben Pfuhl der Verdammniß hinabgestoßen, über welchem nur selten ein herber Witz sein Flackerlicht spielen läßt. Mit dieser Richtung des Gemüths stimmt es vollkommen überein, daß immer die Stände im Ganzen verurtheilt werden. Um so unentrinnbarer ist das Verderben der Zeit, wenn jeder Beruf, jede Thätigkeit, die im Organismus des Staates ihren Platz hat, als unheilvoll und allem Menschenwerth feindlich dargestellt wird. Wie machtlos eine solche

General-Bußpredigt verhallen mußte, wenn es dem Eiferer nicht einmal gelang, von der Realität seiner Schreckbilder zu überzeugen, liegt auf der Hand. Auch das unleugbar Wahre, was seine Anklagen enthalten, findet keinen Eingang, da es von dem maßlosen Poltern und Toben seiner Stimme übertönt wird. Welcher radicale Demokrat wird von der ersten Satire gegen die Könige nicht eher zum Lächeln, als zum Beifall gereizt werden:

„Majestäten, wißt, ich werfe meine Verse nicht in den Wind; es soll nicht scheinen, als sei, was ich schreibe und geschrieben habe, die Ausgeburt einer wahnsinnigen Wuth. Nur um das Menschenherz, und vor Allem das meine, von jedem Aussatz des Irrwahns zu reinigen, sollen, wie ich hoffe, meine Satiren nützlich sein. Daher spreche ich allein von Allen nicht zu euch, die ich unter die Menschen nicht rechnen darf; denn Besserung hat keinen Zutritt zu euch. Um einen König gut zu machen, muß man ihn vernichten; das aber wäre ein thörichtes Werk, dem die Reue auf dem Fuße folgte, wenn man bald darauf ihn wieder aufrichten müßte. Könige zu stürzen, soll nur ein Volk wagen, das nicht bloß dem Namen nach ein Volk ist:

Sol osi i Re disfare un Popol fatto.“

Alfieri's alte Neigung zu antithetisch straffem Ausdruck erweis't sich, wie durchgehends in den Satiren, hier an dem unübersetzbaren Vers, der zugleich für die immer durchblitzende Kraft des Gedankens Zeugniß ablegt. Im Uebrigen giebt die Form dieser Satiren an reizloser Härte und Schroffheit ihrem Inhalte nichts nach. Man erinnert sich, daß Alfieri's dramatischer Vers, als seine ersten Tragödien erschienen, vielfachen Tadel erfahren hat. Er selbst hielt die Rauhigkeit des Stils, die ihn von allen Italienern unterscheidet, für eine wesentliche Bedingung einer männlicheren dramatischen Kunst, die zwischen sich und der Oper eine feste Schranke zu ziehen habe. Dennoch feilte er aufs Sorgfältigste, um die Behandlung des Verses, die zum Theil aus einer Schwäche seines Ohres entsprang, wenigstens in ihrer Art zu einem eigenthümlichen, gleichberechtigten Stil

durchzubilden. Von einer solchen angestrengten Arbeit ist in den Satiren wenig zu entdecken; die meisten klingen wie improvisirt und unterscheiden sich auch formell von der sehr durchgearbeiteten, leichtflüssigen Rundung Giusti'scher Gedichte. Wenn es bei den letzteren unmöglich ist, die volksthümliche Grazie des Originals im Deutschen zu erreichen, so ist es dagegen schwer, selbst bei flüchtiger Uebersetzung, die Härten der Alfieri'schen Satiren nicht gelegentlich zu verschleifen. Das einzige formelle Verdienst, das nicht leicht nachzuahmen ist, liegt in den charakteristisch gewählten, schweren Reimworten, zu denen die Terzinen den sonst des Reims minder gewohnten Dramatiker verführt haben.

Ich theile die zweite, gegen den Adel gerichtete Satire in Uebersetzung mit, da sie zugleich deutlicher als andere veranschaulicht, wie sich Alfieri, selbst wo er dasselbe Thema, wie Parini, wählt, weniger nach Diesem, als nach den älteren Satirikern gebildet hat, und wie weit damals noch die Gattung als solche von der Höhe entfernt war, zu der erst Giusti sie erheben sollte.

Die Großen.

Primores civitatis, quibus claritudo sua obsequiis protegenda est.
Tacitus. Annal. lib. III.

Sinnlos ist Ahnenstolz. Ins Nichts zurück
Mit jeder Null! Groß sei, wer Hohes thut,
Nicht wen zu faulem Prunk erzog das Glück.

Doch wenn ein Wackrer als vermehrtes Gut
Den Söhnen einst der wackren Väter Ehren
Vererbt — das ist ein Glanz, der wohl die Brut

Des Pöbels blenden mag und stumm begehren,
Daß doppeltes Verdienst nicht mag vermissen
Den Ruhm, den nur die Schlechten ihm verwehren.

Drum, wer hier von den Großen lies't, soll wissen,
Daß einzig die Pygmäen sind gemeint,
Die man am Hof sieht, eitlen Tands beflissen.

Nun denn, ihr Großen, die ihr Hochmuth eint
Und schnöde Ungebühr mit Sclavensinn
Und bald Halbgötter uns, bald Würmer scheint,

Ihr sprecht zum Herrn: O Majestät, nimm hin
All unser Sein! Dein heilig Angesicht
Zu schau'n, ist uns im Unglück Hochgewinn.

Und sprecht zu uns: Wer bist du? Armer Wicht,
Was macht dich kühn, vom König was zu bitten?
Mit leeren Händen zeigt man hier sich nicht.

Das sind der goldverbrämten Satelliten
Zwei Sprachen, zwei Gesichter, das die Art,
Wie stets sie schaukelnd auf und nieder glitten.

Die Sprößlein ihres Stamms nimmt jung und zart
Der Herr zu Pagen, steckt sie gleich den Alten
In Kronlivrée, eh ihnen sprosst der Bart.

Wie herrlich im Palast sie sich entfalten,
Zu Schenkenamt und Kammerdienst bestellt,
Zum Fackeltragen und zum Bügelhalten

Und Allem, was dem Erdengott gefällt,
Bis sie ins Feld ziehn zu Achillesthaten,
Die Jeder, der sie hört, für Fabel hält!

Und wie erst, wenn sie dann in fremden Staaten
Mit Secretär und Koch Gesandtenpflicht
Versehn, in Sachen, die nie fehl gerathen,

Wenn's Tag und Nacht nur auf dem Herde nicht
Kalt wird und man den rechten Koch erkoren
Und Excellenz nur möglichst wenig spricht.

Und wieder heim ziehn Seine Hochgeboren
Zur Residenz, mit Lorbeern so geziert,
Daß schier der Kranz bedeckt die großen Ohren.

Sagt, welches Amt nun solchem Mann gebührt,
Der, groß in Krieg und Politik, den Bogen
Bei Hof, im Feld die Feder hat geführt?

Der gute Fürst, vom falschen Schein betrogen,
Ernennt zum Kanzler ihn, auf das er hüte
Der Themis geiz'ge Heerde in den Togen.

Doch halt! Schon einen Schlimmern hat die Güte
Der Königin zu diesem Amt ersehn,
Ein dralles Bischöflein, ein flink Geblüte.

Sie wünscht — sofort ist Alles ungeschehn.
Asträa muß — zu noch viel herberm Gram —
Die Wage in der Hand des Pfaffen sehn.

Da unserm Großen nun ein Andrer nahm
Die Siegelwürde listig weg vorm Munde,
Wie lohnt man sein Verdienst so wundersam?

Behängt ihn erst, zu heilen seine Wunde,
Mit Indiens Edelsteinen und Beryllen,
Drin glänzt ein Thier auf emaillirtem Grunde.

Ein Thier von Gold muß mit Respect erfüllen,
Und sinnige Symbolik, will ich meinen,
Ein Vieh auf eines andern Brust enthüllen.

Und weil ein jedes Land vorzieht die seinen,
Wird hier die Eule, dort der Elephant
Der höchste Lohn für Ihresgleichen scheinen.

Doch mehr als viele Thiere wird ein Band
Verehrt, das man dem linken Bein verlieh,
Dort festgeschnallt mit Spangen von Demant;

So daß der linke Strumpf dem Träger nie
Kann schlotternd niederhängen von der Wade;
Mit breiter Schleife prangt das andre Knie.

Nun blinkt er wie ein Reitpferd zur Parade
Von Schlüsseln, Kreuz und Stern, vorm Antritt schon
Des Amts beraubt; doch ist es nicht sein Schade.

Denn in den hohen Rath zunächst dem Thron
Befördern ihn geschickte Gegenminen;
Ihm neigen sich die Niedrigen und Hoh'n.

Alsbald beginnt von Augen, Stirn und Mienen
Der Strahl verhängnißvoller Macht zu blitzen,
Und seiner Krallen wird er sich bedienen.

Er sieht, daß Andre mehr als er besitzen,
Und schäumt. Ein goldnes Bräutlein wählt er eilig,
Auf fetter Mitgift recht bequem zu sitzen.

Reich, doch von niedrem Blut, trübt sie ihm freilich
Des alten Stammbaums Reine. Doch was macht
Die Beute zweier Städte nicht verzeihlich?

Denn ihr Papa hat es so weit gebracht
Durch kecken Wucher. Cajus zog er aus,
Und Titus und Sempronius rupft' er sacht.

Der Tochtermann verbietet ihm das Haus.
Nun ist die Frau dem großen Zeus entsprossen;
Ein goldner Regen half schon öfters aus.

Das schmutz'ge Gold hebt ihn hinauf die Sprossen,
Die selber zu erklimmen ihm zu schwer;
Schon überglänzt er all die andern Großen.

An seinem üpp'gen Tisch erniedrigt er
Die schönen Geister, die die Albernheiten
Des gnäd'gen Herrn vergolden nach Begehr,

Und strahlend wie ein Gott nach allen Seiten
Erscheint er ihnen auf Fasanenschwingen;
Wer wagt noch, den Parnaß ihm zu bestreiten?

Leicht ist's, in die Akademie zu dringen.
Dort sitzt er, spuckt und lobt und stellt sich an,
Als hör' er zu, und schnarcht vor allen Dingen

So gut wie Einer. Hört, wie unser Mann
Enkomien stammelt, wie sich zierlich ründen
Die schönsten Phrasen, die man wünschen kann.

Doch dies sind nur zum Lachen leichte Sünden.
Es gilt, ein größ'res Räthsel: wie's geschieht,
Daß ihn Verschwenden reich macht, zu ergründen.

Kein Genuese wagt, so mit Profit
Zu kaufen; Schulden läßt er Schulden sein;
So kommt man nicht zu kurz, wie Jeder sieht.

Nicht wenig auch bringt seine Kunst ihm ein,
Werthlose Waare theuer zu verhandeln:
Sich selbst. Wer ihn nicht kauft, büßt's hinterdrein.

Das edle Vorrecht, Andre zu mißhandeln,
Hat er bei Hof geschickt sich angemaßt.
Geschenke müssen seinen Grimm verwandeln.

Schwerer vergeht sich, wer die Zeit verpaßt,
Ihn zu vergolden, als wer Dolche wetzte;
Der Säum'ge sei auf Noth und Tod gefaßt.

Lacht nicht darüber! Mancher schon benetzte
Zu spät mit blut'gen Thränen seine Wangen,
Weil er des Mächt'gen Zorn geringe schätzte.

Den Busen ganz umgarnt er seinem bangen
Monarchen; denn wer thät' es ihm zuvor
In Ränken? Und er prahlt, wenn sie gelangen.

Nur Wen'ge blicken dreist zu ihm empor,
Die schlimmer sind. Zwar höher stehen Viele,
Doch Keiner hat, wie er, des Königs Ohr.

Welch ein verruchter Weg half ihm zum Ziele?
Hört, wie er mit dem Abschaum der Bordelle
Gemeinschaft macht zu schnödem Gaukelspiele.

Einimpft er seiner Väter Stammbaum schnelle
Dies falsche Reis. Wen nimmt es Wunder heute,
Wie gut Noblesse sich und Schmutz geselle?

Den Jäger seiner Excellenz erfreute
Zuerst dies Weib mit ihrer Liebesflamme,
Dann ließ er dem Gewerbe sie zur Beute.

Er trifft sie wieder eines Tags im Schlamme
Und nimmt sie bei sich auf und stutzt sie zu;
Reich ward auch er auf breitem Sündendamme.

Nun sieht sie Excellenz und brennt im Nu.
Der Jäger schwört, ein reines Mädchen sei's,
Sein Mühmchen, arm und elternlos dazu.

Sejan will sie für sich, um jeden Preis.
Dann, als er satt ist, wird zu Hofkabalen
Sie angelernt, die er zu spinnen weiß.

Denn zwischen den gekrönten Ehgemahlen
Herrscht solcher Frost, das man des Königs Bette
Erwärmen muß mit Nebensonnen-Strahlen.

Sejan und Thais schüren in die Wette.
Der gute Fürst, der kaum mehr bricht die Frucht,
Schleppt sich geduldig mit der neuen Kette.

Flugs wird ein andrer großer Herr gesucht
Zum Mann für Thais, mit dem Vorbehalt,
Daß er sein Recht zu brauchen nie versucht.

Zu größ'rer Sicherheit schickt ihn alsbald
Der König, eine Landschaft auszusaugen,
Als Mann, Actäon, Wittwer wohlbestallt.

So wächs't mein Held vor aller Großen Augen
Zum Gott, zum wahren Herrscher seines Herrn.
Dem Mächtigen muß jedes Mittel taugen.

Die Schaar der Neider schweigt und knirscht von fern.
Er lebt so hin, den alten Künsten trauend;
Der Zorn des Königs selbst brennt ihn nicht gern.

Allein die Hölle stürzt ihn, schon ergrauend,
Des Fürsten Leben, das dem Scheintod glich,
Und seines Hochmuths Netz zugleich zerhauend.

Verbannt vom neuen Herrscher, sieht er sich
Nur noch mit angeborner Niedrigkeit
Umgürtet und bewehrt für Hieb und Stich

Von andern Schurken. Krank, gebeugt von Leid,
Schwachsinnig, alt und dürftig, von der Bühne
Des Lebens endlich ruft ihn ab die Zeit,
Minder berühmt als Herostrat und Phryne.

Sonette.

Io mi vo vergognando infra me stesso . . . .

Ich werde von geheimer Scham verzehrt
Um einen Fluch des Schicksals. Ohne diesen
Hätt' ich mich auch vielleicht als Mann erwiesen
Und, statt zu sprechen, mich in That bewährt.

Daß ich als Mann zur Welt kam, was ist's werth,
Durft' ich kein freies Vaterland erkiesen?
Drum fühl' ich stets in mir den Zwerg beim Riesen,
So oft emporzustreben ich begehrt.

Doch ist ein Trost in solchem Leid geblieben,
Der schmeichelnd mich umklingt: was wir auch sehen
An Menschenwerk, muß mit der Zeit zerstieben.

Des Dichters Wort allein kann nicht vergehen.
Was freie Geister, selbst im Joch, geschrieben,
Stirbt niemals, oder wird einst auferstehen.

Non t'è mai patria, no, il tuo suol paterno . . . (1798)

Nie wird dein Vaterland dir Heimat sein,
Saugst du nicht dort, wo du erwacht zum Leben,
Sie, die allein kann wahre Tugend geben,
Die Freiheit mit der Milch der Mutter ein.

Denn heut vermag der Brite nur allein
Sich aus dem Erdenschlamm emporzuheben,
Das Staatsschiff lenkend mit gewalt'gem Streben,
Da Waffen und Gesetz ihm Macht verleihn.

Wir Andern in Europa, ob uns Einer,
Ob fünf, ob uns dreihundert Herren knechten,
Ein Jeder muß den schnöden Käfich seiner

Geburt verachten und in edlem Fieber
Fruchtlosen Ingrimms mit dem Schicksal rechten,
Bis daß die Zeit der Dienstbarkeit vorüber.

Povero e quasi anco indigente or vuoi . . . (1798)

In Armuth, ja als Bettler soll ich enden,
So willst du's, ungerechtes Schicksal? Sei's!
Laß mich erkranken auch, als müder Greis
Hinaus ins Elend meine Schritte wenden.

Nie aber kannst du mich mir selbst entwenden!
Im Leid ausharren, hat den höchsten Preis.
Doch das, wofür ich keine Rettung weiß,
Drei Pfeile wären's aus des Schicksals Händen;

Entehrung, bittrer noch als Todesschmerz,
Der Freiheit Abbruch oder gar Verzicht,
Und daß der Liebsten Blick sich brechend trübte.

Die Ehre überleben soll kein Herz
Von Adel; ohne Freiheit will ich nicht
Und kann nicht leben ohne die Geliebte.

Sperar, temere, rimembrar, dolersi . . .

Hoffen, verzagen, rückgedenken, leiden,
Stets wünschen, nie sich aus dem Vollen laben,
Nachseufzen trügerischen Glückesgaben
Und die man in sich trägt, die echten, meiden;

Bald allzu stolz, bald wieder zu bescheiden,
Durch Leid nur lernen, was wir an uns haben,
Und erst bereu'n, wenn sie uns bald begraben,
Des kurzen Daseins frevelhaft Vergeuden:

So ist der Mensch, so mindestens bin ich,
Ob ich auch nie nach Gold und Glanz getrachtet
Und meine Götter Ruhm und Liebe waren.

Die Eine bringt die Seele außer sich,
In sich versinkt, wer nach dem Andern schmachtet:
Von beiden hab' ich nur die Qual erfahren.

Auf den Moses Michelangelo's.

(1781)

Oh! chi se' tu che maestoso tanto. . .

Ha, wer bist du, der dort so stolz erhaben
Im Marmor sitzt, geprägt in seinen Mienen
Drei Würden, die noch nie vereint erschienen:
Des Völkerlenkers, Kriegers, Priesters Gaben?

Du ließest wieder sich an Freiheit laben
Das Volk des Herrn nach langem bittrem Dienen.
Die Götzen stürztest du und hast mit ihnen
Egyptens Zwingherrn tief im Meer begraben.

Was in dir lebte, athmet hier im Stein;
Denn Nichts ließ Michelangelo vermissen
Von deines hohen Sinns gewalt'gen Gluten;

Der Meister, ebenbürtig dir allein,
Der, hätt' er auch durch Wüsten irren müssen,
Wohl auch dem Fels entsprühn ließ Labefluten.

L'idioma gentil sonante e puro. . . . (1783)

Die klangvoll reine, anmuthreiche Sprache,
Durch die von Golde glänzt des Arno Welle,
Liegt traurig nun verwais't und ohne Wache.
Wer hütet jetzt die reiche Segensquelle?

Des Nordens Scepter hat die altersschwache
Mutter erschlagen, daß an ihrer Stelle
Stiefmuttersorge sie so dunkel mache,
Wie Jene reich sie einst gemacht und helle.

Wohl hat auch sie, von Trägheit übermannt,
Lang ihre Sorgfalt nicht mehr aufgeboten,
Doch ward ihr Name noch mit Ruhm genannt.

Weh dir, daß du noch heut von allen Gothen
Nicht ganz gereint bist, mein italisch Land!
Die nackten Worte selbst sind dir verboten.

III.

Vincenzo Monti.

(1754—1827.)

schwesterlich verwandt ist. Es bedurfte einer geraumen Zeit, um zu zeigen, daß Shakespeare dennoch der Unsere ist. Die Wege, die zu Dante führten, waren in seinem Vaterlande mit leichter Mühe wieder anzubahnen; denn in der That standen sie, da auch die Sprache nicht wesentlich veraltet war, durch alle Jahrhunderte offen, und nur der Ungeschmack und die Gedankenlosigkeit der Epigonen hatten Gras darüber wachsen lassen.

Dem ersten Dichter, der sie wieder betrat, Varano, ist es allerdings anzumerken, wie sein Fuß, durch die schäferlichen Triften der Arcadier verwöhnt, auf den schroffen Pfaden Dante'scher Dichtung nur vorsichtig und mit Mühe sich weiterhilft. Nicht lange aber, so überflügelte ihn ein Jüngerer, ein Formtalent, wie es in der gesammten italienischen Literatur vielleicht ohne Gleichen dasteht, und zugleich ein trauriger Beweis dafür, daß eine kleine Seele kein härterer Fluch treffen kann, als die Mitgift eines großen Talentes, das Schritt für Schritt das Bild der Schwäche und Charakterlosigkeit verewigt.

Man hat mit dem Gegensatz von Talent und Charakter schon vor dem berühmten Signalement, welches Heine seinem Atta Troll mitgab, viel Unfug getrieben. Nach der Periode der Kraftgenies, in welcher wenigstens eine gelinde Zügellosigkeit der Sitten für ein nothwendiges Erbtheil des wahren Talentes galt, kam eine Zeit, in der man sogar über unsern größten Dichter die Achseln zu zucken wagte, weil sein Wandel sich nicht immer im Geleise bürgerlicher Tugend und Wohlanständigkeit bewegt habe. Die politischen Aufregungen einer jüngeren Vergangenheit schoben die peinliche Frage nach dem Charakter vom Boden der Moral hinweg auf das Gebiet der Parteihändel. Es bedarf, wie mich dünkt, heutzutage keiner langen Verständigung darüber, daß weder das Gericht über die bürgerliche Rechtfertigkeit, noch die Prüfung des politischen Verhaltens vor das Forum der Literaturgeschichte gehören. Freilich ist ihr der Mensch, der hinter den Werken steht, nicht gleichgültig; denn eine jede große Wirkung in der Kunst knüpft sich immer an eine große Persönlichkeit. Aber es ist sicherlich verkehrt, wenn der Literarhistoriker bei der Schilderung von Dichtercharakteren von ihrem Privatcharakter ausgeht, am verkehrtesten,

wenn er sich zum Sittenrichter aufwirft und den Inhalt ihrer Gesinnungen kritisirt. Ihm kommt es nur zu, danach zu forschen, ob diesem Lebensgehalt, den der Dichter offenbart, der Stempel der Wahrhaftigkeit, der Ueberzeugung, der reinen Absicht aufgedrückt ist. Denn in der That rächt sich der Mangel einer solchen Selbstgewißheit, im Guten wie im Schlimmen, sofort auch ästhetisch. Ein Kunstwerk soll ja immer die Frucht einer gesteigerten Lebenskraft, einer vertieften Innerlichkeit sein; und wie eine halbe, zaghaft begangene Sünde doppelt sträflich und widerlich ist, im Leben wie in der Kunst, so wird sich selbst das Gute und Treffliche nur dann zur wahren Schönheit verklären, wenn es eine volle Macht in der Seele des Dichters geworden ist und sich durch die Begeisterung der Ueberzeugung über die prosaische Formlosigkeit der Tugend erhebt.

Vincenzo Monti hat in seinem langen dichterischen Leben sehr verschiedenen Herren gedient; dies allein aber würde uns noch nicht zu einem harten Urtheil über ihn berechtigen, wenn seine Gedichte Zeugniß dafür gäben, daß er jedesmal ein ehrlicher und aufrichtiger Diener gewesen sei. Es ließe sich mit der Beweglichkeit einer reichen Phantasie, vor Allem mit den ungestümen Wandlungen der Weltlage selbst erklären und entschuldigen, daß ihm der Abfall möglich ward von Pius VI. zur Revolution, von ihr zu ihrem großen Bändiger, von Diesem, nachdem er alle Hoffnungen Italiens getäuscht hatte, zur Restauration, ja mehr als das, daß er es über sich gewann, in derselben Tonart, in welcher er Ludwig XVI. gefeiert hatte, seinen Mörder zu preisen und bald nach den letzten Festgesängen auf Napoleon seinen Nachfolger in der Lombardei poetisch zu beglückwünschen. Leider aber hören wir in dieser bunten Folge von Melodieen, mit denen er das Drama seiner Zeit begleitete, nur selten den vollen Ton des Herzens, der alle Irrthümer des Verstandes vergütet; der Mangel an sittlicher Wärme fröstelt uns aus seinen Schöpfungen an, und so werden seine Gedichte selbst sein Gericht.

Eine verhängnißvolle Fügung war es, daß ein solcher Geist sich gerade der Formen mit glänzender Meisterschaft bedienen mußte, in denen einst die eherne Seele des größten

Mannes unter allen italischen Dichtern mit unerbittlicher Majestät über seine Mitwelt gerichtet hatte. Dennoch lag dies nahe. Es kam wieder eine Zeit, die der Dante'schen darin ähnlich war, daß das Interesse an den Ereignissen des Tages auch die Phantasie des Dichters ausschließlich beschäftigen mußte. Kein Stoff bot sich der Poesie, der Furcht und Mitleid in gleichem Maße hätte erregen können, wie die tragischen Schicksale der Gegenwart. Eine neue göttliche Komödie lag in der Luft und schien von dem größten Talent Italiens gleichsam gefordert zu werden. Aber wenn Halbheit und Lüge sich überhaupt in einem Versmaß häßlicher ausnehmen, als in einem andern, so ist sicher die Dante'sche Terzine unter allen Formen diejenige, die sich am schlechtesten mit Apostatenschwäche verträgt. Und als wäre in Monti selbst ein Gefühl hiervon erwacht, finden wir auch wirklich, daß er in seinen späteren Jahren dieses erhabenen Maßes sich nicht mehr zu bedienen wagt und jene leichteren, opernhafteren Strophen wählt, die durch ihre musikalische Schmiegsamkeit mit seinem beweglichen Character besser in Einklang standen.

Ich kehre jedoch zu jenen Tagen zurück, wo Vincenzo Monti zuerst in Rom auftauchte und über den engen Kreis seiner Gönner hinaus die Augen von ganz Italien auf sich zog. Als ein vierundzwanzigjähriger Abate war er im Jahre 1778 dem Cardinal Borghese aus Ferrara nach Rom gefolgt. Schon in der Provinz hatte er sich einen Namen gemacht durch Dichtungen, die an Varano's Visionen anknüpfend eine ins Erhabene hinaufstrebende Phantasie und eine Macht über die Form bekundeten, die selbst seine Eltern, schlichte Landleute aus Fusignano, damit aussöhnten, daß sie einen Poeten zum Sohne hatten. Ihm zu Liebe war die ganze Familie vom Lande weg nach der Hauptstadt der Provinz gezogen, wo Vincenzo Jura studiren sollte. Aber die lateinischen Verse, die er schon im Seminar zu Faenza reichlich gemacht, die italienischen, die er dort improvisirt hatte, drängten sich zwischen ihn und die Pandekten. Und die Aufnahme, die der junge Abbate in Rom fand, ließ es den Vater nicht bereuen, daß er ihm den Zügel gelockert hatte.

Er wußte sich freilich sofort aufs Beste zu empfehlen. Damals hatte die Poesie, wie gesagt, so gut wie jeden bedeutenderen Inhalt verloren, und die Verskünstler, die in der Arcadia, jener berühmten, nun schon fast ein Jahrhundert alten poetischen Akademie glänzten, ergingen sich am liebsten neben ihren idyllischen Schäferspielen in zierlichen und devoten Gelegenheitsgedichten, mit denen sie ihren hohen Gönnern huldigten. Hierin sollte es Vincenzo Monti trotz seiner Jugend bald allen Anderen zuvorthun. Ein Gelegenheitsdichter größeren Stils hat nie gelebt, ja wir werden sehen, daß fast alle seine Werke, mit Ausnahme der Tragödien, im Grunde nichts sind, als Gelegenheitsgedichte. Und das Talent und die Neigung, die Gunst der Großen mit schönen Versen sowohl zu erwerben als zu vergelten, begleiteten ihn in immer üppigerer Entfaltung durch sein ganzes Leben.

Es versteht sich von selbst, daß er jeden Anlaß begierig ergriff, die Aufmerksamkeit des Papstes auf sich zu lenken. Im Jahre 1780 wurde eine Herme des Perikles ausgegraben, und an Monti erging die Aufforderung, Verse zu dichten, die auf eine Tafel geschrieben neben dem Bildwerk im Museo Pio-Clementino aufbewahrt werden sollten. Monti ließ das Bild selbst sprechen und sich Glück wünschen, in einer Zeit wieder ans Licht zu kommen, die der perikleischen ebenbürtig sei; und nun schließt Perikles mit einem Heilsruf an den Mann, dem das Jahrhundert diese Segnungen zu danken habe, Pius VI.: „Ein profaner Geist bin ich nur, ein Genoß der Schatten des Erebus; aber meine Segenswünsche fürchten das Licht deines Thrones nicht. Auch im gnadenlosen Reich des griechischen Elysiums giebt es noch einen erlauchten Geist, der würdig ist, dich zu verehren.“ Und mit welcher Musik der Form wußte Monti seine Huldigung zu begleiten!

Spirto profan, dell' Erebo
A l'ombre avvezzo io sono;
Ma i voti miei non temono
La luce del tuo trono.

Anche del greco Elisio
Nel disprezzato regno
V'è qualche illustre spirito,
Che d'adorarti è degno.

Wir haben keinen Grund, anzunehmen, daß die Gefühle des Dichters, die sich hier und an andern Orten freilich überschwänglich genug entladen, nicht aufrichtig gewesen seien. Aus beschränkten Verhältnissen in dies glänzende Leben verpflanzt, vom heiligen Vater mit aufmunternder Güte empfangen, hätte er kein weicher Gefühlsmensch sein müssen, um sich nicht mit ganzer Seele den Personen, denen er so viel verdankte, hinzugeben. Seine „Vision des Ezechiel", mit welcher er im Jahre 1776 debütirt hatte, das Gedicht über die Schönheit des Universums, das er in der Arcadia zur Feier der Quinquennalien Pius' VI. vorlas, zeigen überdies eine tiefere religiöse Stimmung seines Gemüthes, die freilich von dem herben Dante'schen Tiefsinn, dem sie den dichterischen Ausdruck entlehnte, schon durch einen Beisatz von Weichlichkeit sich weit unterschied. Und so waren die Thränen, die er vor Pius' VI. Reise nach Wien bei der Abschiedsaudienz vergoß, sicher nicht erheuchelt, und die beiden Gesänge auf den „Apostolischen Pilger" kamen aus dem Herzen. Er ahnte damals nicht, daß er je so weit von sich abfallen könne, dies Rom, in welchem er sich glücklich fühlte, zu verfluchen und den Papst, dessen großes Unternehmen einer Trockenlegung der pontinischen Sümpfe er in einem langen Epos gefeiert, einen stolzen Dalai Lama zu nennen, der zum Heil der Welt wieder ein armer Fischer werden müsse.

Im Hause des Duca Braschi hatte er, mit dem Titel eines Secretärs, ehrenvolle Aufnahme gefunden. Aber aus der weichen Muße, die er mit anakreotischen Versen, Cantaten auf die Geburt des Dauphin von Frankreich und Aehnlichem ausfüllte rüttelte ihn eine gewaltige Stimme auf, die damals in Italien nur erst ein widerstrebendes Gehör fand. Alfieri kam nach Rom, und im Hause einer vornehmen Dame hörte ihn Monti seine Virginia vorlesen. Die Frucht des mächtigen Eindrucks war seine erste Tragödie, der Aristodemo.

Ich kann hier den Beweis nicht führen, warum ich dieses Stück, das im Jahre 1787 zu Rom mit großem Erfolg über die Bühne ging, für ein schlechtes Drama halte. Aber zur Erklärung jenes Erfolges muß ich sagen, daß der Zauber des Stils und die volle Melodie des Verses allerdings die rauhe Alfieri'sche Diction weit hinter sich ließen. Daß es überdies dem Dichter an dramatischem Talent durchaus nicht fehlte, zeigt sich in der zweiten Tragödie, Galeotto Manfredi, vom Jahre 1788, in welcher ein sorgfältiges Studium Shakespeare's nicht geringe Früchte trug. Aber die dichterische Anregung, die Monti immer von außen empfing, berührte ihn bald von ganz anderer Seite, und er ist zum Drama niemals ernstlich zurückgekehrt.

Seine Stellung in Rom fing eben an, unbehaglich zu werden. An Feinden und Neidern fehlte es dem Hochbegünstigten nicht, eben so wenig wie an Blößen, gegen welche sie ihre Waffen richten konnten. Seine Reizbarkeit verwickelte ihn in heftige poetische Fehden, und von der Energie, mit der er sie führte, mögen einige Sonette Zeugniß geben, in denen er wirklich einmal die Aufgabe lös'te, aus der Gelegenheit ein Gedicht zu machen. Sie sind überschrieben „Auf den Tod des Judas". Aber Jedermann in Rom wußte damals, daß Niemand anders unter dem Bilde des Verräthers gemeint sei, als der berühmte Improvisator Gianni, der sich mit Monti auf den Tod verfeindet hatte.

1.

Das Blutgeld warf er hin, erklomm in Hast
Den Baum und ließ sich in die Schlinge fallen,
Er, der den Herrn verrieth; mit Fäusteballen
Schwankt der erwürgte Leib am starren Ast.

Es röchelte, vom harten Strang umfaßt,
Der Athem noch — ein dumpf und grimmig Lallen;
Jesus verwünscht' er und die Schuld vor allen,
Die in die Hölle stürzte solchen Gast.

Jetzt macht der Geist sich heulend auf die Flucht.
Gerechtigkeit ergreift ihn, taucht den Finger
Ins Blut am Kreuz, hoch ob der Bergesschlucht;

Schreibt dann das Urtheil an die Stirn dem Jünger,
Das ihn zu ew'gen Weinens Qual verflucht,
Und schleudert ihn hinab zum Höllenzwinger.

2.

Hinab fuhr seine Seele zu den Auen
Des Acheron. Die Erde, die ihn trug,
Erbebt mit Berg und Thal, und Windeszug
Spielt mit dem schwarzen Leichnam hoch im Blauen.

Die Engel, die sich stumm beim Abendthauen
Von Golgatha getrennt in stillem Flug,
Sahn ihn von fern, und um die Augen schlug
Ein jeder seine Fittiche vor Grauen.

Dämonen ziehn indeß den Leib hernieder
Und laden Nächtens auf die flammenrothen
Schultern die Bürde der verruchten Glieder.

So heulend, schnatternd stürmen fort die Boten
Des Styx und bringen seinen Körper wieder
Dem irrenden Gespenst im Thal der Todten.

3.

Als nun das leere, leichte Seelenwesen
Neu angethan die Last von Fleisch und Bein,
Stand auf der braunen Stirn mit blut'gem Schein
Das Urtheil der Verdammniß klar zu lesen.

Das Volk ringsum, zur ew'gen Qual erlesen,
Schrickt jäh zusammen, flieht ins Schilf hinein
Längs dem Cocytus, oder taucht sich ein
Tief in die Flut, die niemals rein gewesen.

Er selber floh vor sich, da er's empfand,
Und zähneknirschend, wild von Scham getrieben,
Will er die Schrift fortkratzen mit der Hand.

Doch nur noch heller ist sie stehn geblieben,
Denn Gottes Finger hat sie eingebrannt,
Und nicht ein Wort vergeht, das Gott geschrieben.

4.

Ein dröhnendes Getöse ward vernommen,
Das selbst an Satans Ohr betäubend schallt;
Der Heiland war's, mit himmlischer Gewalt
Zu Trutz dem Höllenreich herabgekommen.

Am Wege stand scheelblickend, angstbeklommen,
Der ihn verrieth, reglos die Schmachgestalt;
Und jetzt, wie Lavaglut dem Berg entwallt,
Sind Thränen seinem hohlen Aug' entglommen.

Es blitzt auf den beschimpften Leib hernieder
Aetherisch Licht — und sieh, als ob sie bade
Ein Höllenthau, so rauchen ihm die Glieder.

Da theilt mit Schwertesschärfe sonder Gnade
Gerechtigkeit den Rauch; der Herr kehrt wieder
Die Augen ab und wandelt seine Pfade.

Der wahrhaft Dante'sche Schwung dieser Sonette sollte jetzt in den Dienst einer größeren Gelegenheit treten. Denn die erschütternde Kunde von dem Ausbruch der französischen Revolution übertäubte alle kleinen persönlichen Händel, und mehr als in irgend einer andern Stadt Italiens regte sich in Rom eine leidenschaftliche Opposition gegen die republikanischen Tendenzen. Als im Januar des Jahres 1793 der französische Legationssecretär Hugo Bassville von Neapel nach Rom kam, um dort die Massen zu revolutioniren, wurde er wenige Tage vor der Hinrichtung Ludwig's XVI. von dem wüthenden Volke erdolcht.

Noch war dieses Ereigniß in frischester Erinnerung, noch in allen Gemüthern die Bestürzung über den 21. Januar lebendig, da erschienen die ersten Gesänge eines großen Gedichts, in welchem sich alle Schrecken der Gegenwart, freilich verzerrt, aber mit den kräftigsten Farben spiegelten. Das Gerücht war ergangen, daß Bassville vor seinem Verscheiden Reue gezeigt und mehr als seinen Tod dessen Ursache beklagt habe. Und so ließ Monti den reuigen Geist des Ermordeten, nachdem er sich von seinem Körper getrennt hat, von einem Engel in Empfang nehmen, der ihn durch die Lüfte entführt, um ihn die Gräuel der Revolution an Ort und Stelle miterleben zu lassen. Dieser glückliche Gedanke, an Stelle des Dante'schen Fegefeuers eine Schattenwanderung durch Frankreich als die Buße und Reinigung des todten Revolutionsmannes zu schildern, gewährte dem Dichter alle Vortheile, die für die Darstellung der unmittelbaren Zeitgeschichte aus dem Einmischen phantastischer Gestalten hervorgingen, und ließ ihn zugleich, bei allem Anlehnen an das große Vorbild, vollkommen originell erscheinen.

Ich habe die Stellen des zweiten und dritten Gesanges ausgewählt, in denen die Hinrichtung des Königs mit großem Aufwand von gespenstischem Apparat geschildert wird. Es ist die neunte Stunde des 21. Januar.

Nun hat des Tages neunte Dienerin
Ihr Amt vollbracht, steigt ab vom Sonnenwagen
Und wirft den Zügel ihrer Schwester hin.

Da kommt, die Wolke dunkel umgeschlagen,
Der Engel mit dem Schatten ungesehn
Zur Stadt, die aller Sünden Fluch getragen.

Er schreitet tief gebeugt, in Thränen stehn
Die Himmelsaugen, die Geberden zeigen,
Daß bange Schauer durch die Brust ihm gehn.

Den Schatten neben ihm beklemmt es eigen,
Da er ihn weinen sieht, und dort ringsum
Die Stadt, beherrscht von grauenvollem Schweigen.

Stumm ist der Glocken Erzklang, das Gesumm
Des Tagewerks, der Säge scharfes Wetzen,
Des Ambos und der Hämmer Pochen stumm.

Nur überall ein flüsterndes Entsetzen,
Ein Fragen, Augenwinken, eine Schwüle
Der Traurigkeit auf Gassen und auf Plätzen.

Von dumpfverworrnen Stimmen ein Gewühle,
Stimmen von frommen Müttern, die ans Herz
Die Kinder ziehn in bangem Vorgefühle;

Von Frauen, die den Männern straßenwärts
Den Ausgang wehren und die Schwelle sperren
Mit heißem Flehn und thränenvollem Schmerz.

Allein der Wahnsinn macht sich flugs zum Herren,
Mit Furienhand den Liebesbund zu brechen
Und aus dem Arm der Frau den Mann zu zerren.

Denn sieh, heranstürmt, tanzend einen frechen,
Schamlosen Tanz von Thür zu Thür in Hast,
Ein Larvenschwarm, aufstachelnd zum Verbrechen.

Scheußlich zu schaun, vom alten Durst erfaßt
Nach grausen Menschenopfern, ziehn daher
Die Larven der Druiden, heut zu Gast

Bei einer Missethat, wie nimmermehr
Ihr schielend Aug' auf größrem Gräul geruht,
Wie nie um schnödren Mord frohlockt' ihr Heer.

Sie gehn in Kleidern roth von Menschenblut,
Ihr Haar tropft Blut und Eiter in den Sand
Bei jedem Schritt gleich sprühnder Regenflut.

Die Einen schwenken einen Fackelbrand,
Die andern Schlangengeißeln in den Lüften,
Giftbecher winkt und Dolch aus Jener Hand.

Und mit den Nattern geißeln sie die Hüften
Und Stirnen aller Sterblichen, und heiß
Tobt's in den Adern auf von Glut und Giften.

Da stürzt aus seinen Häusern schaarenweis
Ein rasend Volk, und es entweicht erschüttert
Das Mitleid aus dem wildempörten Kreis;

Da unter Rosseshuf und Fußtritt zittert
Die Erde seufzend, dröhnend gehn die Wagen,
Daß banges Murren durch die Luft gewittert;

Wie wenn ans Ohr entfernte Donner schlagen,
Wie wenn ein heulend Meer zu Nacht ergrimmt,
Wie wenn sich brausend Winterstürme jagen.

Wie wird dir, Hugo, da dein Herz vernimmt
Dies Schreckenslied, da deine Augen schauen
Die schwarze Fahne, die im Winde schwimmt?

Das schreckliche Gerüst und hoch im Blauen
Das Beil, und dürstend nach dem großen Mord
Die Henker, die ihn rüsten sonder Grauen?

Und ihn, den guten, größten König dort,
Ein armes Lamm in gier'ger Wölfe Mitte,
Zum Räubertodbett schleppen sie ihn fort!

Doch er, mit heitrer Stirn und festem Schritte,
Geht durch die Menge, die ihn stumm umgiebt,
Daß es den Felsen selbst das Herz zerschnitte,

Daß Stein'- in Thränen schmölzen. Doch ihr bliebt,
Ihr Tiger Galliens, steinern wie zuvor.
Weh, wohin kam's! Und euch hat er geliebt?

Es weint die Sonne selbst im Trauerflor
Und möchte von der Stadt hinweg sich kehren,
Die Thebens Gräuel neu heraufbeschwor.

Die Lüfte weinen, die entsetzensschweren,
Und nieder steigen aus des Himmels Frieden
Die Seelen jetzt, an jeder Wimper Zähren;

Die Seelen, die durch seltne Treu' hienieden
Mit ihrem Blut erkauft das Paradies,
Weil sie sich nie von Gott und König schieden.

Da auf dem Kampf und Jammer Frankreichs ließ
Der Herr sein Auge ruhn, und weise wägt er
Das Schicksal ab des sündigen Paris.

Hoch auf dem Richterstuhle thronend, regt er
Die goldne Wage jetzt, und rechts hinein
All seine Langmuth und Vergebung legt er.

Links aber häuft er alle, groß und klein,
Die Frevel dieser Stadt, und dennoch stand
Die Zunge zwischen beiden Schalen ein.

Bis dann hinzuthat des Allmächt'gen Hand
Das Todesurtheil und die letzte Stunde
Des hohen Dulders; und auf einmal schwand

Das Gleichgewicht. Mit Klirren fährt zum Grunde
Die schwere Schale, drin das Todesloos;
Aufschnellt die andre hoch zum Himmelsrunde.

In dem Momente naht des Capet Sproß
Dem Blutgerüst. Er blickt empor und schreitet
Fest nach der Leiter, ruhevoll und groß.

Und er ersteigt die Staffeln, ungeleitet,
Im Angesicht so hehre Majestät,
Daß Scheu den Henkern durch die Adern gleitet.

Schon an das Herz des Volks, das unten steht,
Pocht Mitleid, neu erwachend, zwar mit scheuer,
Verstohlener Hand — noch aber nicht zu spät.

Doch da entfacht die alte Wuth zu neuer
Ein grauses Wunder. Das Gerüst erklimmen
Urplötzlich vier gespenst'ge Ungeheuer.

Mit blut'gen Dolchen sind bewehrt die Grimmen,
Ein Strick schnürt ihren Hals, wüst ihr Gebahren,
Starr ihr Gesicht, drin düstre Blicke glimmen.

Die Häupter sind umsträubt von wirren Haaren,
Wie Sommers eine reife Weizenflur,
Durch die Gewittersturm dahingefahren.

Und auf der Stirn in dunkler Furchenspur
Trägt Jeder seinen Namen eingegraben,
Namen — ein Graun für Fürsten und Natur.

Damiens und Ankarström voran. Sie haben
Sich Heinrich's Mörder, Ravaillac, gesellt;
Des Vierten Hand verdeckt die Blutbuchstaben.

Von diesen vier Dämonen eng umstellt,
Vollendet Capet, freundlos, doch gelassen,
Den Weg zum Beil vom größten Thron der Welt.

Und wie am Kreuz der Dulder ohne Hassen
Erseufzend rief in himmlischem Verzeihn:
Mein Gott, mein Gott, was hast du mich verlassen! —

Verzieh auch er den Stiftern seiner Pein
Und sprach: Laß, Herr, mein Volk, vom Wahn verblendet,
Und meine Seele dir befohlen sein!

Allein gewaltsam, eh er noch geendet,
Stößt der Gespenster eins mit zorn'ger Faust
Ihn unters Beil, eins zieht ihn, eines schändet

Sein heilig Haupthaar, das es zerrt und zaus't,
Dann naht das vierte und zerhaut in Wuth
Den Faden, daß das Beil herniedersaus't.

Da es gefallen, horch, mit Donnern thut
Der Himmel jäh sich auf, die rothe Erde
Erschwankt, und furchtbar gährt die Meeresflut.

Es bebt die Welt, und mit des Schrecks Geberde
Sehn sich die Mächt'gen an, halb staunend noch,
Und Ahnung schüttelt sie, was kommen werde.

Der Ost und Westen zittert. Er jedoch,
Der celtische Barbar, lacht zu den Schmerzen
Der Welt und trägt verstockt die Stirne hoch.

Freiheitverhärtet unter frechen Scherzen
Eilt er, daß er die Händ' und Fahnen taucht
Ins warme Blut aus seines Königs Herzen,

Und grollt, daß, wo der Vater jetzt verhaucht,
Nicht auch des königlichen Sohns — o Schande! —
Und seiner Mutter Blut gen Himmel raucht.

So schweift ein Rudel Löwen durch die Lande,
Nur halb gesättigt vom zerrissnen Stier,
Und leckt die blut'gen Lachen auf im Sande.

Dann schleichen sie mit lauernder Begier
Der Kuh zur Hürde nach und ihrem Jungen,
Und zähnewetzend heulen sie nach ihr.

Und sie, da das Gebrüll am Zaun erklungen,
Bebt doppelt bang und wähnt bei jedem Stoß
Sich schon von jener Tatzen Wucht umrungen.

Indeß erhebt, der Erdenmühen los,
Den Flug zum Himmel die erlauchte Seele
Zurück zum Urquell, dem sie einst entfloß.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Die Sterne sahn ihn kommen mit Frohlocken,
Und all die stolzen Sonnentöchter schwangen
Im Kreis die thaugetränkten Flammenlocken.

Er flog hindurch, von Lieb' und von Verlangen
Erglühend, zu des Unerschaffnen Thron,
Zu des Dreifalt'gen Antlitz zu gelangen.

Dort ruht sein Flügel aus. Ein ew'ger Lohn
Wird ihm zu Theil im Schauen, tief versenkt er
Das Herz hinein, daraus jeder Wunsch entflohn.

Der amaranthne Kranz, wie schön umfängt er
Unsterblich ihm das Haupt, wie selig dann
Auf seiner Stirn den Friedenskuß empfängt er!

Und horch, da hebt Musik des Himmels an
Unsäglich süß, und der gestirnten Kreise
Harmonisch heller Reigentanz begann.

Beflügelter vollbringen ihre Reise
Die Sonnenrosse, wiehernd, und es beben
Von ihrem Hufgestampf des Aethers Gleise. —

Indeß genoß, dem Wahnsinn hingegeben,
Paris der Frevelthat. Im Sande ruht
Das königliche Haupt, der Rumpf daneben.

Aus heil'gen Adern trinkt das warme Blut
Die sünd'ge Erde, sündiger fürwahr,
Als jenes Land, wo Atreus Gäste lud.

Rings aber drängt sich eine luft'ge Schaar
Von nackten Larven, nach dem Blute lüstern,
Daß vom Gewühl die Straße dunkel war.

Wie aus den Mauerspalten und den düstern
Höhlen des Mineus schwarze Töchter fliegen,
Wenn nächt'ge Winde durch die Gärten flüstern,

Und huschend gehn und kommen und sich wiegen
Zu Haupt dem Wandrer oder um den Teich,
Bis dann die Sonnenpfeile sie bekriegen:

So stürmt in schwankem Flug verstört und bleich
Von überall heran die wüste Bande,
Und heulen hört man sie, den Wölfen gleich,

Die, wenn die Dämmrung wandelt durch die Lande,
Von Durst getrieben, scheu und schweifend nahn
Truppweise zu des schwarzen Wildbachs Rande.

So drängen hier zum Blutquell sich heran
Unreine Schatten, lang die Hälse reckend
Vor Durst, und jeder treibt den andern an,

Dort aber sitzt, den Schwarm zurückeschreckend,
Ein grimmer Cherub, streng dem gier'gen Gräul
Sein unerbittlich Schwert entgegenstreckend.

Entweichend ballen sich zu dichtem Knäul
Die Larven, winselnd, wie sich Sturm verfängt
In enger Felsenschlucht mit Wehgeheul.

Voran die Vier, die ans Schaffot gedrängt
Erst kurz zuvor, des Henkeramts zu walten,
Auf Ludwig Capet's Haupt das Beil gelenkt.

Dann folgen jener Priester Nachtgestalten,
Die einst mit Menschenblut Marseille's Erde
Befleckt und Götzendienst im Forst gehalten.

Darnach, gleich einer Schaf- und Ziegenheerde,
Kam ein Gesindel, ganz den Leib zerfetzt
Von Wunden, frech und kläglich an Geberde.

Das sind, die mit dem eignen Blut genetzt
Den Freiheitsbaum, ihn düngend im Triumph;
Die bitterste der Früchte trug er jetzt.

Dem ist der Bauch geschlitzt, Dem ward vom Rumpf
Das Haupt getrennt, und Jenem klafft die Hüfte;
Hier ward die Nase, hier der Arm zum Stumpf.

Und Alle füllten mit Gestöhn die Lüfte
Rings um das Königsblut. Das Echo zog
Dumpf klagend durch des Flusses Uferklüfte.

Fern aber hielt das lüsterne Gewog
Des Engels Schwert, von dessen Glanz ein Schein
Die finstern Mäuler dämmernd überflog.

O Muse, steig herab, aus diesen Reih'n
Die Häupter der Verruchtesten zu nennen,
Ward dein Gedächtniß nicht vor Graun zu Stein.

Lehr mich, du weißt sie, jene Waffen kennen,
Mit denen sie an Kirch' und Thron gerührt,
Und laß von edlem Zorn mein Lied entbrennen.

Als Condottier, der viele Tausend führt,
Schwebt dort ein hagrer Schatten, böse List
Im Blick, den Fuß mit dem Kothurn umschnürt.

Der gottlos arge Lästrer, der Sophist
Von Ferney, einst ein Dichterschwan im Leben,
Der nun ein Rabe bei den Todten ist.

Störrisch und wild geht Diderot daneben
Und Jener, der des Geistes Macht verneint
Und den Affecten blind ihn hingegeben*).

Dort wandelt der beredte Menschenfeind,
Der Schöpfer des Contrat, dem Venus' Stern
Auch noch im Kleid des Weisen lieblich scheint.

*) Helvetius.

Stolz hält er sich der andern Rotte fern,
Der frevlen; denn am Thron und am Altare
Verging auch er sich, nie am Herrn der Herrn.

Dann schweift der Blick zu einem seltnen Paare
Stirnrunzelnder Verschworener, vor denen
Das Diadem gewankt und die Tiare.

Der Eine häufte voller Arglist jenen
Gewalt'gen Wissensschatz, den Ocean,
Der heiß mit Giften stillt des Durstes Sehnen*).

Der Andre schrieb die Dinge, die geschahn
In beiden Indien, um mit Blitzgeschossen
Des Irrsinns allen Herrschenden zu nahn**).

Auch du, durch den ein Irrlicht ausgeflossen
Aus trüglichen Kometen, das der Welt
Zu jedem Taumelwahn den Pfad erschlossen***),

Und du, der wohlgezielt den Pfeil geschnellt
Vom Bogen der Kritik auf jene Vier,
Die zu Chronisten sich der Herr bestellt†);

Von Sünd' und Wahn umdunkelt naht sie hier,
Die ganze Phalanx, jede Stirn geschwärzt
Vom Himmelsblitz, der heiß geleckt nach ihr.

Des Brandmals Narbe, niemals ausgemerzt,
Entsendet Rauch und Funken, und die Schatten
Verhehlen nicht, daß sie die Wunde schmerzt.

Die Häupter schwer gesenkt, die hungermatten,
Kommt noch ein Zug daher, fast wie Skelette,
Die lange braune Schleppgewänder hatten;

---

*) d'Alembert und die Encyklopädie.

**) Raynal.

***) Bayle.

†) Fréret.

Tief eingedrückt die breiten Filzbarette,
Wie bleiern die Kapuzen, und so sacht —
Die Schnecke lief' mit ihnen um die Wette.

Doch bergen unter ihrer schweren Tracht
Sie Gift und Dolch; wie sie im Leben thaten,
Sind sie im Tod noch auf Verrath bedacht.

Das sind, die frevelnd in die Stapfen traten
Des heulenden Ypresers und zugleich
Gott und den Cäsar hinterrücks verrathen*).

Ihr Abgott ist so schnöd, so schreckenreich
Und todt ihr Weg, daß er vom Himmel ab
Durch Zweifel führt in der Verzweiflung Reich.

Durch sie besiegt das Schwert den Hirtenstab,
Durch sie nur ward der Thron so hoch erhoben,
Daß er dann umstürzt' in den Koth hinab.

Zuerst aus ihrer Lügenesse stoben
Die Funken, die dem keuschen Frauenbild,
Sanct Peter's Braut, den Busen heiß durchtoben.

Und nicht allein Borgofontana schwillt
Von dieser Seuche; nein, ihr Pestgestank
Hat mein Italien auch mit Fluch erfüllt.

Und nun zuletzt erscheint gigantenschlank
Und ragt hervor aus allen Höllenschaaren
Mit übermüth'gem Nacken, frech und frank,

Das Hauptzhaar um die Schläfen wirr zerfahren
Er, der den Blitzstrahl in des Höchsten Hand
Im Hohn beschwor, auf ihn herabzufahren;

---

*) Die Jansenisten.

Von Kampfluſt wider Gott den Herrn entbrannt,
Ein zweiter Kapaneus; ihm dient zum Schilde
Ein großer Aberwitz, „Syſtem“ genannt*).

Verachtet flohn die kleinern Spukgebilde
Nackt vor ihm her; ein Abſcheu überſchlich
Selbſt den Cocytus, naht ihm dieſer Wilde.

Als ſie den heil'gen Leichnam ſchauerlich
Und dicht umkreiſet und ſich ſatt geſehen,
Mit Fingern deutend, grinſend unter ſich,

Sieht man zur Zwieſprach eng zuſammen ſtehen
All das Geſindel; heller Jubel hat,
So ſcheint es, abgelöſ't die ew'gen Wehen.

Mir nur gebührt die Ehre dieſer That,
Sprach Einer, mir, der ich zuerſt von Allen
Den Scepter brach, in Koth die Stola trat.

Nein mir, fiel ihm ein Andrer ein mit Schallen.
Die Ränke zeigt' ich, die die Mächt'gen ſpannen,
Und ließ vom Blick des Volks die Binde fallen.

Damit der Menſch zum Morde des Tyrannen
Sich aufrafft, rief ein Dritter, ſchnöd und biſſig,
Muß man die Furcht vorm Ew'gen erſt ihm bannen.

Dies that mein Stil ſo witzig, frei und flüſſig,
Wie einſt Lucian's, der Bosheit ſchmackhaft machte,
So daß der Menſch ward Gottes überdrüſſig.

Da rief ein Vierter ſchnaubend: Ich vollbrachte
Noch mehr: ich ſtürzte Gott! — Still ſchwieg er dann,
Beſtürzt verſtummt der Kreis, und Keiner lachte.

---

*) Système de la nature.

Doch nach der dumpfen Stille, horch, begann
Ein tiefes Murmeln, wie Geräusch der Bronnen,
Die ferne rieseln hört ein Wandersmann,
Wenn Nacht und Schlaf die weite Welt umsponnen.

Diese Proben, die freilich von der rhythmischen Vollendung des Originals und der markigen und dennoch elastischen Fülle des Stils nur einen schwachen Begriff geben können, — diese Proben werden genügen, um das ungeheure Aufsehen zu erklären, welches die vier ersten Gesänge der Bassvilliana gleich bei ihrem Erscheinen durch ganz Italien erregten. Man glaubte nicht anders, als daß ein neuer Dante aufgestanden sei. Wie sehr dieser Glaube dem großen Florentiner zu nahe trat, läßt sich jetzt, wo die Wirkung des Stoffes durch die Zeit geschwächt worden ist, unschwer schon aus den mitgetheilten Bruchstücken darthun. Es bedarf, wie mich dünkt, nur einer blassen Erinnerung an die göttliche Komödie, um im Gegensatz zu ihr diesen Versen eine gewisse rhetorische Aeußerlichkeit anzumerken. Parini zwar hat vollkommen Recht, wenn er von Monti sagte: „Er droht immer zu fallen bei der jähen Erhabenheit seines Fluges, und doch fällt er niemals.“ Aber die Kühnheit dieses Schwunges wird nur dadurch möglich, daß der Dichter eigentlich nirgends auf festem Boden steht, sondern seine Luftgestalten in einem Sturm großer Worte und aufgebauschter Empfindungen zwischen Himmel und Erde dahinjagt. So wird denn die Erhabenheit auf Kosten der plastischen Realität erreicht, und während es uns bei Dante so eigen ergreift, daß seine Geister und Schatten der Unterwelt mit der Leiblichkeit durchaus nicht ihre Leidenschaft und heftige Lebenskraft von sich gethan haben, erscheinen uns bei Monti auch die lebenden Menschen schattenhaft. Dante's Gespenster sind, wenn der gemeine Ausdruck erlaubt ist, immer ganze Kerle. Monti's Helden, selbst ein Napoleon, werden fast zu Gespenstern verflüchtigt. Man fühlt überall, daß er ein moderner Poet ist, dem mit der derben Glaubenskraft des dreizehnten Jahrhunderts auf religiösem Gebiet selbst die Fähigkeit abhanden gekommen ist, an die Geschöpfe seiner eigenen Phantasie zu glauben.

Und wie übel es vollends um das politische Glaubensbekenntniß stand, das in der Bassvilliana niedergelegt war, sollte sich bald genug offenbaren. Im fünften Gesang blieb der Dichter stecken. Es ist charakteristisch für ihn, daß er auch von seinen späteren großen lyrischen Epopöen keine einzige vollendet hat; denn, wie er selbst bekannte, die Weltgeschichte ging rascher vorwärts, als er dichten konnte, und da er keinen festen Inhalt in sich selbst besaß, keinen unerschütterlichen Kern in seiner Natur, sondern dem Wandel der Dinge blindlings folgte, so wurde er von den Ereignissen überholt und hätte seine Dichtungen in anderm Sinne endigen müssen, als er sie angefangen.

Wir können es ihm jedoch nicht ins Gewissen schieben, daß er bei dem Umschlag der Stimmung in Italien zu Gunsten der Republik den glänzenden Illusionen, die so Viele theilten, nicht widerstanden hat, und die einzelnen Züge der Schwäche, denen wir auch hier begegnen, dürfen uns nicht verführen, seinen Herzensantheil an den neuen Hoffnungen und Täuschungen zu läugnen. Marmont, der nach dem Vertrag von Tolentino mit Briefen Bonaparte's an den Pabst nach Rom kam, suchte beflissen die Freundschaft des berühmten Dichters und bewog ihn, in seiner Gesellschaft die Rückreise nach Florenz anzutreten. Ob es damit seine Richtigkeit hatte, daß Monti's Gesundheit eine „Luftveränderung“ wünschen ließ, oder ob die Besorgniß allein, von den neuen Republikanern in Rom wegen der Bassvilliana zur Verantwortung gezogen zu werden, ihm den Schutz des Mächtigen willkommen machte, mag ich nicht entscheiden. Wie auch immer Furcht und Eitelkeit mitgewirkt haben mögen, es scheint mir durchaus mit Monti's geistiger Anlage zu stimmen, daß er in gutem Ernst eine Wiederkehr antiker Zustände der Freiheit für sein Vaterland herbeiwünschte und Bonaparte als den politischen Heiland Italiens begrüßte. Als er im J. 1797 seinen Prometheus, ein großangelegtes Gedicht, in welchem eine Fülle von poetischer Kraft an einen unfruchtbaren Stoff verschwendet ist, dem Bürger Napoleon Bonaparte widmete, sprachen die Worte der Dedication, so enkomiastisch sie klingen mögen, gewiß seine Ueberzeugung aus:

„Dem wunderbarsten Krieger der neueren Geschichte naht die berühmteste Gestalt der alten Mythologie. Möge es Euch gefallen, Bürger General, sie freundlich zu empfangen, und es wird Euch klar werden, in wie vieler Hinsicht die Tugenden des unglücklichen Prometheus mit denen des glücklichen Bonaparte verwandt sind. In glühender Begeisterung für die Unabhängigkeit des Himmels, dem auch er entstammte, kämpfte er lange mit Muth und List gegen den Despotismus des Zeus, und seine freie Gesinnung war die stete Geißel der verschworenen Aristokraten des Olymp. Nicht anders habt Ihr den Despoten der Erde die Stirn geboten, darin allein von Prometheus unterschieden, daß er unterlag, Ihr als Sieger hervorgingt. Auf den Rath der Themis und mit Hülfe der Pallas flößte er den Menschen das himmlische Feuer ein; Ihr habt in den Völkern das Feuer der Freiheit angefacht, gemäß den hohen und edlen Absichten der uranfänglichen Weltregierung. Er ward der Wohlthäter des Menschengeschlechts, welches Zeus durch das verhängnißvolle Geschenk der Pandora in Elend gestürzt hatte, und Ihr wurdet der Wohlthäter der im Schlamme der Knechtschaft versunkenen Völker, indem Ihr ihnen zu ihren natürlichen Rechten wieder verhalft und durch den Arm Eurer unbesieglichen Legionen Eure empörten Feinde zwangt, die schon zur Genüge mit Blut, Thränen und Verbrechen besudelte Erde in Ruhe zu lassen. Jener brachte Künste, Weisheit und Gerechtigkeit den Menschen und ward so ihr zweiter Schöpfer; Ihr seid dasselbe dem größten Theil Europa's geworden, indem Ihr ihm weise Gesetze gabt und es durch die großen Eingebungen Eures Genies und Eurer tiefen Ideen zu den erhabenen Gefühlen der Freiheit entflammtet. Jener, mit einem Wort, erweckte die Natur zu neuem Leben; und Euch danken auch wir ein neues Leben, wir unterdrückten aber nicht niedrigen Italiener, indem Ihr uns zu einer neuen Moral erhobt und unsere verlorene Vernunft uns zurückgabt" u. s. w.

Bonaparte wußte den Werth einer so unbedingten Hingabe zu schätzen und ernannte, nachdem er die cisalpinische Republik gegründet hatte, den Dichter zum Secretär im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Mailand. Wir gelangen hier

zu der traurigsten Zeit seines Lebens. Daß der Sänger der Bassvilliana in der Lombardei unter den fanatischen Republikanern scheel angesehen war, daß er das Bedürfniß fühlte, auch dichterisch ein offenes Zeugniß für seine veränderten Gesinnungen abzulegen, ist nicht zu verwundern. Aber selbst seine eifrigsten Vertheidiger müssen vor der schmählichen Art, wie er seine Vergangenheit aus dem Gedächtniß der Welt zu tilgen suchte, erröthen und verstummen.

Im Juli des Jahres 1797 stand in der Zeitschrift il Termometro politico della Lombardia ein Brief des Bürgers Monti an den Bürger Salfi, Redacteur dieses Blattes, aus dem ich folgende Stellen aushebe:

„Wenn Sie daran denken, daß ich zu verschiedenen Malen in Ihrem Blatt wegen meiner Bassvilliana mißhandelt worden bin, werden Sie ohne Zweifel meinen, ich sei gegen Sie noch immer sehr aufgebracht. Sie täuschen sich aber; da Sie mich nicht persönlich kennen und mich daher nur nach meinen Schriften beurtheilen konnten, ist Ihr Urtheil nur gerecht und ehrenhaft, und ich habe mich über nichts zu beklagen, als über die durch meine traurigen Umstände mir aufgedrungene Alternative, entweder unterzugehen, oder zu schreiben was ich geschrieben habe. Es blieb mir nur der Ausweg, mich in einen Schleier zu hüllen, und da ich nicht verstand, jenem klugen Römer nachzuahmen, der sich toll stellte, um sein Leben zu retten, ahmte ich die Klugheit der Sibylle nach, die dem Cerberus den Kuchen in den Mund warf, um nicht von ihm zerrissen zu werden". — —

„Vielleicht werden Sie sagen, was ich schon von Andern mehrfach habe hören müssen, daß die kühne Energie einiger Stellen der Bassvilliana den Verdacht nahe lege, als sei kein Widerspruch gewesen zwischen dem Geist des Dichters und dem Inhalt seiner Worte, und daß man manche dieser Scenen tief empfunden haben müsse, um sie gut darzustellen. Auf diese Anklage habe ich einfach zu antworten, daß ich, gezwungen, meine Gesinnung zu opfern, mich bemüht habe, wenigstens den Ruf eines leidlichen Schriftstellers zu retten. Der Ehrgeiz des

Dichters überwand die Scham, ein schlechter Politiker zu sein, in einer Zeit zumal, wo so viele Andere keine besseren Politiker waren, und vierzehn Auflagen, die im Laufe von nur sechs Monaten von dieser elenden Rhapsodie erschienen, hätten mir einbilden können, daß meine Absicht erreicht worden sei, wenn der Pabst, vor den man mich schleppte, um das genannte Gedicht zu seinen Füßen niederzulegen, meinen dantesken Stil nicht abscheulich gefunden hätte; ja ich errinnere mich noch, daß er, um mir zu zeigen, wie ich meinen Stoff hätte behandeln sollen, in Gegenwart seines Neffen und des Monsignor della Genga mir mit vieler Grazie eine Arie Metastasio's recitirte." — —

Mit diesen Worten übersandte Monti seinen Prometheus und zum Abdruck in dem Blatt einige seiner republikanischen Gedichte, il Fanatismo, la Superstizione, in denen der wildeste Jacobinismus sich in rhetorischen Terzinen spreizt. Nachdem er in dem zweiten dieser kläglichen Pamphlete den Zustand der Welt und insbesondere Roms unter der Herrschaft der Priester mit den schreiendsten Farben geschildert hat, kommt er auf sein eignes Verhältniß diesen Dingen gegenüber zu reden.

(Der Aberglaube.)

— — — — — — — — — — — —

Wie Einem, der des Fiebers Schauer fühlt
Und frostgeschüttelt, klappernd mit den Zähnen
Sich in des Lagers warme Decken wühlt,

So klopfte zitternd mir das Herz an jenen
Ufern des ew'gen Stroms, und unverwandt
Nach Norden stand mein Sinnen und mein Sehnen.

Dich rief ich an, o Held von Gott gesandt;
Da sprengtest du das Alpenthor, daß bange
Die Schlüssel zitterten in Petri Hand.

Vorm Schwertesblitz auf deinem Siegergange
Sind seiner Trauten Augen jäh erschrocken,
Und ihr verfärbte kläglich sich die Wange.

Der Halsschmuck fiel ihr ab und aus den Locken
Ihr buhlerisch Geschmeid, und sinnverstört
Lauscht ihr Gefolg dem Stürmen deiner Glocken.

Ach, eile! rief ich; bänd'ge zornempört
Sie, die der Knechtsgestalt entwuchs voll Tücke
Und träumte, daß der Erdkreis ihr gehört.

Schmettre mit deinem Schicksalsschwert in Stücke
Den Ambos, wo sie Himmelsblitze schmieden;
Gieb Rom der Tugend und dem Ruhm zurücke!

Verschließ des Irrwahns Quell, drin Gifte sieden
Zum Fluch der Geister; laß das Weib im Stande
Der Armuth leben, der ihr ziemt hienieden.

Entreiß dem Fischer aus dem heil'gen Lande
Das Königsscepter, heiß' ihn wie zuvor
Die Angel werfen auf dem nackten Sande.

Vom stummen Sarge blickt zu dir empor
Des Brutus großer Schatten. Horch! er ruft:
Schirme Quirinus' Tochter! — und im Chor

Erschallt durch die umnachtet stumme Luft
„O schirme sie!" — das Flehn von vielen Tausenden,
Die für die Heimath glühn noch in der Gruft.

Ein Flüstern drauf, ein Tosen gleich dem brausenden
Zuruf des Beifalls, und in Grabesschachten
Ein Rasseln vom Gebein der drunten Hausenden.

Erhöre sie, glorreicher Gott der Schlachten —
Denn wohl bist du ein Gott, du Frankreichs Hort, —
Erhöre so gerechter Wünsche Schmachten!

Den Dolch, den jener stolze Lama dort
Im Vatican geschmiedet, — weh der Stunde! —
Zerbrich ihn, denn er trieft von Bassville's Mord.

Allein die Leier schone, drauf die Kunde
Der Unthat klang. Nicht konnt' ein Echo wecken
In meiner Brust das Wort aus meinem Munde.

Die Zunge log, das Herz war ohne Flecken,
Und Noth gebar die Schuld. Verschlossen hatten
Jedweden Weg zur Rettung Furcht und Schrecken.

O meines theuren Freunds getäuschter Schatten,
O Bassville's heil'ge Asche, könntst du sprechen,
Dein Zeugniß käme meiner Schuld zu Statten.

Ob ich geweint, ob ich mit Thränenbächen
Den armen Leichnam überströmt, du weißt es.
Doch weint' ich still, denn Weinen war Verbrechen.

— — — — — — — — — — — —

Nun erzählt er weiter, daß ihm der Geist Bassville's erschienen sei und ihn ermahnt habe, nicht zu zaudern, sondern durch eilige Flucht dem gleichen Schicksal sich zu entziehen. Er zeigt ihm seine Wunden und verschwindet. Das Stöhnen des geängstigten Dichters weckt seine Gattin, und als er ihr gesagt, daß der Himmel selbst ihn vor den Priestern warne, dringt sie mit Thränen in ihn, daß er Weib und Kind nicht ohne Schutz zurücklassen solle. Wer durch das offene Eingeständniß der Schwäche noch nicht für den Dichter gewonnen worden ist, der soll nun durch die rührende Familienscene, die den Schluß bildet, von den Tugenden des Gatten und Vaters überzeugt werden.

— — — — — — — — — — — —

Indessen hört, erwacht in ihrem kleinen
Friedlichen Bett, mein Töchterchen den Gram
Der Mutter und ihr bitterliches Weinen.

Und unter Schluchzen, das sie überkam,
Streckt sie die beiden Händchen uns entgegen,
Bis dann die Mutter auf den Arm sie nahm,

Sie an des Vaters nackte Brust zu legen,
Die glüht' und sich erweichte. Da begann
Die Vaterliebe mächtig sich zu regen.

Die Thränenflut, die unaufhaltsam rann,
Verschlang das Wort; laut aber sprach indessen
Das Herz, das seiner Last nicht Raum gewann.

Und stets von Neuem mußt' ich an mich pressen
Das theure Kind. Vor Mitleid fühlt' ich beben
Mein Herz; der Sorg' um mich hatt' ich vergessen.

Es trieb die Angst mich um der Meinen Leben,
Die Maske vor Gesicht und Wort zu nehmen.
Ich fehlt', um der Natur Gehör zu geben:

So schöner Schuld hab' ich mich nicht zu schämen.

— — — — — — — — — — —

So haben wir denn die Wahl, entweder zu glauben, was Monti uns hier einreden will, daß jenes Gedicht, dem er den Ruhm seiner Jugend verdankt, eine große Lüge war, oder daß er jetzt mit neuer geflissentlicher Lüge sich für einen Lügner bekennt und aus Feigheit sich fälschlich einer früheren Feigheit anklagt.

Die Entscheidung kann nicht zweifelhaft sein. Besäßen wir auch nicht in so manchem Briefe Monti's ein Zeugniß dafür, wie wenig es ihm, nachdem der erste Rausch der Neuheit verflogen, in der rothen Mütze geheuer war, so würde schon die unnatürliche Gespanntheit der Dichtungen dieser Periode uns beweisen, daß der Dichter sich mühsam in den bacchantischen Freiheitstaumel hineinerhitzen mußte. Oder was ist die folgende Hymne, die am Jahrestage von Ludwig's XVI. Tode im Jahre 1799 auf dem Scalatheater zu Mailand ge-

sungen wurde, was ist sie anders, als eine hochtönende Phrase, doppelt beklemmend und abstoßend für Den, der sich der betreffenden Parallelstellen in der Bassvilliana erinnert!

Der Tyrann ist gefallen! Erhebt euch
Aufathmend, geknechtete Völker!
Stolze Könige, bebt und ergebt euch,
Denn es stürzte der mächtigste Thron!
Ihn blitzten in Trümmer die Mächte
Der Freiheit, des Höchsten der Rechte,
Und der schändliche Meineid des zagen
Capetingers — er fand seinen Lohn.

Chor.

Stolze Könige, hört es: geschlagen
Hat die Stunde der Züchtigung schon.

Tauch den Finger ins Blut des Verhaßten,
O du Frankreich, den Ketten entzogen:
Es ist Blut, aus den Adern gesogen
Deiner Söhne, durch Capet's Betrug.
In dies Blut, eh die Trommeln erklingen,
Sollt ihr tauchen, ihr Bürger, die Klingen,
Denn den Sieg trägt im Kampfe von dannen
Nur das Schwert, das die Könige schlug.

Chor.

Steigt vom Thron, all ihr grimmen Tyrannen,
Denn die Welt sah der Knechtschaft genug.

Du der Seelen geheimstes Verlangen,
O du Freiheit, dem Himmel entsprossen,
Kommst du endlich, die Welt zu umfangen,
Die so lang schon hernieder dich lud?
Doch du kannst ja nur wurzeln und wohnen
Zwischen Scherben zerschmetterter Kronen,

Und es tränkt dich kein friedliches Thauen,
Nur der Sturm und der Könige Blut.

Chor.

Stolze Könige, könnt ihr noch trauen
Einer Macht, die auf Freveln beruht?

— — — — — — — — — — —

Du der Seelen geheimstes Verlangen,
O du Freiheit, dem Himmel entsprossen,
Selbst die Ufer des Nil, sie empfangen
Mit Entzücken dein segnendes Licht.
Und auch Asien, dein sich zu trösten,
Ruft zu Hülfe der Sterblichen Größten:
Bonaparte, der Freiheit Erretter,
Der des Jupiter Scepter zerbricht.

Chor.

Bonaparte's Rivalen sind Götter,
Denn auf Erden erstehn sie ihm nicht.

— — — — — — — — — — —

Aber der schnöde Undank gegen die Gönner und Förderer seiner Jugend blieb nicht ohne Sühne. In demselben Jahr, wo der unglückliche Pius VI. nach allen Unwürdigkeiten, mit denen man ihn dennoch nicht zu beugen vermocht hatte, zu Valence starb, ohne daß Monti den Muth gefunden hätte, diese Reise des greisen „apostolischen Pilgers“ zu besingen, wie er die frühere besungen hatte, brach auch über ihn das Unglück herein. Als Suworow in die Lombardei eindrang, flüchtete Monti, der eben erst Parini's Lehrstuhl der schönen Wissenschaften an der Brera erhalten, nachdem er sich zu politischen Geschäften untauglich bewiesen hatte. Er reis'te von Krankheit und Armuth gedrückt den Seinigen voraus nach Paris; und er selbst erzählt, wie er in den Ebenen Savoyens die abgefallenen Früchte auflas, um seinen Hunger zu stillen, und oft

auf einem Stein niedersaß, um nach Italien hinüberzuschauen und zu weinen.

Er hatte wohl Grund zu trauern. Denn er ging in Paris nur neuen Demüthigungen entgegen. Trotz all seiner gewaltsamen Bemühungen, sich als einen glühenden Anhänger Napoleon's darzustellen, hielt man ihn für fähig, ein Lobgedicht auf Suworow geschrieben zu haben, und zog seine Ernennung zum Professor der italienischen Literatur am Collège de France wieder zurück. Als er es darauf wagte, in einer großen Dichtung den Tod seines Freundes, des berühmten Mathematikers und Dichters Lorenzo Mascheroni, zu feiern und darin die Leiden seines Vaterlandes zu beklagen, ward ihm befohlen, das Gedicht nicht zu vollenden, und er gehorchte. Aus Italien mußte er sich die Mittel schicken lassen, um seine Pariser Schulden zu bezahlen und die Rückreise im Jahr 1800 zu bestreiten. Noch einmal aber mag ihn der neue Ruhm, den Napoleon inzwischen in Italien davongetragen, geblendet haben, und das berühmte Gedicht Bella Italia, amate sponde ist wieder von einem Hauch der Wahrheit durchweht, der in seinen republikanischen Versen gänzlich vermißt wird.

Und so seh' ich doch dich wieder,
Mein Italien, theures Land!
Zittern fühl' ich Herz und Glieder,
Von Entzücken übermannt.

Deine Schönheit, die dir immer
Bittrer Quell der Thränen war,
Gab dich in die Knechtschaft grimmer
Fremder Freier ganz und gar.

Doch ein täuschend eitles Hoffen
Stachelte die Kön'ge nur.
Nicht für die Barbaren offen
Steht der Garten der Natur.

Rettend naht von Libyens Meere
Bonaparte dir in Eil',

Sieht in deinem Aug die Zähre,
Sieht's und zückt den Donnerkeil.

Eines Heerzugs dumpfes Schallen
Hört erstaunt der Alpen Kranz,
Und des ew'gen Eises Hallen
Lodern hell von Waffenglanz.

So in blitzesraschem Zuge
Kommt der Held — man hört ihn nicht;
Vorzueilen seinem Fluge
Thut die Fama selbst Verzicht.

Auf Marengo's Blachgefilden
Dampft es auf von Feindesblut,
Und erschrocken vor dem wilden
Schlachtgetös' enteilt die Flut.

Ja, der Feind, ins Herz getroffen,
Schläft nun in Marengo's Flur:
Nicht für die Barbaren offen
Steht der Garten der Natur.

Und so seh' ich doch dich wieder,
Mein Italien, theures Land!
Mir erzittern Herz und Glieder,
Von Entzücken übermannt.

Stürze dich ins Meer behende,
Der du Herr der Ströme bist;
Sag der Adria, zu Ende
Sei noch nicht der große Zwist.

Sprich: der fränkische Gott des Krieges
Stieß den Speer noch nicht ins Land.
Sprich: der Freiheit und des Sieges
Loose ruhn in seiner Hand.

Freiheit, o du Quell der Ehre,
Alles Muthes sichrer Grund,
Erstes Heil der Welt, o kehre
Hoch die Stirn zum Himmelsrund!

Dieser Lorbeer soll dich kränzen,
Den das Vaterland dir bot.
Noch vom Blut Desaix' erglänzen
Seine Blätter feucht und roth.

Weinend auf die Zweige starrte
Frankreich, da sein Auge brach.
Nicht beweint' ihn Bonaparte,
Doch voll Neid seufzt' er ihm nach.

Hehrer Schatten, mag dich trösten
Dieser Seufzer, dieser Neid.
Wer beklagt wird von den Größten,
Hat gelebt für alle Zeit.

Sieh auf steilen Alpenwegen
All die Deinen gramerfüllt
Das Gebein zur Ruhe legen,
Das dein großes Herz umhüllt.

Schonend mit gesenkten Schwingen
Wird die Zeit vorübergehn,
Stürme werden es umringen,
Doch dein Grabmal bleibet stehn.

In der Felsschlucht, auf den Matten
Hoch ob aller Wolken Bahn
Wird sich dir der finstre Schatten
Hannibal's zur Zwiesprach nahn;

Wird dich fragen nach dem Zweiten,
Der die Alpen kühn durchbrach.

Zeig ihm dann den Paß von Weiten
Und zum Stolzen sprich darnach:

An Verwegenheit und Schnelle
Wurdest du von ihm besiegt;
Laß ihm drum die erste Stelle,
Denn du gingst nur, und er fliegt.

Dich, Italiens Verheerer,
Traf nur Abscheu allerwärts;
Er, sein Retter, sein Verklärer,
Trägt davon des Landes Herz.

Du zu ew'gen Bürgerkämpfen
Rissest dein Carthago fort;
Er vermochte Zwist zu dämpfen
Durch sein Lächeln, durch sein Wort.

Neige deine schuld'ge Stirne
Ihm, dem Hort des Vaterlands,
Afrikaner: die Gestirne
Löschen aus vorm Sonnenglanz.

Die Freude des Wiedersehens war nur kurz. Der Dichter konnte sich über die Hoffnungslosigkeit der italienischen Zustände nicht mehr täuschen, und wir sehen aus seinen Briefen, wie die Reue ihn heimsucht. „Nichtsdestoweniger," schreibt er einmal, „hat die Gewohnheit, einen Mann zu loben, der bis dahin mir der Größte aller Sterblichen schien, mich zu neuem Lobe verleitet und mich der furchtbaren Uebel vergessen machen, die wir durch seine Generale erduldet haben. . . . . Doch giebt es Augenblicke, in denen ich wünschte, ein Thier zu sein, das brütend wiederkäut. Ich würde endlich zur Schlachtbank gehen müssen, aber ich hätte doch wenigstens nicht den andern Henker mir zur Seite, die Vernunft." Er hat sagen wollen: das Gewissen.

Jene ihm selber unbequeme Gewohnheit, Napoleon zu loben, ist ihm vierzehn Jahre treu geblieben. Und man muß

es ihm nachsagen, daß er für sein Amt als Hofpoet, zu dem späterhin das eines Historiographen des Königreichs Italien hinzukam, alle erforderlichen Talente in hohem Grade besaß. Um eine Steigerung des Lobes, wie sie der steigende Glanz der napoleonischen Herrschaft nöthig machte, war er niemals verlegen, und die antike Mythologie, zu der er seine Zuflucht nahm, weil es ihm in der Sphäre der Dante'schen Phantasie nicht mehr behagen konnte, vielleicht auch nur um seine Poesie mit dem Stil des Kaiserthums in Einklang zu bringen, bot ihm einen unerschöpflichen Vorrath von Bildern, seine Hymnen damit auszustatten. Nachdem der ‚buon Titano' Prometheus verbraucht war und auch der Gott des Krieges und sein Bruder, der Erderschütterer Poseidon, für die Parallele mit dem Weltbeherrscher zu dürftig erschienen, mußte Zeus, der Vater der Menschen und Götter, eine gute Weile sich herbeilassen, Napoleon seinen Adler zu leihen und die Locken, deren Wehen den Olymp erschütterte. So ist z. B. die Ode auf die Vermählung mit Marie Luise nichts anderes als eine Schilderung von Jupiters Hochzeit mit der Juno, nachdem er sich von seiner ersten Gemahlin, der Themis, geschieden hatte. Aber auch Zeus war auf die Länge der Ehre nicht würdig, mit Napoleon in Vergleich gezogen zu werden. In dem geschmacklosesten nnd nebelhaftesten dieser Gedichte, „die politische Palingenesie", feiert Monti seinen Helden unter dem Bilde der Weltseele. Aus dem politischen Chaos, in welchem das räuberische Scheusal England alle anderen Mächte zu verschlingen droht, erhebt sich als Retter auf einem diamantnen Thron eine Art Gottheit, die ihren belebenden Odem in alle Wesen strömen läßt. Die Hohlheit und poetische Nichtigkeit dieser apokalyptischen Phantasmagorie erweckt nur das tiefste Bedauern über solche Verirrung eines solchen Talents. Alles warme Blut, alles Feuer der Seele ist aus diesen Haupt- und Staatspoemen verschwunden, und wo einmal menschliche Figuren auftreten, wie in dem „Barden des Schwarzwaldes", der u. A. die Einnahme der Festung Ulm poetisch verherrlicht, sind sie durch ihre verblasene Sentimentalität vollends unerträglich.

Napoleon fiel, und Monti's Prometheus, der Fragment

geblieben war, hätte wohl einen Schluß erhalten können, von dem der Dichter sich beim Beginn des Fragments nichts träumen ließ: der ‚buon Titano‘ ward an den einsamen Felsen gekettet, wo ihm ein Geier an der Leber fraß. Aber der Historiograph des Königreichs Italien hatte andere Dinge zu thun. Als nach der Restauration die lombardischen Provinzen dem Erzherzog Johann huldigten, dichtete Monti auf höheren Befehl die Cantate il mistico omaggio, die am 15. Mai 1815 im Theater della Scala zu Mailand aufgeführt wurde. „Es wird Ihnen lieb sein zu hören,“ schreibt er darüber an einen Freund, „daß der Erzherzog in Gegenwart aller Mitglieder des Instituts meiner Cantate ein sehr schmeichelhaftes Lob gespendet hat, indem er unter Anderm sagte: Sie haben nützliche Wahrheiten ausgesprochen, die mir außerordentlich gefallen haben und allen Fürsten, besonders in diesen Zeiten, gefallen müssen. Dies ist die Sprache, die der Kaiser gern hört. Diese Worte, mit Nachdruck geäußert, sind denn auch schon in aller Leute Mund.“ — — — Und als Franz I. im Jahre darauf selbst nach Italien kam, verfaßte Monti ein neues Huldigungsgedicht, die Rückkehr Asträa's; denn die Mythologie war geduldig. Dies aber war das letzte Mal, daß man seine poetische Gefälligkeit in Anspruch nahm. Er sollte dem neuen Régime noch auf einem ganz anderen Felde gute Dienste leisten.

Schon unter Napoleon hatte er in der Beschäftigung mit den Klassikern und Dante Trost gesucht gegen die Drangsal der Zeit und seines eignen Herzens. Eine vollständige Uebersetzung der Ilias in reimlosen fünffüßigen Jamben war eine der schönsten Früchte dieser Studien. Aber sein eigentlicher philologischer Beruf kam hier noch nicht ins Spiel, denn er verstand nicht einmal Griechisch und mußte sich, was den Text betraf, auf seine gelehrteren Freunde verlassen. (Sein Rival Foscolo nennt ihn Gran traduttor dei tradutor d'Omero.) Desto glänzender zeigte sich sein Scharfsinn, seine Belesenheit in der italienischen Philologie. Wer es weiß, mit welcher Leidenschaft der Italiener an seiner Sprache hängt, wird es begreiflich finden, daß die Verdienste, die sich Monti auf diesem Felde erwarb, in seinem Vaterlande ein gut Theil seiner Cha-

raktersünden aufwiegen konnten. Und die österreichische Regierung wußte dies sehr wohl. Sie wußte, daß nichts geeigneter sei, den Geist der Politik, den die Stürme der letzten zwanzig Jahre in Italien wach gerüttelt hatten, wieder zu bannen, als die Entzündung eines Streits um die Sprache. Monti hatte sich längst in Opposition gebracht zu der berühmten Akademie der Crusca in Florenz, die sich in ihrem Wörterbuch als oberste Instanz in allen kritischen Sprachfällen geberdete. Nun erhielt er den Auftrag, mit offenem Angriff gegen die angemaßte Alleinherrschaft des toscanischen Sprachgenius aufzutreten, und augenblicklich entbrannte eine Fehde, deren Ungestüm die Leidenschaftlichkeit politischer Parteiungen fast überbot. Sehen wir davon ab, daß Monti auch hier auf höheren Befehl arbeitete, so müssen wir den unerschöpflichen Witz, die Grazie seines Hohns, die Lebendigkeit, mit der er die trockensten Materien zu bewältigen wußte, immer von Neuem anstaunen. Nicht die gelungenste Komödie ist anmuthiger zu lesen als diese Gespräche, in welchen die Vocabeln, die im Wörterbuch fehlen, weil sie nicht gerade toscanisch sind, mit der drolligsten Personification gegen die Verfasser des Wörterbuchs Beschwerde führen, oder einige der stilistischen Autoritäten des 14. Jahrhunderts aus der Unterwelt heraufsteigen, um über das Unwesen, das mit ihnen getrieben wird, den Kopf zu schütteln. So vollendete Monti die Erneuerung der Sprache, die er in seinen Dichtungen begonnen, auch theoretisch durch grammatische und lexikalische Kritik.

Die letzten Jahre seines Lebens waren traurig genug, um als eine volle Buße für all seine Verirrungen gelten zu können. Er mußte den Gemahl seiner einzigen Tochter, seinen Kampfgenossen gegen die Crusca, den Grafen Giulio Perticari im besten Flor seiner Kraft begraben. Dürftigkeit und Krankheit suchten ihn heim, und hier bewährten sich die weiblichen Tugenden seines Naturells, Geduld und liebenswürdige Heiterkeit. Auch das ertrug er mit würdiger Resignation, daß die neue romantische Schule, die an die deutsche Literatur anknüpfte, mit der antiken Mythologie völlig brach und alle Traditionen, die ihm sein langes Leben hindurch heilig gewesen waren, bei-

seite schob. Ein Gedicht **sulla Mitologia**, eine Paraphrase des Schiller'schen „die Götter Griechenlands," war sein Abschied an die Musen. Er starb im Jahre 1827 zu Mailand, nachdem er noch vom Krankenbette aus gegen das ausgesprengte Gerücht, daß er bigott geworden sei, sich in der Zeitung hatte verwahren müssen.

Kaum wohl haben je zwei Zeitgenossen in entschiednerem Gegensatz sich gegenübergestanden, als die beiden Dichter, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts die literarische Bewegung in Italien beherrschten, Alfieri und Monti. Dort ein Talent, das seiner kargen Natur durch eine beispiellose Energie des Charakters einen reichen Gewinn abtrotzte, hier ein verschwenderisch ausgestatteter Geist, der durch den Mangel an sittlichem Halt sich selbst und die Nachwelt um die Freude an seinem Reichthum betrog. In seine Hand war es gelegt, ein Werk zu schaffen, wie es in aller Literaturgeschichte ohne Gleichen dagestanden hätte, die Chronik einer Zeit, die in aller Weltgeschichte ihres Gleichen nicht hat. Einem solchen Werk hätte man schon um seines Stoffes willen den unvermeidlichen Mangel an künstlerischer Einheit und die Fehler der Composition gern nachgesehen, ja selbst eine gewisse Ungleichheit der Betrachtung, die mit dem persönlichen Ausreifen des Dichters Hand in Hand gegangen wäre. Und alle Einseitigkeit des Urtheils, der ein Zeitgenosse nicht entrinnen kann, wäre theils durch die Frische des Miterlebens, theils durch redlichen Willen und Unabhängigkeit der Gesinnung aufgewogne worden. Aber freilich mußte der Dichter, der zum Dante *dieser* Zeit das Zeug haben sollte, aus noch härterem Holz geschnitzt sein, als jener, der in florentinischen Parteikämpfen das Schwert der Poesie geschwungen hatte. Dazu reichte der Zuschnitt eines Monti nicht aus. Während Dante's gewaltiges Gedicht Personen und Ereignisse der Vergessenheit entzogen hat, der sie ohne ihn sicher anheimgefallen wären, werden Monti's Werke nur durch die Unvergeßlichkeit der Thaten und Leiden, die sich in ihnen spiegeln, vor einem frühen Untergang geschützt. Denn jenes strenge Wort: „was nicht durch den Glauben geschieht, ist Sünde", mag in der sittlichen Welt zu hart befunden werden: — in der Welt der Kunst gilt es ohne Einschränkung.

Nachträge.

Die engen Grenzen, die dem öffentlichen Vortrage gesteckt waren, ließen keinen Raum für ein näheres Eingehen auf die einzelnen Dichtungen, wie sie in zwei Bänden der fünfbändigen Gesammtausgabe vorliegen.*) Wenige werden sich heutzutage überwinden, Schritt für Schritt dem Entwicklungsgange eines Talentes zu folgen, das in seinem ersten Aufschwunge sich zu glänzender Höhe erhob, um dann nach stetem Absinken, nur von Denen beklagt, die seine häuslichen Tugenden kannten, so traurig zu enden.

Und doch wird man von dem Umfang dieses Talentes keinen vollen Begriff erhalten, wenn man nicht wenigstens einen summarischen Ueberblick auch über diejenigen seiner Werke gewinnt, die, auf höheren Befehl entstanden, oft beim Wechsel der Zeitverhältnisse ins Stocken geriethen, fast immer aber für die seltene Gewandtheit des Dichters zeugen, dem sprödesten Thema wenigstens äußerlichen Glanz zu verleihen, wenn auch selbst seine reiche Phantasie nicht im Stande war, der invita Minerva ein wahrhaft lebendiges Gebilde abzulocken.

Zunächst jedoch wende ich mich den Tragödien zu, deren Betrachtung im Gegensatz zu Alfieri's Stil von allgemeinerem Interesse zu sein scheint. Auf der italienischen Bühne leben sie nicht fort, obwohl sie bei ihrem Erscheinen durch den Reiz der Sprache ihr strenges Vorbild verdunkelten. Monti selbst hielt viel von ihnen. Auf die Frage, welcher von beiden er den Vorzug gebe, antwortete er: Lobt mich in meinem Aristodemo, aber sucht mich selbst im Manfredi.

Der Aristodemo wurde im Jahre 1786 gedichtet, 1787 zum ersten Mal aufgeführt.

*) Prose e Poesie di Vincenzo Monti. Firenze. Felice le Monnier. 1847, mit dem Bilde Monti's von Bonaiuti und einem Facsimile, eingeleitet durch eine biographische Skizze von ungenanntem Verfasser. Als Ergänzung dazu der in Neapel 1851 erschienene Band: Opere inedite e rare di V. M. con note dell'abate Urbano Lampredi.

Die Scene ist ein Saal im Königsschloß zu Messene, im Hintergrunde ein Grabmal.

Akt I. (1) Der Spartaner Lisandro bringt nach Messene den von Sparta bewilligten Frieden und den Gefangenen die Freiheit. Unter diesen befindet sich Palamede, ein bejahrter Mann, dem die Haft leicht gewesen, da Cesira sie theilte, die sein Loos durch ihren Einfluß auf den König gemildert habe. Pal. erzählt, wie das Mädchen selbst Aristodemo's Schwermuth zu erheitern vermöge. Der frühe Verlust beider Töchter habe des Königs Gemüth verdüstert. Die ältere habe er selbst geopfert, als das delphische Orakel zur Abwehr gegen eine Pest gerathen, dem Pluto eine Jungfrau aus Aepytus' Geschlecht zu opfern, und Licisco, auf den das Loos gefallen, seine Tochter durch die Flucht dem drohenden Schicksal entzogen hatte. Da entschloß sich Aristodemo, freiwillig sein eignes Kind, die schöne Dirce, in den Tempel zu bringen, um das Vaterland zu retten. Die Mutter des Mädchens habe sich vor Schmerz getödtet, die zweite Tochter, Argia, sei als ein ganz kleines Kind, um vor den Kriegesschrecken geborgen zu bleiben, vom Vater unter Eumeo's Hut nach Argos geschickt, unterwegs von Spartanern überfallen und sammt den Wächtern erschlagen worden. Lisandro bekennt, daß er den Ueberfall ausgeführt habe, und deutet weitere Eröffnungen an, die durch (2) Cesira's Auftreten unterbrochen werden. Sie hat von dem Friedensschluß erfahren, und obwohl sie sich freut, ihren alten Vater Taltibio wiederzusehn, gesteht sie doch, daß ihr die Trennung von Aristodemo schwer falle.

(3) Gonippo, des Königs Vertrauter, meldet, daß Aristodemo nach einem heftigen Anfall melancholischer Wuth hieher komme, um das Licht zu genießen. Die Andern ziehen sich zurück, der Vertraute bleibt, und (4) Aristodemo tritt auf, tiefdüster. Heut zum ersten Mal eröffnet er sich dem treuen Alten, und wir erfahren, daß er Dirce nur geopfert, um so, da der erledigte Königsthron noch von zwei anderen Bewerbern erstrebt worden sei, die Volksgunst bei der Wahl auf sich zu lenken. Telamon, Dirce's Verlobter, habe sich ihm zu Füßen geworfen, um Gnade gefleht und ihm endlich gestanden, daß Dirce nicht mehr Jung=

frau sei, das Opfer also fruchtlos bleiben werde. Da habe ihn der Zorn und die Wuth über den ihm drohenden Schimpf übermannt, und er habe die Tochter im Schlafe selbst getödtet, hernach aber nelle fumanti viscere la colpa vergebens gesucht: Telamon hatte gelogen, um die Braut zu retten. Die Mutter sei dazugekommen und habe sich selbst den Tod gegeben; das Geheimniß aber hätten die Priester bewahrt und Alles so dargestellt, als sei das Opfer des Mädchens im Tempel feierlich dargebracht worden. — Seitdem verfolgten ihn Schatten. Gonippo tröstet ihn; die Götter würden durch so tiefe Reue gerührt werden. Er solle jetzt Messene den Frieden geben.

Arist. Dunque alla patria s'obbedisca. Andiamo!

Akt II. (1) Lisandro hat dem Palamede vertraut, daß Cesira die todtgeglaubte Argia sei. Auch Eumeo lebe noch, in einem Kerker Sparta's als Zeuge der Wahrheit aufbewahrt. Er (Lisandro) wolle sich Argia's gegen Aristodemo bedienen, den er hasst, weil ihm Vater und Brüder in diesem Kriege umgekommen sind. Palamede tadelt diesen Haß. Beide gehen, da (2) Gonippo und Cesira kommen. Zu ihnen (3) Aristodemo, der Gonippo fortschickt, den spartanischen Gesandten zu holen und (4) mit Cesira allein bleibt. Das Blut spricht, Beide erklären sich offen, wie sie an einander hängen. (5) Gonippo unterbricht die vertraute Scene mit der Meldung, der Gesandte warte. (6) Aristodemo rafft sich aus seiner Weichheit auf und hat (7) mit Lisandro eine lange Scene, in welcher der Friede beschlossen wird, nach weitläufigem Ueberwerfen, Versöhnen, Markten um die einzelnen Bedingungen.

Der ganze zweite Akt ist so gut wie müßig. Der Friedensschluß interessirt uns in seinen einzelnen Punkten sehr wenig, die Entdeckungen des Lisandro hätten im ersten Akt Raum genug gehabt, und auch Aristodemo's und Cesira's Scene konnte vor die 4te des 1. Akts verlegt werden. Im Einzelnen findet sich manches Schöne. Doch vermißt man hier an Aristodemo die dunkle Farbe der Schwermuth, in der er im 1. Akt auftrat.

Akt III. (1) Monolog Aristodemo's am Grabmal. Er will sterben, weil ihn der Schatten der Tochter ängstigt. (2) Go-

nippo kommt und redet ihm zu, sich an der Freude Messene's zu freuen. Den Gedanken, Cesira von ihrem Vater zu erbitten, weis't Arist. ab. Sie soll abreisen, ohne ihn noch einmal zu sehn. (3) Da Gonippo sich entfernt, tritt Cesira zu Aristodemo; düstere Abschiedsscene. (4) Sie bleibt tiefbetrübt allein zurück. (5) Lisandro und Palamede kommen, sie abzuholen. (6) Zu ihnen tritt Gonippo und spricht von dem verzweiflungsvollen Zustande des Königs. Cesira trägt ihm die letzten Scheidegrüße auf, Lisandro aber fühlt kein Erbarmen, obwohl Palamede ihm ins Gewissen redet. Sie scheiden. (7) Arist. tritt wieder zu Gonippo. Jetzt enthüllt er seinen Entschluß, diesen Tag nicht zu überleben, und schildert, da der Alte die üblichen Einwendungen macht, die Gesichte, die ihn ängsten, sehr drastisch. Er will zu seiner Tochter ins Grab, sie zu fragen, ob ein Verbrechen, das so tief und lange bereut worden, keine Verzeihung hoffen dürfe. Gonippo bittet ihn, das Schwert ihm auszuliefern. Er thut's, denn „sein Augenblick ist noch nicht gekommen", und tritt ein in das Grabmal.

Der Bau des Akts ist schleppend und innerlich lahm. Alles bleibt auf dem alten Fleck. Einzelne kräftige Schlagwendungen des Dialogs können den Mangel nicht bemänteln. Stagnirende Rührung und behaglich ausgebeutetes Grauen. Der Schluß ist eine Phrase, ein schlechter Nothbehelf, um das Stück nicht schon hier zu endigen.

Akt IV: (1) Cesira tritt auf, Palamede hat die Abreise zu verzögern gewusst. Sie will die Frist benutzen, um das Grab, wie sie sonst gepflegt, mit einem Kranz zu ehren; (2) da stürzt Aristodemo aus dem Monument heraus und fällt besinnungslos nieder. Das Gespenst wähnt er hinter sich, erkennt Cesira erst allmählich wieder, hat ferner kein Hehl vor ihr, daß er ein Verbrecher sei, und geht endlich ohne auf ihr Flehen zu achten hinaus, ein Schwert zu holen, um seinen Tod zu finden. Sie soll ihm nicht folgen. (3) Gonippo, der sich blicken läßt, wird von Cesira dem König nachgeschickt, um das Furchtbare zu verhüten. (4) Sie selbst sitzt tieferschüttert nieder, die Kniee tragen sie nicht mehr. (5) Da tritt Eumeo auf. Taltibio hat ihn im Sterben aus dem Kerker holen lassen

und ihm einen Brief eingehändigt, mit dem er in Messene Cesira aufsuchen soll. Sie nennt sich ihm und lies't in dem Brief, daß Taltibio nicht ihr wahrer Vater sei; den wahren werde ihr Lisandro nennen; ihm, Taltibio, verbiete es ein Schwur.(!) (6) Lisandro und Palamede kommen wie gerufen dazu, Lisandro will erst leugnen, bekennt aber bald, daß sie die todtgeglaubte Argia sei, und nachdem diese ihn mit verdienten Schmähungen bedeckt und fortgeeilt ist, Aristodemo zu suchen, seinen Kummer in Jubel zu verwandeln, (7) machen Lisandro und Palamedes sich aus dem Staube, der letztere sehr getröstet

che coll' amico
Non ho tradito l'onor mio, nè porto
Meco il rimorso d'un silenzio ingiusto.

Akt V. (1) Gonippo, dann Argia, vergebens den König suchend. Sie schickt den Alten wieder fort, nach Aristodemo zu forschen, und (2) betritt selbst das Grabmal, ob er dort vielleicht sich verborgen habe. (3) Aristodemo tritt auf, mit einem Schwert. Jetzt hört er ein Geräusch im Mausoleum, meint, der Schatten nahe, ihn zum Tode anzutreiben, und ersticht sich. (4) Argia, Gonippo, Eumeo kommen dazu. Letzte, bittre Erkennungsscene. Argia will ihn besänftigen, da er die grausamen Götter verwünscht. Er aber stirbt in voller Aufregung, unversöhnt, im Todeskampfe die gemordete Tochter schauend.

. . e dite ai regi,
Che mal si compra co' delitti il soglio
E ch' io morii . . . .
Gonippo. Qual morte! Egli spirò.

Fünf Akte Gewissensqualen eines Tochtermörders, der vor dem Tode, den er sich selbst gegeben, zu mehrerer Buße noch eine verloren geglaubte Tochter wiederfindet, — das der Inhalt dieses dramatischen Erstlings. Alle Nebenfiguren sind in ihrer Kühlheit und Unthätigkeit eben so langweilig, wie Aristodemo in seiner Melancholie monoton und undramatisch. Die ironische Nemesis, die ihn im 5. Akt ereilt, ist nicht einmal

wirksam benutzt, um einen Conflict in seine Seele zu werfen. — Bei aller Dürre der Handlung, allem Mangel an echter Tragik zieht jedoch stellenweise die Fülle der Bilder und die farbigreine Darstellung an. Gegen Alfieri gehalten, tritt das sinnliche Element des Stils stärker hervor, freilich auch in einiger Zerflossenheit. Ein eigentlicher Dramatiker blickt nirgends hervor. Denn auch die Operneffecte mit dem Grabmal haben keine tiefere Wirkung. Daß es im letzten Akt die lebende Tochter sein muß, die dem Vater das Schwert in die Hand drängt, dadurch daß sie sich hinter dem Grabmal bewegt, ist eine künstliche Veranstaltung, deren Absichtlichkeit verstimmt. — Eumeo erscheint als purer servus ex machina, Palamede als ein müßiger Gesell, der wohl anders hätte auftreten können. Was Lisandro eigentlich bezweckt, warum er Aristodemo so empfindlich wehthun will, ist nirgend zu verstehen. Gonippo ein banaler Vertrauter. Cesira ein gutes Kind.

In seinem eignen Esame critico, 1788 verfaßt, tadelt Monti zuerst die schwache Motivirung der ganzen Cesira-Intrigue Lisandro's. Wie soll Eumeo diesem als testimon del vero dienen, wenn er fern von dem Mädchen im Kerker liegt? Es zeige sich nachher, daß er ohne sie zu erkennen mit Argia von Argia spricht. Lisandro's Gründe nennt er frivole e disonoranti. Ferner tadelt er das Arrangement bei Gelegenheit der Friedensunterhandlung. Der Stärkere dürfe doch nicht zu dem Schwächeren kommen. Vor den Ephoren müsse der Frieden geschlossen werden.

Er rügt, daß im IV. Akt. Sc. 2 Cesira dem Gonippo nicht nachstürzt, um Aristodemo selbst vom Tode abzuhalten. „Um es ehrlich zu gestehen: das trostlose Mädchen würde es gewiß gethan haben, aber der Dichter erlaubte es ihr nicht, weil sie den Brief und Eumeo sehen sollte".

Eumeo sei ein wenig weltschweifig und erzähle all seine Schicksale, ehe er danach gefragt worden.

Trotz alledem habe das Stück guten Erfolg gehabt auf dem Theater zu Parma.

Im 5. Akt wird Gonippo's Nachlässigkeit getadelt, der den König aus den Augen lasse, damit dieser sich tödten könne.

(Den hier folgenden Ausfall gegen den erbarmungslosen Kritiker hätte der stolze Alfieri niemals über die Feder gebracht.)

Die Kürze des 5. Akts, einige mangelhafte Motivirungen werden getadelt. Den Scenenwechsel im 2. Akt rechtfertigt Monti damit, daß Aristodemo nicht wohl eine Audienz bei dem Mausoleum geben konnte.

Nach diesen Ausstellungen an der Führung der Fabel kommt Monti auf die Fehler der Fabel selbst. Ennio Quirino Visconti sagte ihm nach dem ersten Vorlesen des Stücks ins Ohr: deine Tragödie hat keine Katastrophe. Das Erkennen der Cesira will Visconti nicht als Katastrophe gelten lassen, weil die Wandlung, die diese Erkennung bewirkt, nur im Gemüth des Zuschauers hervorgebracht werde. — Monti hat dadurch zu helfen gesucht, daß er den Gedanken an den Selbstmord erst im 3. Akt (nicht, wie in der ersten Fassung, vom ersten an) in Aristodemo auftauchen lässt. Erst der Verlust Cesira's reift ihn. Man schöpft Hoffnung, als sie zurückkehrt; diese wird vereitelt, und somit sei eine entschiedene fortschreitende Katastrophe zu Stande gebracht. Uebrigens bleibe Aristodemo freilich ein Unglücklicher, der nie aufhöre, es zu sein. So aber sei es auch in der Antigone und Ottavia Alfieri's. — In einer Anmerkung bestreitet Monti den Satz des Aristoteles, daß die vollkommenste Art der Katastrophe der Umschlag vom Glück zum Unglück sei. Er meint, die Menschen seien zu neidisch, um sich für einen Glücklichen zn interessiren, und das Mitleid mit dem späteren Unglück sei genug. Sei der Held von Anfang an unglücklich, selbst schuldig, so rühre er uns darum um so mehr, weil egli non è venuto ad insultarmi prima coll' aspetto della vua prosperità — „weil er mich nicht zuerst beleidigt hat durch den Anblick seines Glückes". (!)

Gegen den Vorwurf zu großer Einfachheit der Handlung und des Mangels an Theatereffecten vertheidigt er sich entschieden, aber sehr äußerlich (S. 117 oben). Er appellirt an den Beifall, den das Stück selbst in Rom vor jenen Römern, „die sich so geschwind langweilen, nichts bewundern und niemals schmeicheln", gefunden habe, Dank den pathetischen und

schlagenden Scenen, die all seine Fehler aufwögen. Den Stil habe ihm Niemand getadelt. „Mehr als einmal fühlte ich mich selbst gerührt, während ich das Stück dichtete." Zum Schluß stellt Monti zwölf Sätze zum Tröst und Trutz der Poeten gegen die Kritik auf, worin u. A. behauptet wird, daß man ein Werk des Gefühls nicht mit dem Verstande beurtheilen dürfe, und ähnliche. Eine kleinliche, eitle, lyrische Gereiztheit spricht aus diesen Blättern, die das ganze Leben des Dichters erklären hilft.

Weit bedeutender ist die zweite Tragödie, Galeotto Manfredi, vom J. 1788, mit dem Motto: Vestigia graeca Ausus deserere, et celebrare domestica facta. Horat.

Macchiavelli erzählt im 8. Buch der Istorie Fiorentine, daß die Tochter Giovanni Bentivogli's, des Fürsten von Bologna, ihren Gemahl Galeotto, Herrn von Faenza, umbrachte, den sie, sei es aus Eifersucht, oder weil sie von ihrem Gatten schlecht behandelt wurde, oder aus angeborner Bosheit haßte.

Monti griff die Eifersucht heraus, ließ alle historischen Umstände beiseit und schrieb das Stück auf den Wunsch einer liebenswürdigen Dame, die ein fatto domestico dramatisch behandelt zu sehn wünschte.

Akt I. u. II. Galeotto Manfredi hat sich einer verwais'ten Jungfrau, Elisa, angenommen, deren Vater vom Herrn von Ferrara um falschen Verdacht getödtet worden ist. Die Familie flüchtete

> E di disagio (sagt Elisa) mi morì per via
> L'inconsolabil madre, ed altra pompa,
> Altro di tomba onor, lassa! non ebbe
> Che una bara campestre e pochi fiori
> E poca terra e della figlia il pianto.

Das Mädchen, von Dankbarkeit zur Liebe fortgerissen, lebt an seinem Hof und hat ihm ebenfalls eine Leidenschaft eingeflößt. Manfredi's Geheimniß kennt nur ein treuer Hofmann, Ubaldo degli Accarisi, der es durch ernste Mahnungen endlich über den Fürsten gewinnt, sich von Elisa zu trennen. In dem

Augenblick aber, da die Liebenden eben die letzten Abschieds-grüße in Ubaldo's Gegenwart tauschen, sich noch einmal offen ihre Neigung bekennend, erscheint Matilde, von dem Jago des Stückes, Zambrino, der alle Intriguen in Händen hat, hereingeführt; es kommt zu einem heftigen Bruch zwischen den Gatten, Elisa flieht, — Zambrino genießt seines Triumphes ohne Zeuge zu sein.

Akt III. Der treue Ubaldo jedoch vermittelt eine Versöhnung. Matilde liebt ihren Gemahl und kann den Gedanken der Scheidung nicht ertragen. Er selbst ist als ein edler Mensch gehalten, den die Pflicht von seiner leidenschaftlichen Verirrung zurückruft. Elisa soll Faenza verlassen und erscheint selbst, von Matilde in der Aufwallung ihrer neuen Glückshoffnung umarmt und zu Gnaden angenommen. Schon aber blickt durch, daß Manfredi das Gefühl für sie nicht erstickt, nur betäubt habe, und daß Matilde jedem Verdachte zugänglich ist. Darauf baut Zambrino sein Spiel. Er hasst Ubaldo, der ihm bei jeder Gelegenheit die offenste Verachtung zeigt, hasst den Fürsten, weil er Ubaldo Einfluß gönnt, trachtet selbst nach dem Regiment in Faenza und beeilt sich, im Vertrauen auf die Gunst, die er bei Matilden genießt, den Frieden neu zu zerrütten.

Akt IV. Er hat durch einen gewissen Rigo dem Fürsten ein Blatt in den Weg werfen lassen, das ihn dunkel warnt vor einem Anschlag auf Elisa's Leben. Manfredi argwohnt eine Rache seiner Gattin und begegnet dieser von Neuem kalt. Matilde, dadurch heftig aufgeregt, wendet sich an Zambrino, der ihr in der meisterhaften 3. Scene des 4. Akts die schwärzesten Gedanken ins Herz streut. Während sie schon entschlossen ist, Elisa nun wirklich aus dem Wege zu räumen, kommt Manfredi mit dem verhängnißvollen Blatt dazu; aber Matilde hört ihn nicht an und geht. Darauf kommt es zwischen Zambrino und Ubaldo zu einer heftigen Scene, da Ubaldo die Fürstin in Schutz nimmt und alle Tücke dem Zambrino in die Schuhe schiebt, den er in Gegenwart des Fürsten fordert. Manfredi glaubt nun auch seinerseits, daß Zambrino zu viel geschehen sei, ereifert sich gegen Ubaldo und verbannt ihn von seinem

Hof, indem er zugleich dem Zambrino jedes Wort mit Matilden verbietet. Dieser erkennt, daß er trotz Ubaldo's Entfernung nicht sicher stehe, und ist zum Aeußersten entschlossen.

Akt V. In der Nacht, in welcher Elisa auf des Fürsten Befehl Faenza verlassen sollte, muß Rigo diesem die Nachricht von Elisa's Trostlosigkeit bringen. Während Manfredi zu ihr geht, tritt Zambrino zu Rigo und schickt ihn aus, Ubaldo zu tödten, den Vertrauten in der Stadt das Signal zur offenen Empörung zu bringen und sich der Burg zu bemächtigen. Matilde kommt zu ihm, er reizt sie zur wildesten Leidenschaft durch die Vorspiegelung, Manfredi habe sich zu Elisa geschlichen und sich mit ihr eingeschlossen, da er sie heirathen und Matilde verstoßen wolle, die ihm keinen Erben geboren. In dem Augenblick, wo das verzweifelnde Weib mit dem tückischen Rathgeber hinaus will, beide mit blankem Stahl, um Manfredi zu tödten, erscheint dieser mit Elisa, die er eben auf die Reise hinausbegleiten will, um Alles zwischen sich und der Gattin zu schlichten. Matilde's und Zambrino's Dolche durchbohren ihn. Ubaldo, den Manfredi noch in der Nacht zurückgerufen hat, fällt der rasenden Matilde in den Arm, als sie sich auch auf Elisa werfen will, Manfredi aber entreißt, ehe er hinsinkt, Zambrino den Dolch und stößt den Tückischen nieder, der mit teuflischer Schadenfreude, ehe er fortgeschleppt wird, bekennt, daß Manfredi wie Matilde von ihm betrogen worden, Manfredi schuldlos sterbe, und daß es ihn nur reue, nicht Alle in sein Verderben mit hinabziehn zu können. Manfredi vertraut sterbend seine Gattin, die tiefgebrochen den Tod von ihm erfleht, dem treuen Ubaldo, die Nebenbuhlerinnen sinken sich in die Arme, und Manfredi stirbt.

Eine realistischere Farbe sowohl des Stils als der Handlung ist nicht zu verkennen. Die Charaktere sind scharf umrissen, die Verwicklung freilich intriguenhaft äußerlich, aber immer ins Innere zurückschlagend. Einige Momente von großer Spannkraft, einige Scenen von wahrhaft dichterischer Schönheit, so besonders Elisa's rückhaltloses Liebesgeständniß im 2. Akt, obwohl sie die Verletzung der Pflicht nicht in Ab-

rede stellt; die Streitscene zwischen Ubaldo und Zambrino im 4. Akt, die Nachtstimmung im Beginn des fünften.

Alle Figuren haben ein weit eigenartigeres Gepräge als im Aristodemo. Es ist ein großer Schritt zum Charakterstück geschehen und eine glückliche Mischung des Erhabenen und Individuellen erreicht. Shakespeare's Einfluß (Othello) ist unverkennbar; wir hören nicht mehr die lyrische Cantilene Maffei's, noch ihren Gegensatz, die nüchterne, herbe und magere Rede Alfieri's, sondern Sinnliches und Geistiges zeigt sich in lebendigem Gleichgewicht verbunden.

Bald nach diesem Stück entwarf Monti den Plan eines dritten, den er jedoch erst nach zwölfjähriger Pause, im Jahr 1800, während seines Aufenthalts in Paris ausführte: den Caio Gracco. Das Stück steht in der Reihe seiner Werke ganz gegen Monti's Gewohnheit ohne Vor- und Nachwort, wir wissen auch von anderer Seite Nichts über irgend welche äußere oder innere Antriebe zu dieser Dichtung, Nichts über ihre Aufnahme und ob eine Bühne sich gefunden habe, den Versuch damit zu wagen. Ein Wagniß wäre es in jedem Betracht gewesen, theils wegen der politischen Bedenken, die ein republikanisches Trauerspiel des napoleonischen Hofpoeten erregen musste, theils wegen der Volksscenen, die in ungewöhnlicher Breite sich zwischen die nach Alfieri'schem Muster componirten Einzelscenen schieben. Im Ganzen aber ist der Einfluß der Alfieri'schen Römerstücke weit geringer, als das sichtbare Streben des Dichters, zu zeigen, was er von Shakespeare gelernt. Zwar begegnen wir in der 7. Scene des 2. Akts einer Stelle, die als eine unmittelbare Anlehnung an das berühmte Finale des 2. Akts von Alfieri's Filippo erscheint. Bei Monti sagt

Opimio. Notasti?
Druso. Notai.
Opimio. Vedesti quel pallor?
Druso. Lo vidi.

Wem fiele nicht sofort Alfieri's noch lakonischeres: Udisti?

— Udii. — Vedesti? — Io vidi! — ein! Im Uebrigen strömt Monti's Dialog auch hier in dem gewohnten vollen und leichten Flusse dahin, und an Alfieri erinnert nur das abstracte Pathos, die in Sentenzen sich entladende Freiheitsliebe des Helden, die sich jedoch mehr in Gesinnungsäußerungen als in energischem Handeln bewährt. Und dies ist das Grundgebrechen, an welchem das Stück leidet. Ein Gracchus, der nur darum aus Carthago hastig nach Rom zurückkehrt, um hier zu declamiren, der siegreichen Patricierpartei seinen Haß offen ins Gesicht zu schleudern und endlich waffenlos, nur armato coll' usbergo del sentirsi puro unter das über den Mord des Scipio Aemilianus wüthende Volk zu gehen, damit er seine Ehre rette und seine Unschuld an diesem Verbrechen betheure, ein Gracchus, der hinter seiner Mutter an Thatkraft und politischer Einsicht weit zurücksteht und, nachdem er sich aus dem Kampf der Plebs mit den Truppen des Senats durch die Flucht in den geheiligten Hain der Furien gerettet hat, die Achtung seiner Mutter nur dadurch wiedergewinnt, daß er sich in das von ihr dargereichte Schwert stürzt, — ein solcher sonderbarer Schwärmer mochte ein Held nach dem Herzen Monti's, des Schönredners, sein: vor einem politisch aufgeregten Publikum konnte er schwerlich Gnade finden. So blieb denn auch die bedeutsame Neuerung der großen, nach dem Vorbilde von Shakespeare's Cäsar aufgebauten beiden Volksscenen ohne Einfluß auf die italienische Bühne, die sich doch vielleicht später des spurlos vorübergegangenen Stückes bemächtigt hätte, wenn der Dichter, bei allen Mängeln der Anlage, wenigstens in der Characteristik auf dem Wege, den er im Galeotto Manfredi betreten, rüstig fortgeschritten wäre. Doch nur die Frauen, Cornelia und Licinia, haben menschlich interessante Physiognomieen. Die Männer sind die conventionellen Masken der üblichen Römerstücke.

Mich hat bei diesem Stück an vielen Stellen der Verdacht beschlichen, der Dichter habe damit gleichsam eine Beschwichtigung seines eignen Gewissens gegenüber den Vorwürfen der Servilität und des feigen Erfolganbetens versucht und späterhin dies Zeugniß, das er seiner innersten unabhängigen Gesinnung ausgestellt, doch nicht geltend zu machen gewagt. Jedenfalls

beweis't dies so spät nachzügelnde dritte Drama, daß Monti mit seinem beispiellosen Talent künstlerischen Anempfindens auch auf diesem Gebiete sich bald aller wirksamen Mittel zu bemächtigen verstand, ja dieselben noch erheblich erweiterte, und dennoch weder ein geborener Dramatiker war, noch einen Funken jener sittlichen Energie besaß, durch welche es dem so ungleich minder begabten Alfieri gelang, die dramatische Form zum Gefäß seines leidenschaftlich bewegten Denkens und Fühlens zu machen.

Hier mag der Bericht über eine erzählende Dichtung eingeschaltet werden, die in die Gesammtausgabe von 1847 nicht aufgenommen wurde und sich erst in dem von Urbano Lampredi veröffentlichten Nachtragsbande (Neapel 1851) findet: La Feroniade. Das Gedicht, drei Gesänge in versi sciolti, war eines jener mythologischen epischen Gedichte, deren weite, keinem festen Gesetz unterworfene Form Monti so bequem war, daß er sich häufig ihrer bediente. Es war ihm besonders lieb und wurde beständig von ihm gepflegt, von der ersten Zeit im Hause Braschi an bis in seine letzten Jahre.

I lunghi affanni ed il perduto regno
Di Feronia dirò, Diva latina . . .

Die Muse wird mit deutlichem Anklang an den Eingang der Ilias angerufen, wenn der Dichter durch die Uebersetzung der Ilias sich einiges Verdienst erworben habe, zum Lohn dafür auf dies Gedicht einen Tropfen Nektars aus der Mäonischen Quelle zu sprengen.*)

Die Nymphe Feronia lebt am Circeischen Gestade (am Cap Circello) und beschäftigt sich mit der Cultur fremder Blumen, Rosen von Damascus, Veilchen u. s. w.; auch die Blume Moly ist darunter: ein parlante emblema

Del cui velo copría l'antico senno
La temperanza, che de' turpi affetti
Doma il poter.

---

*) Der Eingang ist wohl erst später hinzugedichtet, oder die Anspielung auf die Uebersetzung nachträglich eingeflochten worden.

— eine erschreckend prosaische Ausdeutung des naiven homerischen Märchenzuges! — Weder Götter noch Menschen können sie zur Ehe bewegen. Da überlistet sie Zeus in der Maske eines Knaben (Giove imberbe), macht sie unsterblich, lässt eine Quelle entspringen, die nach ihr heißt, und die Bewohner Latiums verehren sie als ihre Göttin, wie auch die Himmlischen, Bacchus und Ceres an der Spitze, ihr huldigen. Auf hundert Altären wird ihr geopfert,

e ne godea
Il Tonante amator, che stanco e carco
Delle cure del mondo, a serenarle
Scendea sovente ne' segreti amplessi
Della diva fanciulla. Un aureo nembo
Li copriva, e oziosa al sole aprico
Col rostro della folgore ministro
L'aquila sacra si pulía le piume ꝛc.*)

Deß freute sich
Der Donnrer, der sie liebte, und der Last
Der Weltregierung müde, stieg er oft
Geheim hinab zu des vergötterten
Mädchens Umarmungen. Ein goldner Nebel
Umhüllte sie, und müßig in der Sonne
Putzte der heil'ge Adler mit dem Schnabel,
Der sonst die Blitze trug, sich das Gefieder.

Juno aber kommt endlich dem treulosen Gemahl auf die Spur und will im ersten Zorn die Nebenbuhlerin vernichten. Die Entdeckung, daß sie unsterblich sei, steigert die Wuth der stolzen Göttin, und sie jagt sie in eine wilde Felsöde. Dann geht sie selbst in eine Höhle, wo die latinischen Flüsse sich zu versammeln

*) Ich führe Monti's Verse auch im Original an, um von ihrem Wohllaut und ihrer rhythmischen Vollendung einen Begriff zu geben. In der Uebersetzung verlieren sie viel.

pflegen, und befiehlt ihnen, das ganze Land, das Feronia anbetet, zu verheeren. Die Flüsse gehorchen. Das Zerstörungswerk wird effectvoll geschildert. Städte, Altäre der Feronia, Menschen und Thiere gehn unter. Eine Episode, den Tod zweier Liebenden, Timbro und Larina, schildernd, schließt den ersten Gesang, der sich im Anfang mit seinem mythologischen Schmuck etwas schwerfällig hinschleppt, gegen das Ende aber immer bedeutender anwächst. Die Scene, wo Juno der Nymphe gegenübertritt, die Ueberschwemmung, die Verzweiflung des Timbro, als die Wellen ihm den Leichnam seiner Braut bei Porto d'Anzio vor die Füße spülen, das Alles ist echt poetisch und von dramatischer Lebendigkeit.

Im zweiten Gesang steigt Juno auf den Monte Circello und überschaut die Verwüstung. Doch ihr Grimm ist noch nicht gesättigt; einige Städte, auf Bergen gelegen, und der Hain, in welchem Jupiter die Nymphe umarmt, stehen noch. Auf vollere Rache sinnend geht sie zu Vulcan;

Stava questo dell' arti arbitro sommo
Intento a fabbricar per la pudica
Nemorense Diana un d'oro e bronzo
Gran piedestallo, su cui l'alma effigie
Collocar della Diva.

Der Künste höchster Meister war so eben
Bemüht, der keuschen Göttin, die da waltet
Am Nemi-See, ein großes Fußgestell
Aus Gold und Erz zu formen, um darauf
Ihr hehres Bild zu stellen.

Ausführliche Beschreibung der daran angebrachten Bildwerke in buntester Ordnung. Die Parzen, die bei der Geburt eines jungen Braschi einen goldenen Faden an die verhängnißvolle Spindel knüpften, werden beschrieben:

Delle rugose antiche Dee son tutte
Di pallid' oro le tremende facce,
E d'argento le chiome e i vestimenti.
Del narciso d'Averno incoronate

Van le rigide fronti, e un cotal misto
Mandan di riverenza e di paura,
Che l'occhio ne stupisce e il cor ne trema.

Der runzelvollen greisen Göttinnen
Graunangesichter sind von bleichem Gold,
Von Silber wie ihr Haar so die Gewande.
Umkränzt mit der Narcisse vom Avernus
Ist ihre harte Stirn, und Furcht und Ehrfurcht
So wundersam gemischt in ihrem Anblick,
Daß tief das Auge staunt, das Herz erbebt.

Schöne Beschreibung der Werkstatt Vulcan's. Die Göttin klagt dem Sohn ihr Leid und fordert ihn auf, den Rest der Städte, in welchen Feronia verehrt wurde, durch Erdbeben zu Grunde zu richten. Vulcan verspricht, sie und sich selbst (dafür daß Zeus ihn auf die Erde geschleudert) zu rächen. Sie gehn, nachdem er eine Kohle aus dem Brand gezogen, ins Freie. Ein furchtbarer Aufruhr bricht los, zum Theil höchst lebendig geschildert. Bis in den Hades dringt der Tumult, Pluto erschrickt,

Stupore aggiunse
L'improvviso nitrito e calpestío
De' suoi neri cavalli, che, le regie
Stalle intronando, inferocían da strano
Terror percossi e le morate giubbe
E le briglie scuotean, foco sbuffando
Dalle larghe narici; infin che desta
A quel romor Proserpina, la bella
D'averno imperatrice (che sovente
Prendea diletto con le rosee dita
Porger loro di Stige il saporoso
Melagrano divino), ad acchetarli
Corse, e per nome li chiamò, palpando
Soavemente di que' feri il petto
Con le palme amorose.

Bestürzung
Weckt plötzlich das Gewieher und Gestampf
Von seinen schwarzen Rossen, die, durchdröhnend
Den königlichen Stall, von jähem Schrecken
Erfasst sich bäumen, ihre schwarzen Mähnen
Und Zäume schüttelnd, Feuer schnaubend aus
Den weiten Nüstern, bis Proserpina,
Die schöne Herrscherin des Schattenreichs,
Vom Lärmen aufgeschreckt, so wie sie oft
Daran Gefallen fand, mit ros'gen Fingern
Die würz'ge Frucht des stygischen Granatbaums
Den Wilden darzubieten, sie zu bänd'gen
Hineilt und sie beim Namen ruft und sanft
Liebkosend mit der zarten Hand die Brust
Den Ungefügen streichelt.

Die Städte Mugilla, Escétra, Artena, Norba, Cora gehn unter. Zeus rettet nur die Ansurischen Mauern. Der Gesang schließt wieder mit einem Bilde aus der Menschenwelt, dem Einsturz einer Hütte, die einen frommen Greis und seine zwei Söhne begräbt. Nur der Hund Melampo wird noch in den Fluten herumgetrieben, bis er endlich mehr aus Gram um seinen Herrn als aus Hunger stirbt. Die Verherrlichung dieses Hundes (dessen Name Ne' posteri sarà quello de' veltri Più generosi, vielleicht also ein herzoglich Braschi'sches Windspiel) nimmt sich wegen des sentimentalen Nachdrucks, der darauf gelegt ist, während so viele Menschen zu Grunde gehen, hier höchst drollig aus.

Dritter Gesang. Jupiter trägt Mercur auf, dem Wüthen der Götter Einhalt zu thun. Denn Italien werde statt Hellas in Zukunft der Wohnsitz der Olympier sein. Mercur tritt der Juno vor dem Tempel der Feronia entgegen. Vulcan nimmt eilig die Flucht, Juno dagegen kehrt voll Grimm in den Olymp zurück und verschließt sich in ihrem Gemach, dort ihre Leidenschaft austobend. Indessen irrt Feronia verzweiflungsvoll umher, bis ein Landmann sie findet

und zu seinem Weibe führt. Beide ahnen die Göttin in ihr. In der Nacht aber, als sie schläft, steigt Jupiter zu ihr nieder, setzt sich auf ihr Lager und tröstet sie mit der Zukunft, in welcher ihr verheertes Gebiet wieder aufblühn werde. Er zählt die Herrscher auf, die sich um die Cultur der pontinischen Sümpfe verdient machen werden. Der letzte ist Pius VI., dem zu Ehren das Gedicht unternommen worden. Hier bricht es plötzlich mitten im Verse ab, und man sieht nicht wohl ein, wie es weiter zu führen war. Der dritte Ges. ist der schwächste.

Zweite Periode. 1797—1801.

La Musogonia, v. J. 1797. (I. S. 315.) In Octaven.

Hesiod erzählt, daß Zeus in Gestalt eines Hirten neun Nächte bei Mnemosyne geschlafen habe, die ihm die neun Musen gebar. Kaum geboren stiegen sie zum Himmel empor, wo sie, festlich empfangen, den Ursprung der Dinge und den Sieg der Götter über die Titanen sangen. Hieran hat Monti sich streng gehalten.

Die Ausführung ist, wie man es bei ihm gewohnt ist, farbig und leichtflüssig, gelegentlich blendend, aber ohne innere Wärme und Vertiefung. Er liebt es, die Mythen als bekannt oder doch halb bekannt vorauszusetzen und mehr durch die Masse der nur leicht angedeuteten Sagen zu imponiren, als eine einzelne lebendig darzustellen. Sein Talent ist mehr rhetorisch als gestaltungskräftig, und die schauerlich sinnliche Gegenwart der Dante'schen Phantastik fehlt ihm durchaus. Der Schluß dieses einen Gesangs ist eine an den Haaren herbeigezogene Apostrophe an Napoleon, anknüpfend an die leitende Gewalt, die Zeus über die Herrscher ausübt. Der Dichter fleht den gran Padre an:

> Soccorri Ausonia, che le oneste gote
> Di nuova vita colorando viene . . .

und wendet sich dann direct an den magnanimo eroe. Den Schluß dieser 5 Tendenzstrophen bildet ein Aufruf Italiens zur Eintracht:

Una, deh! sia la patria, e ne' perigli
Uno il senno, l'ardir, l'alme, le vite.
Del discorde voler, che vi scompagna,
Deh non rida, per Dio! Roma e Lamagna.

In dem Vorwort zur Venezianischen Ausgabe von 1797 sagt der Dichter:

„Ich hatte, als ich das Werk unternahm, die Absicht, es in zwei Gesänge auszudehnen, und dachte im zweiten die Musen auf die Erde zurückzuführen, um dem Menschengeschlecht ihre Segnungen zu bringen, seiner Wildheit ein Ende zu machen, die Menschen zur Gesellschaft zu vereinigen und ihnen die Tugenden, die Gerechtigkeit und alle Künste und Wissenschaften zu überliefern. Dann sollten sie an der Schule Chiron's Theil nehmen, dort die Argonauten und die Helden von Theben und Troja erziehen helfen, mit Homer auf der Insel Chios verkehren und ihm die Ilias und Odyssee dictiren, darauf Griechenland durchwandern und die kühnen Athleten von Elis verherrlichen, überall Freiheitshymnen singen und von der Bühne herab Vaterlandsliebe und Tyrannenhaß einflößen. Von Griechenland gingen sie dann nach Italien hinüber, den Waffen des siegreichen Römers folgend, sänftigten die wilden Sitten und empfingen aus den Händen des Virgil und Horaz ihr erhabenes Gewand zurück. In Trauerkleidung bei Mäcenas' Tode, irrten sie darnach zerstreut hier und da in Italien umher, ungeehrt und ohne feste Wohnung; als die Vandalen einbrachen, verbargen sie sich vor jedem sterblichen Auge; und nach unzähligen Wechselfällen, zu den Barden geflüchtet und in den kalten Ländern des Nordens unstät hie und da auftauchend, erscheinen sie endlich wieder in Italien, für alles erlittene Ungemach sich schadlos haltend durch die stolze Leier Dante's, Petrarca's und der beiden großen italienischen Epiker; bis sie, nach vielen anderen bald glücklichen, bald traurigen Schicksalen, sich unter uns zeigen, von Neuem begleitet von der Philosophie, um in Italien die Wiedergeburt der Freiheit und den Triumph der Vernunft zu feiern." —

Ob es zu beklagen ist, daß dieser Plan nicht ausgeführt wurde?

Il Prometeo, drei Gesänge in versi sciolti. (I. S. 345.)

Monti ließ das Gedicht, von dem anderthalb Gesänge gedruckt waren, seit 1797 ruhen (denn, wie die Mailänder Editoren sagen, die Geschichte ging damals rascher vorwärts als die Dichtung) und nahm es erst 1825 wieder auf. Er strich alle politischen Anspielungen, die denn auch in dem von mir benutzten Text fehlen. Die drei Gesänge, die hier vorliegen, waren aber schon im Jahr 1797 fertig. „Schönere Verse hat Monti nie gemacht, was viel sagen will, wenn man von Jemand spricht, der die schönsten Verse gemacht hat, deren Italien sich rühmen kann.“

Erster Gesang. Menschen und Thiere sind geschaffen, aber roh und ohne Fähigkeit, aus ihrer Dumpfheit aufzustreben; da sendet Zeus den Mercur mit einem Gefäß, in welchem der ganze Schatz natürlicher Gaben und Talente verborgen ist, hinab zu Prometheus und Epimetheus; der Erstere weigert sich, die Vertheilung unter die Geschöpfe zu übernehmen, da er die Schwierigkeit der Aufgabe erkennt. Epimetheus dagegen greift zu, verschwendet aber den ganzen Hort an die Thiere, so daß die Menschen leer ausgehen. Dann klagt er bestürzt dem Bruder seine Noth, der ihn hart anläßt und nun in langer Klage das kommende Elend des Menschen prophetisch schildert, der, wenn er sich mühsam emporgearbeitet haben werde, den Uebeln der Cultur anheimfallen müsse, während das Thier, von sicherm Instinct geleitet, ewig das gleiche Gut besitzen solle. Er entschließt sich endlich, nach Rettung zu suchen, und nimmt wortreichen Abschied von seinem Caucasus. — Im ganzen Gesang ist der alte Titan zu einem sentimentalen Predigerton verdammt, und selten begegnet in dem monotonen Geplätscher der weichen Verse ein kräftiges Bild.

Zweiter Gesang. Die beiden Brüder machen sich auf den Weg. Als sie ans Ufer des Phasis kommen, erhebt sich eine furchtbare Larve aus den Wellen, Hammer, Nägel und Ketten schüttelnd und drohend den Weg versperrend. Zugleich rauscht der Adler daher, daß der Japetide erbebt. Aus einer Wolke aber, die mit Blitz und Donner längs des Flusses heranzieht, tritt die Costanza hervor, die ihm Muth einflößt:

. . . col soffrir si doma
Ogni fortuna.

Die Beschreibung dieser allegorischen Figur leidet, bei manchen guten Zügen, an wortreicher Ausführung eines einzelnen Bildes (die Stirn der Göttin verglichen mit der Sonne nach dem Gewitter). Die Schreckbilder verschwinden, da die Göttin die Wandrer durch den Strom geleitet. Die Reise an der Küste des Euxinus hin über die Flüsse Halys, Parthenios und Sangarios wird erzählt, gelegentlich überkommt Prometheus die Sehergabe, und er ergießt sich in breiter Rede. Endlich gelangen sie an die acherusische Höhle in Bithynien; die Stimme des Japetus, die unter vielen Titanenseufzern vernehmlich ist, schlägt den Söhnen ans Ohr. Da beschließt Prometheus, den Vater aufzusuchen, und betritt den Weg zur Unterwelt allein. Um ihn her schwirren die Geister der Verstorbenen, noch nicht in Pluto's strenger Zucht, da die Menschheit in ihrem dumpfen Zustande noch der Sünde unfähig ist und die Todtenrichter ihr Amt noch nicht angetreten haben. Die Stelle ist charakteristisch für die Grenzen von Monti's Talent, das Grauen der Schattenwelt zu schildern, und für seine Stellung zu Dante.

V. 582 Entlastet nun des Fleisches und Gebeins,
Schweben nach freiem Wunsch durch jenen Abgrund
Die nackten Seelen, dort wo minder traurig
Die Lüfte wehn und minder stumm das Licht.
Auch dort sind Berge, Thäler, Haine, die
Ein dumpfer Wind bewegt, murmelnde Bäche,
Wo du die leeren Bildnisse der Schatten,
Die festen Körpern nur zum Scheine gleichen,
Magst gehn und kommen sehn und luftig schwanken,
Wie muntre Falter in der Frühlingszeit,
Die, ihre goldbesprengten Flügel schwingend,
Von allen jugendlichen Blüten naschen,
Theils in der Luft mit lüstern raschem Flug
Zierliche Tänze schlingen, in verliebtem
Werben und Kämpfen, theils durch blüh'nde Hecken

Hinflatternd sich zerstreun, in jäher Flucht
Der Knaben spottend, die mit gier'ger Hand
Und kecker Hoffnung ihnen nachgestürmt:
So auch erscheint dir jener Schatten Thun
Und Treiben, Sorgen, Mühn und thöricht Wesen.
Der Eine läuft, der Andre ruht, ein Dritter
Sucht stumm und einsam abgeschiedne Pfade.
Der sucht auf diese, der auf jene Art
Die Zeit zu tödten an der düstern Stätte,
Wo man nicht Thränen hat, doch stets die Luft
Von Seufzern ohne Schmerz und Angst erbebt,
Und auch der Freude jede Süße fehlt.

Prometheus schreitet vorwärts, ohne jene Geister anzublicken

Senza merto vissuti e senza colpa.*)

Er kommt in die Tiefe, da begegnet ihm Mercur, der einen eben vom Zeus mit dem Blitzstrahl erschlagenen Titanen hinabgeleitet. Er erkennt in ihm seinen Bruder Menezio, die Brüder umarmen sich, und Menezio erzählt, Zeus habe ihn erschlagen weil er ihn Tyrann geheißen. Prometheus fragt nach der Mutter Climene und dem vierten Bruder Atlas und erfährt ihre Schicksale. Darauf treibt Mercur die Brüder zur Trennung an, die ziemlich theatralisch beschrieben ist. Prometheus, dem der Weg zum Vater vom Geschick verwehrt ist, kehrt tieferschüttert wieder auf die Erde zurück. — — Ein Zug moderner Sentimentalität geht überall hindurch. Am liebsten ergeht sich der Dichter im Ausmalen unklarer allgemeiner Stimmungen, Zustände oder Ereignisse und ist, so oft Figuren auftreten, nur glücklich in der Zeichnung, wenn die Charakteristik phantastisch sein darf. An Dante und Homer, denen er nachstrebt, darf man nicht entfernt denken. Doch mag die sonore Suada für ein italienisches Ohr immerhin unwiderstehlich sein.

Dritter Gesang. Prometheus findet den Epimetheus, der immer als völlig kindisch dargestellt wird, Muscheln und

*) Dante's Che visser senza infamia e senza lodo.

Steinchen sammelnd, die er erschreckt fallen lässt, als er den Bruder aus der Höhle auftauchen sieht. Sie machen sich wieder auf und erreichen das Gestade der Propontis. Immer der Küste entlang (sehr großer Prunk mit Geographie) erreichen sie die Ebne von Troja. Cybele und ihre Löwen, die am Xanthus herumstreifen. Der buon Titano, wie er immer heißt, ergreift die Gelegenheit zu einigen Prophezeiungen der troischen Kämpfe. Sie überschreiten den Fluß Kaikos und kommen an den Kaystros, kleinerer Flüsse nicht zu gedenken, die sorgfältig verzeichnet werden. Da begegnet ihnen die Nymphe Asia, die verspricht, ihnen übers ägäische Meer zu helfen.

La sua man sì dicendo alla man pose
Del Giapetide e in riva al mar l'addusse,
Che infinita stendea dinanzi al guardo
Mormorando la tremula pianura.
E qui giunta spiccò veloce al corso
Sull' azzurro cristallo il piè d'argento;
Nè toccarlo parea, nè seguitarla
Potea l'acume di mortal pupilla.
Lascivo il vento le gonfiava il seno
Del bel ceruleo velo, e steso a tergo
Iva il crin somigliante ad una stella,
Che di nembi foriera per la queta
Notte del ciel precipita e fa lungo
Dopo sè biancheggiar solco di luce.

So sprechend, in des Japetiden Hand
Die ihre legend, führt sie ihn ans Ufer
Des Meers, das unermeßlich vor dem Blick
Ausbreitet rauschend die bewegte Fläche.
Hier angelangt, schwingt sie behend im Lauf
Auf den azurenen Krystall den Fuß,
Ihn scheinbar nicht berührend, und zu folgen
Vermag kein sterblich Auge ihrem Flug.
Ein buhlerischer Windhauch schwellt den Busen
Des schönen blauen Schleiers, und ihr Haar

Flattert ihr nach im Nachen wie ein Stern,
Der Nebel kündend durch die stille Nacht
Des Himmels niederfährt und hinter sich
Mit langem, lichtem Streif das Dunkel furcht.

Sie schwebt zur Insel Delos, die noch unstät im Meer herumschwimmt, und holt sie wie eine Fähre an die asiatische Küste. Die Japetiden besteigen sie, und Prometheus giebt während der Fahrt wiederum eine Probe seiner Wahrsagerkunst, indem er der Insel den späteren Ruhm durch Latona und ihre Kinder verheißt.

Al suo (der Insel) passar festose
Sporgean dall' onde il capo a mano a mano
Le sorelle isolette e salutarla
Parean d'intorno ed onorarla a gara.

Wo sie vorbeischwimmt, heben
Die Schwesterinseln festlich aus den Wellen
Die Häupter nach der Reihe, wie bemüht,
Sie in die Wette feiernd zu begrüßen.

Bis zum tiefsten Winkel des Saronischen Meerbusens trägt die Insel die Brüder, dann schwimmt sie zurück.

Poi veloce dispiccasi dal lido
E nell' alto si spinge come strale
Che da partico nervo si disfrena.

Dann löſ't sie sich behende vom Gestade
Und schwingt ins hohe Meer sich wie ein Pfeil,
Der von des Partherbogens Sehne schnellt.

Die Japetiden wandern weiter, nach dem Parnaß zu, nachdem Prometheus wieder ein wenig gewahrsagt hat. In einer Höhle zu Füßen des Berges sitzt Themis und empfängt Prometheus mit seinem Bruder und der Nymphe Asia, schmerzlich sein Schicksal, das sie voraussieht, beklagend. Alle weinen, außer Prometheus. Er sagt: Ein Werk, das Schweiß nicht kostet, ist gemein; er verachte Zeus, der ihn nur darum verfolge, weil er seine Tugend nicht beugen könne.

Disse, e d'indugio impazïente all'opra,
Che nel cor gli fervea, volse l'ingegno,
E Temide era seco alma datrice
Di coraggio, di senno e di consiglio.

Sprach's, und des Zögerns müde, seinen Geist
Wandt' er ans Werk, das ihm im Herzen glühte,
Und Themis war bei ihm, die hehre Göttin,
Die Muth verleiht, Verstand und weisen Rath

Hier bricht das Gedicht ab. Wie viel poetische Kraft an einen unfruchtbaren Stoff vergeudet! Die Melodie des Stils ist einzig, die reiche Bilderfülle berauschend. Und doch fehlt es am wahren Lebensmark, und selbst die Hauptfigur verschwimmt im Nebel künstlich zusammengeraffter mythologischer Beziehungen und erstickt in der modernen Weichlichkeit. Dazu kommt, daß der Kunstgriff, Dinge wahrsagen zu lassen, die wir längst eingetroffen wissen, auf die Länge erkältend wirkt.

In morte di Lorenzo Mascheroni, 1801. (II. S. 86.) Fünf Gesänge in Terzinen, auf den Tod eines ausgezeichneten Mathematikers aus Bergamo, der mit Monti befreundet war und den Ruf eines trefflichen Mannes und talentvollen Poeten genoß. Der Schluß der kurzen Vorrede lautet: „Leser, wenn du eine hohe Liebe zu deinem Vaterlande hegst und wahrhaft ein Italiäner bist, so lies; aber wirf das Buch weg, wenn du zu deinem und unserm Unglück nur ein verrückter Demagoge oder ein schlauer Freiheitskrämer bist."

Der Apparat ist ganz derselbe wie in der Basvilliana. Ein Geist fliegt in die Luft zu den Gestirnen empor, begegnet andern Geistern, unterredet sich mit ihnen, Gott Vater mit Cherubim erscheint ihm auf dem Thron, wiederum eine Wage in der Hand, auf der er die Geschicke der Welt abwägt, die Gerechtigkeit und die Gnade treten vor den Thron und reden, Jede in ihrem Sinne; da verhüllt ein Gewölk den Thron, eine Stimme erschallt daraus und befiehlt Himmel und Erde, aufzuhorchen. Der Beschluß der Gottheit ist, daß Bonaparte Krieg und Frieden, die Züchtigung und Rettung Europa's übertragen wird.

Tu sei polve al mio guardo, ed io la polve
Strumento fo del mio voler.

Darauf setzen die Geister das Gespräch fort und klagen über Italiens tiefe Noth, Parini, in seiner bittern Art, nimmt daran Theil, Bartolommeo Borda, ein berühmter französischer Mathematiker, Mascheroni's genauer Freund, Verri, Verf. der Abhandlung sull' indole del piacere e del dolore, Beccaria.

Der zweite Gesang ist der Schilderung der egyptischen Expedition gewidmet, von der Mascheroni dem Parini berichtet.

Pace, austero intelletto. Un' altra volta
  Salva è la patria: un nume entro le chiome
  La man le pose e lei dal fango ha tolta.

Bonaparte . . . Rizzossi a tanto nome
  L'accigliato Parini, e la severa
  Fronte spianando balenò, siccome

Raggio di sole che, rotta la nera
  Nube, nel fior, che già parea morisse,
  Desta il riso e l'amor di primavera.

Il suo labbro tacea; ma con le fisse
  Luci e con gli atti dell' intento volto
  Tutto, tacendo, quello spirto disse.

Sorrise l'altro; e poscia in sè raccolto:
  Bonaparte, seguía, della sua figlia
  Giurò la vita e il suo gran giuro ha sciolto . . . .

Den dritten Gesang füllt jene große visionäre Scene vor dem Throne Gottes; im vierten erzählt der alto insubre economista (Verri) einen Ausflug, den er vom Himmel her durch die Lombardei gemacht, und wie traurig er Alles gefunden. Parini's Denkmal, Ariost's Schatten, eine Menge Figuren ziehn vorüber, alle in dem bekannten Monti'schen divina-commedia-Stil, der mit Würde und Pomp in infinitum fortdröhnend sehr lästig wird. Die Willkür des Aneinanderreihens

von politischen und moralischen Reflexionen, frommen Wünschen, Wehklagen, Notizen aus der Tagesgeschichte, unter stetem devotem Hinblick auf den Retter Napoleon, wächs't mit jeder dieser Gelegenheits-Epopöen. Es ist doch nur eine großartige Manier. Was erfahren wir hier von Mascheroni selbst, als daß er ein guter Bürger und treuer Freund war, und übrigens ein sanfter, immer zum Verzeihen geneigter Charakter, der auch schöne Verse gemacht habe (Invito a Lesbia Cidonia. „Dies höchst elegante Gedicht, von dem wir mehrere Ausgaben besitzen, ist nichts als eine Beschreibung der Museen von Pavia. Die Grazien selbst sprechen hier tiefsinnige Philosophie aus." Anm. Monti's). Daß keines dieser Epen fertig geworden, liegt in der Natur der Sache. Eine poetische Chronik in zwanglosen Heften, ohne Anfang und Ende, je nach äußerm oder innerm Bedürfniß des Poeten, kann nie beschlossen werden, denn sie hat keinen objectiven Mittelpunkt. Mit einiger Accomodation eignete sich die Mascheroniana durchaus zur Fortsetzung der Basvilliana.

Dritte Periode. 1801—1811.

Sonett auf die Höllenmaschine. (II. S. 141.)

Canzone zur Nationalfeier der italienischen Republik, Mailand, 16. Juni 1803. (S. 141.)

Die Jugendkraft des Liedes wünscht sich der Sänger zurück und fühlt sie kommen an dem Tage, wo auch er ein Vaterland hat und der Name Bürger ihm süß in die Seele tönt.

> Nome sacro, onorato,
> Che tutti abbracci e temperi
> Dell' uom diritti e doveri in armonia,
> Onde forza ha lo Stato
> E per alterni vincoli
> La consonanza socïal si cría . . .

Ist dies noch Poesie? — Neptun wird angerufen, die englischen Flotten zu vernichten. Dann folgende schöne Strophe, die freilich der ersten Pythischen Ode des Pindar ihr herrlichstes Bild verdankt:

Spegneasi al dolce canto
Della tebana cetera
Il rovente di Giove eterno strale,
E sullo scettro intanto
L'aquila assisa in placido
Sonno i grand' occhi declinava e l'ale.
Delle mie corde al suono
Prego l'ira si svegli
Del celto Giove e il tuono,
Fin che col Russo alfin rabbuffi all' anglica
Mercatrice i capegli.

Italien aber fürchtet nichts.

Di Marengo ella nacque in mezzo ai fulmini
E il padre in cor si sente.

So sprang Minerva, als die Titanen den Himmel stürmten, in Waffen aus dem Haupt des Zeus. Der Schluß, der diesen Zug und den endlichen Sieg ausführt, ist troß des mythologischen Apparats von großer Schönheit und höchst energisch in der Form.

Ein schönes Sonett gegen England. (S. 145.)

Die Supplik Melpomene's und Thalia's bei Napoleon's Krönung zum König von Italien. Cantate. (S. 146.)

Melpomene beklagt sich über den tiefen Verfall der italienischen tragischen Schauspielkunst und beschließt den italischen Zeus anzuflehn, daß er Hülfe schaffe. Thalia hat dieselben Klagen auf dem Herzen. Wie sollen dieselben Schauspieler für Komödie und Tragödie ausreichen? Und welche Bildung empfangen sie?

Tranne pochi, pochi assai
Altri l'ago, altri lo spago,
Altri il pettine fuggì.
Del dramma comico

Non dico niente;
V'avría pericolo
D'un accidente.
Goffo il soggetto,
Ladro il libretto,
Tutto un' orribile
Bestialità.

Aber Thalia wagt sich mit ihrem niedrigen Stil nicht vor Napoleon. Sie will ihre Bitte Josephinen zu Füßen legen.

Vive in quel core
Dell' italico onore
Ardentissima brama.

Beide vereinigen sich schließlich in einem Duett, das der Königin zu bedenken giebt:

Bella del re la sorte,
Che il nostro amor sentì.

Das Gelegenheitsstückchen ist in den unregelmäßigen, locker gereimten Jamben verfaßt, die Monti leicht aus der Feder flossen.

Il Beneficio. (S. 155.) Monti nennt sich Assessor im Ministerium des Innern und Mitglied des Instituts. Widmung an Napoleon, der wieder mit Achilles und Alexander, natürlich zu seinem Vortheil, verglichen wird. Der Dichter, der die Verdienste der Poesie stets dem Kaiser vorzuhalten weiß, ermahnt ihn schließlich, den alten Ruhm der Italiener wieder zu erwecken. „Sicherlich habt Ihr die schwere Last, über uns zu herrschen, nur auf Euch genommen, um die Unbill zu vergüten, die unser böses Geschick uns zugefügt, die Achtung der Nationen uns wiederzugewinnen und uns Alle glücklich zu machen."

Das Gedicht ist Visione überschrieben, in Terzinen. Monti sieht Italien, im Elend, von fremden gekrönten Frauen verspottet, die einst ihr gedient. Er pocht an die Gräber der alten Helden, sie heben die Deckel ihrer Särge auf, streichen aus den wilden Gesichtern die Haare weg, und als sie die

Schmach ihrer Enkel sehen, äußern sie in verschiedner Weise Scham und Gram. Da schreitet, dem Zeus gleich, dessen Locken den Olymp erschüttern, ein Krieger über die Alpen, erhebt Italien, giebt ihr Waffen und setzt sie auf den Thron. Dante erscheint und mahnt, da die Rettung soweit gediehn, das Schiff nun, da es dem Hafen zusteuert, dem wahren Steuermann anzuvertrauen, denn noch ständen Stürme bevor.

Ch'ove concordia e amor di patria è morto,
Fu de' molti il regnar sempre tiranno.

Hierauf schwebt, wie ein Stern fällt, die Krone vom Haupt Italiens auf Napoleons Stirn,

che fiero
La presse al capo e la calcò col brando.

Die Völker sehen es und huldigen. Dante entfernt sich mit zufriedenem Lächeln, die Vision verschwindet, und Monti schreibt das Gedicht nieder.

E fido al fianco mi reggea lo stile
Il patrio amor, che solo mi consiglia.

Il Bardo della Selva nera. Poema epico-lirico. (S. 169.) Napoleon dem Großen gewidmet von V. M., Historiographen des Königreichs Italien, Ritter des Ordens der eisernen Krone, Mitglied der Ehrenlegion und des Istituto Italiano.

Es heißt in der Widmung u. A.: „Es wird eine Zeit kommen, wo eine neue Mythologie, die Thaten Ew. Majestät vergötternd wie einst die eines Herkules, Bacchus und Theseus, der Phantasie der Nachwelt hinreichenden Stoff für eine reine und hohe Epopöe darbieten wird; denn da eine solche ohne das poetisch Wunderbare nicht bestehen kann (ich meine ohne das Fabelhafte), so darf das geschichtlich Wunderbare nicht, wie es heutzutage der Fall ist, das Poetische zu sehr erdrücken . . . . . . Da es nun bei solchem Glanz einer erdrückenden historischen Wahrheit um die Epopöe schlecht steht, dieselbe sich auch der heidnischen Mythologie nicht zu stark bedienen kann,

welcher der religiöse Grund und Boden bei uns fehlt, und da auch der Glaube an Feen und Zauberei, der jenen Mangel in etwas ersetzen konnte, geschwunden ist, so war es nothwendig, zu einer Gattung der Poesie seine Zuflucht zu nehmen, bei der die Poesie ihre Rechnung fände, ohne der Würde der Geschichte Abbruch zu thun. Die Bardenpoesie, die den doppelten Charakter des Epischen und Lyrischen mit einander vereinigt und verschmilzt, schien mir, erhabner Kaiser, wenn nicht die einzige, doch wenigstens die am meisten geeignete, um die von Ihnen gethanen Wunder in eine Art poetisches Bild zu verweben; um so mehr weil der Barde des Schwarzwalds, der seine Haine verlässt, um Ihren Armeen zu folgen und den kriegerischen Klang seiner Harfe in den Donner der Kanonen von Austerlitz zu mischen, mit der Eigenschaft des Dichters auch die des Sehers vereinigt &c. Und so hofft er, Ihnen bald den schönen Hymnus zu singen, den sein Urahn Cadwall Karl dem Großen sang, als Leo III. ihm die Krone des Occidents aufs Haupt setzte; ein Hymnus, den die Gelehrten nicht kennen, der sich aber vom Vater auf den Sohn bis auf Ihren Barden vererbt hat und voller Weissagungen ist, zu denen Sie allein, Sire, den Schlüssel haben" &c.

Auch dies Gedicht ist unvollendet geblieben. Mitten in der fünften Octave des achten Gesanges (die ersten vier sind in fünffüßigen Jamben geschrieben, mit lyrischen Partieen gemischt) verließ den Dichter die mühsam geschürte Begeisterung, die noch einmal in dem „Degen Friedrichs des Großen" sich zu einem lebhafteren Aufschwung erhebt, um dann in kleineren Huldigungsgedichten sich immer peinlicher hinzuschleppen und endlich ganz zu versinken.

Das Gedicht La spada di Federico Secondo, Re di Prussia, (S. 243) datirt: Mailand den 24. November 1806, umfasst 31 Octaven und ist „der großen Armee" gewidmet. Natürlich werden wieder Calliope, Herkules, die Titanen und Vater Zeus bemüht, der Dedication Nachdruck zu verleihen. Eugen Napoleon habe den Dichter ermuthigt, den tapferen

Feldherrn und Soldaten des Großen Napoleon diese Spada di Federico, ihre herrliche Siegesbeute, zu widmen.

Napoleon, nach der Schlacht bei Jena, nimmt den Degen

. . . che in Rosbacco insanguinato
Tarpò le penne del valor Francese:
Famoso brando, dal martel temprato
Della Sventura . . .

. . . der blutgetränkt bei Roßbach
Die Schwingen stutzte der französischen Macht,
Ruhmreicher Degen, von des Mißgeschickes
Hammer geschmiedet . . .

vom Sarge Friedrich's. Der Marmor stöhnt, und eine gespenstische Hand greift plötzlich nach der geraubten Waffe. Der Sieger aber lacht erst verächtlich über die Stimme, die fragt, wer Hand an dieses Schwert zu legen wage, und erwiedert dann: Wenn der Ruf meiner Thaten noch nicht bis zum Cocytus gedrungen ist, so befrage dort deinen Thron, der umgestürzt liegt.

Tu ben sette, a fondarlo, anni pugnasti,
Io sette giorni a riversarlo:

Du kämpftest sieben Jahr', um ihn zu gründen,
Ich, ihn zu stürzen, sieben Tage.

Da verschwindet mit tiefem Seufzen die Erscheinung; der Dichter aber sieht den Geist des großen Königs sich in die Wolken erheben und von da herabschauen auf die Erniedrigung seines Landes, seines Enkels, seines Heeres. Der König flieht,

E caggion fugge delle ree disfide
La regal donna. Amor la segue e ride.

Mit ihm, die all den Hader angefacht,
Die Kön'gin. Amor folgt ihr nach und lacht. (!)

Viele Strophen nimmt die Schilderung der deutschen Calamität ein. Die gerechte Rache Gottes steigt herab und legt ihren Pfeil in Napoleon's Hand.

L'ira allor delle Franche armi sorgea
Superante il furor dell' Oceano.

Da aber tritt Clemenza dazwischen und lässt das Geschoß aus der Hand des Helden fallen. Folgt die Aufzählung der einzelnen Handlungen von Napoleon's schonender Politik gegen Sachsen 2c., Polens Erhebung 2c.

. . . e in fronte agli sparuti
Correttor delle genti in solchi orrendi
Scrive il dito di Dio: Piega, o discendi.

Der Degen Friedrich's aber wird im Triumph nach der Seine gebracht, und ihm folgt in Ketten mit gesenktem Haupt la Borussa Superbia.

Fuor dell' onda levarsi infino al petto
L'altero fiume regnator fu visto,
E nel vivo raggiar del glauco aspetto
Splendea la gioia di cotanto acquisto.
Ma un segreto del cor grave rispetto
Del trionfo al piacer sorgea commisto
All' apparir del brando, che si spinse
Sol contro cinque in sette campi e vinse.

Bis an die Brust auftauchen aus den Wellen
Sah man den stolzen Flußgott, seinen Blick
Vom Glanz lebend'ger Freude sich erhellen,
Da er gewahrt solch glorreich Beutestück.
Doch will sich dem Triumph sogleich gesellen
Ehrfurcht, und drängt den Jubelruf zurück,
Da er gedenkt, daß in der Jahre sieben
Der Eine Fünf bekämpft und Sieger blieben.

So empfangen auch die Invaliden, denen die Trophäe anvertraut wird, mit Ehrfurcht die Waffe. Sie entblößen ihre alten, bei Roßbach empfangenen Wunden.

Parve l'inclita spada a quegli accenti
Agitarsi e sentir, che fra nemiche
Destre non cadde; parve di più pura
Luce ornarsi e oblïar la sua sventura.

Es war, als ob der Degen sich bewegte
Bei diesem Gruß, froh, nicht in Feindeshände
Gelegt zu sein, als ob ihn plötzlich schmücke
Ein reiner Glanz trotz seiner Mißgeschicke.

Das Gedicht ist in seiner Art eines der besten, die Phrase gemäßigter, schon die Kürze dem Eindruck vortheilhafter. Und die Gerechtigkeit, die der Dichter zu üben sich bemüht, sticht günstig ab gegen seine sonstige Weise, sich in blinder Vergötterung zu berauschen, um erhaben zu scheinen.

In occasione del Parto della Vice-Regina d'Italia e del Decreto 14 marzo sui Licei convitti. 1807. Ode Genetliaca. (S. 251.)

Die Musen, Pallas, die Künste u. s. w. treten zur Wiege des Kindes, begrüßen es und prophezeien der Mutter, daß es bei der Wiederkehr des Jahres nicht mehr allein sein werde. Der mythologische Aufputz kann die Herzensöde nicht verdecken. Ein höfisches Gelegenheitsgedicht mit Chapeau-bas und in gallonirtem Frack.

I Pittagorici. Drama in einem Akt, aufgeführt in Neapel am 19. März 1808 im San Carlo-Theater.

Ein sehr schwaches Product zur Verherrlichung Napoleon's. Die vom Syracuser Tyrannen Dionys verfolgten Pythagoreer, in einen Männer- und Frauenchor getheilt, unterbrechen dann und wann mit Gesang die Handlung. Auch die handelnden Personen, Leofrono, Haupt der Pythagoreer, Filtea, seine Tochter, Bindeco, sein Sohn, singen gelegentlich ein paar opernmäßige Strophen.

Dionys schickt seinen Feldherrn Tearide mit einem Heer nach Kroton, um die Pythagoreer entweder zu vernichten, oder ihren Vorsteher nach Syrakus zu bringen, wo er die Geheimnisse der Schule dem Fürsten enthüllen soll. Aber die Pythagoreer sterben lieber, als in Gefangenschaft zu gehen und gar das Schweigen zu brechen. Um aber den Seinigen Zeit zur Flucht zu schaffen, beschließt Leofrono, scheinbar in den Wunsch des Tyrannen zu willigen und dem Tearide zu folgen, entschlossen, sich zu tödten, sobald sie Kroton den Rücken gewendet. Man denkt nun, es werde Alles auf eine edelmüthige Opferthat hinauslaufen. Aber plötzlich erscheint Bindeco, den der Vater schon früher nach Tarent gesandt hat, um Hülfe gegen Dionys zu holen, und das Heer des Archytas, das er mitbringt, erspart dem Leofrono seine hochherzige That, schlägt die Syrakuser in die Flucht, und Alles endet in Victoriagesang und festlicher Rührung. Da überkommt den Leofrono der Geist der Weissagung, er sieht in ferne Jahrhunderte, wo

Un Dio disceso ad emendar la Terra.
Nella destra ha lampi e fulmini,
Nella manca il palladio arbor gentile.
Se si degna, è nembo, è turbine,
Se placato sorride, è un Sol d'Aprile.

Der Eindruck dieser an den Haaren (des unschuldigen Archytas) herbeigezogenen Schranzenvergötterung ist völlig niederschlagend. Selbst für ein Gelegenheitsstück, was diese Pittagorici ohne Zweifel sind, ist hier des Weihrauchs zu viel gestreut. Eine gewisse theatralische Gewandtheit — wenn einmal von echtem Werth abgesehen wird — und Monti's gewohnte gelenke Verskunst fehlen auch hier nicht.

La Palingenesi politica. 1809. (S. 295.)

„Seiner katholischen Majestät, Joseph Napoleon, König von Spanien und Indien — Vincenzo Monti.

Sire!

Unter allen Ideen der antiken Philosophie, die uns überliefert worden sind, schien mir immer die erhabenste die Idee

einer Weltseele, ein Gedanke, der dem Haupte des göttlichen Pythagoras entsprungen, in der Folge durch die glänzende Phantasie zweier anderer himmlischer Genies, des Plato und Virgil, verschönert wurde. Und dieser belebende Geist, der, im Innern der ganzen Maschine des Universums waltend, es bewegt, neu gestaltet und belebt, scheint mir, von der physischen auf die moralische Welt übertragen, allein würdig, uns das Bild jenes großen Verstandes darzustellen, der, indem er heutzutage die ganze Erde, und vornehmlich Europa von sich erfüllt, diesen schönen Welttheil dem verderblichen alten Chaos seiner politischen Systeme entreißt, die zwieträchtigen Elemente versöhnt, alle Glieder wieder heilt und sie mit besserem Lebensgeiste tränkt.

Dies, Sire, ist der Gegenstand, dem ich ein poetisches Gewand zu geben versucht habe, indem ich die kalten Abstractionen der Philosophie und die geheimen Vorgänge der Politik mit warmen und sinnlichen Farben schmückte.

Unter den wohlthätigen Palingenesien, die der Gegenstand dieser Verse sind, preis't und bewundert jeder Freund der Unabhängigkeit des Continents die Restauration Spaniens. Dreimal glückselig diese hochherzige Nation, wenn sie die Wohlthat in ihrem ganzen Umfang anzuerkennen vermag, wenn sie die Augen nicht schließt für das Licht der wahren und hohen Tugenden des Monarchen, den der Himmel ihr gesandt hat, um sie wieder groß und glücklich zu machen! Und glücklich auch ich, wenn die Erhabene, Milde, die vor einem Jahr vom Throne Neapels herab mich so gütig anblickte, nun auch auf Spaniens Thron huldvoll den ehrfurchtsvollen Tribut meiner unvergänglichen Dankbarkeit und tiefsten Hingebung entgegenzunehmen geruhen würde!"

Motto: Spiritus intus alit, totamque infusa per artus
Mens agitat molem et magno se corpori miscet.

Virg. Aen. VI.

Es wäre schwer möglich, den dürftigen Gedanken anspruchsvoller und dürftiger auszuführen. Das Gedicht sollte eigentlich

dem zweiten Theil des Barden vom Schwarzwald angehängt werden, wurde aber vom Dichter besonders herausgegeben. Der Eingang verbreitet sich über den spanischen Krieg. An Ausfällen gegen England und seinen „Blutmarkt“ ist kein Mangel. Aber der große Gedanke, Napoleon mit der Weltseele zu vergleichen, da der Vergleich mit Zeus und seinem Titanen-Siege zum Überdruß verbraucht war, läſst Monti keine Ruhe. Joseph Napoleon wird mit wenigen ziemlich leeren Versen abgefunden. Monti wendet sich an die Muse, da ihm die Andacht vor den Wunderthaten seines Helden alle Besinnung raubt, und bittet, ihm zu erklären, wie es nur möglich sei, so große Dinge auszurichten, und wo es noch damit hinaus wolle. Die Göttin erwiedert zwar, er solle nicht so vermessen fragen; auf den Werken dieses Großen stehe geschrieben: Bete an und schweige! Auch solle er davon abstehen, die Heroen des Alterthums zum Vergleich herbeizuziehn; höchstens dürfe man Napoleon einen neuen, wahren Ennosigäos nennen. Indeß wolle sie ihm wenigstens in einer Vision den mystischen Schleier lüften. Nun sieht der Dichter ein wüstes Chaos, das plötzlich durch ein dazwischenfahrendes Licht und eine Ruhe gebietende Stimme in seinem Wüthen gehemmt wird. Er wohnt der Weltschöpfung bei und findet sie ganz artig; auch das Chaos vorher war nicht uninteressant, und Schwefel und Dampf und „monströse Gnomen“ tummelten sich erbaulich durcheinander. Nachdem nun aber die Ordnung hergestellt, verschwindet das Bild, und ein zweites erscheint, die Menschenwelt in ihrem Gedeihen und ihrem Hader. England wird als ein räuberisches Scheusal mit den üblichen schwarzen Farben hingemalt. Während nun die Welt von demselben verschlungen zu werden in Gefahr ist, erhebt sich ein diamantner Thron, darauf eine Art Gottheit, die allen Hader schlichtet und das habsüchtige englische Ungeheuer zum Respect bringt. Die Einzelzüge sind höchst langweilig, sie entbehren jeglicher sinnlichen Leibhaftigkeit, und die Maschinerie Monti’s knarrt in allen Fugen. Was haben nun diese beiden Visionen innerlich mit einander zu schaffen? Wo bleibt die Weltseele? Weder in der ersten noch in der zweiten Vision ist diese „Idee“ irgend durchgeführt. Und wie lahm und armselig hinken die beiden

Seiten des Bildes neben einander her und jagen vergebens ihrem Tertium nach! Die Declamation und ein Luxus durchaus allgemeiner, schillernder, seelen- und blutloser Phantasiegebilde überwiegt dermaßen, daß das historische wie das ästhetische Interesse völlig schwindet.

La Ierogamia di Creta. 1810. Ode auf die Vermählung Napoleon's mit Marie Louise. (S. 275.)

Note 1. „Gemahlin Jupiter's, vor Juno, war Themis, die Tochter des Himmels. Vom Bett, aber nicht vom Herzen Jupiter's geschieden, ward sie von ihm immer in hohen Ehren gehalten, als Göttin der Gerechtigkeit, und die Menschen verehrten in ihr ihre erste Wohlthäterin, der sie die Grundgesetze der Billigkeit, die höchste aller Wohlthaten, verdankten. Die neue Vermählung des Zeus mit der Juno hieß wegen ihrer Heiligkeit Ierogamia und wurde auf Kreta, im Gebiet von Gnossos gefeiert, wo Zeus in der diktäischen Höhle heimlich erzogen worden war. Alle Götter wohnten ihr bei; und die Kretenser feierten dies große Ereigniß jährlich mit großem ceremoniellem Pomp."

Das Gedicht ist nichts als eine ziemlich phantasielose Schilderung dieser Götterhochzeit, mit stetem Seitenblick auf das hohe Paar. Die Musen singen, und die hehre Themis scheint zufrieden zu sagen: Wenn man hier Freude fühlt, wenn die Erde glücklich ist, so ist der Ruhm mein.

Le Api Panacridi in Alvisopoli. 1811. Prosopopöe auf die Geburt des Königs von Rom. (S. 279.)

„Alvisopoli liegt zwischen dem Lemene und dem Tagliamento." A. Monti's.

Den Bienen werden die Verse in den Mund gelegt. Ein Meisterstück in seiner Art, die Verse vom Allerbesten, was Monti gemacht hat, die Unerschöpflichkeit in immer neuen Wendungen der Devotion und Vergötterung wahrhaft staunenswerth.

Die Jahre 1815—1826 umschließen die vierte Periode, in welcher keine größere Dichtung mehr gelingen wollte. Gedichte zur Hochzeitsfeier, Sonette auf seine Augenkrankheit, auf Agricola's Bild seiner Tochter, eine lange stattliche Canzone auf die vier Tafeln Agricola's mit den Bildern von Beatrice und Dante, Laura und Petrarca, Alessandra und Ariost, Leonora und Tasso, und neben anderen, häuslichen Gelegenheitsversen vier Sonette auf die Wiedergeburt Griechenlands, von denen zum Schlusse zwei hier noch mitgetheilt werden mögen, da sie erkennen lassen, daß die große Manier der Bassvilliana bis zuletzt, wenn auch nur in dünnem Nachklang, auf Monti's Leier forttönte.

Auf Griechenlands Wiedergeburt.

(1822.)

I.

Die Heldenschaar, die im gelobten Land
Im heil'gen Kriege fiel, erhob die Stimmen
Vor Gottes Thron, in schmerzlichem Ergrimmen,
Indeß der Himmel lauschend sie umstand.

„Du littst um uns den Tod; und Asien fand
Uns all' um dich in unserm Blute schwimmen.
Dies hier bezeugt's!" Da riß von seinen grimmen,
Glorreichen Wunden Jeder sein Gewand.

„Nun sieh, o Herr, wie zu des Thraciers Frommen
Die Waffen Christi widers Kreuz sich rüsten,
Und o, dein Donner schweigt bei ihren Schlachten?"

Da plötzlich ward das Donnerwort vernommen:
Weh dieser Kön'ge Schwur! Weh den Gelüsten
Der Scepterträger, die den Herrn verachten!

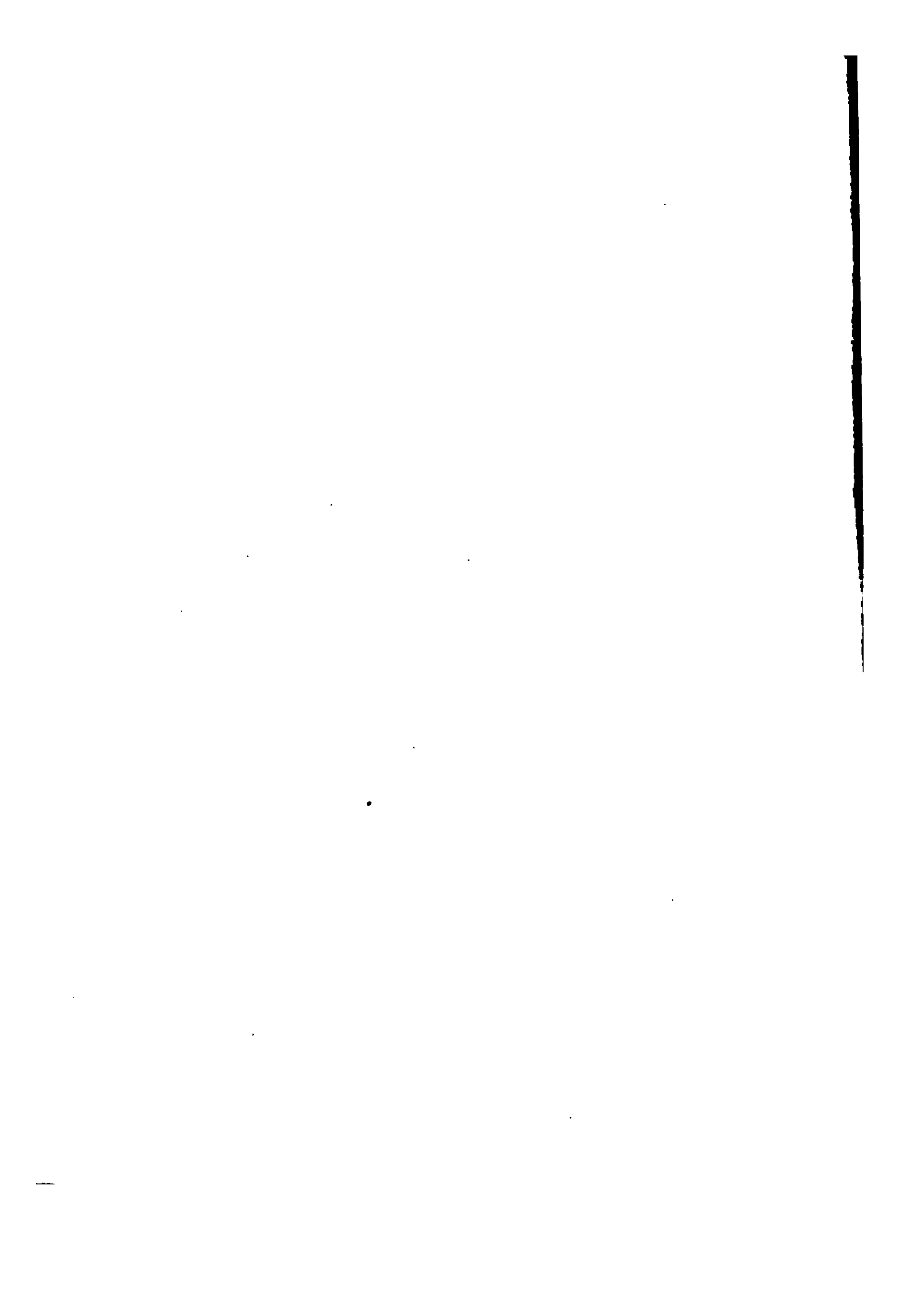
II.

Mit jenem Roth, das bei der Sonne Sterben
Die Wolken überströmt, sah man darnach
Aus Scham und Trauer um so große Schmach
Des Himmels Angesicht sich plötzlich färben.

Gen Albion aber zürnt der Ruf des herben
Riccardo: Du, der meinen Thron zerbrach
Um schnödes Gold, nicht folgst du Christo nach,
Eidbrüchiger Fürst! Gott wolle dich verderben!

Gottfried und Tancred, finstre Blicke sendend
Nach Frankreich und Italien, riefen sie:
Verflucht sei, wer für Mahom zuckt die Klinge!

Dann sich zum Herrn der Artuslande wendend
Frohlockten Alle: Theurer Held, o zieh
Zum Kampf, zum Sieg; Gott hilft, das es gelinge!



IV.

Ugo Foscolo.

(1779—1827.)

Zu den drei illustren Poeten, deren Leben und Werke wir bisher betrachtet haben, gesellt sich als ebenbürtiger Vierter Ugo Foscolo.

Es ist nicht meine Absicht, als Einleitung zu der Uebersetzung seines Gedichts „Von den Gräbern“ ausführlich von seinem vielseitigen literarischen Wirken und seinen stürmischen Lebensschicksalen zu handeln. Die Früchte dieses langen leidenschaftlichen Kampfes mit den überlegenen Mächten der Zeit und persönlichem Ungemach aller Art sind in Deutschland so gut wie unbekannt. Wem wären heute noch die „Letzten Briefe des Jacopo Ortis“ so gegenwärtig, daß er einer Abhandlung über das Verhältniß dieses „italienischen Werther“ zu dem deutschen Urbilde mit Interesse folgen möchte? Wer außer wenigen Gelehrten weiß etwas von den philologischen, literarhistorischen und ästhetischen Arbeiten, mit denen der verbannte Patriot seine kummervollen Tage in England ausfüllte, seinen Boccaccio- und Dante-Studien, den Untersuchungen über die italienische Sprache, seiner Uebersetzung der sentimental journey u. s. w.? Um daher der geistigen Bedeutung und der eindringenden und umfassenden Gelehrsamkeit des Mannes gerecht zu werden, bedürfte es einer so eingehenden Darstellung und Wiederbelebung verschollener Zeiten und Dinge, daß wir damit den bescheidenen Rahmen unseres Planes sprengen würden.

Nur zur Würdigung des Gedichtes „Von den Gräbern“ und seiner Stellung in der zeitgenössischen Literatur mögen die wesentlichsten persönlichen und dichterischen Züge seines Verfassers hier mitgetheilt werden, wie de Sanctis' sie im zweiten Bande seiner Literaturgeschichte S. 448 ff. aufs Glücklichste zusammengefaßt hat.

„Nach der Gründung der cisalpinischen Republik wurde Monti wegen seiner Basvilliana eben so leidenschaftlich angegriffen, wie er vorher gelobt worden war. Ein junger Mann schrieb seine Vertheidigung. Die kühne That fand Beifall und der Jüngling wurde bei seinem ersten Schritt in das öffentliche Leben mit Achtung und Wohlwollen begrüßt. Ich spreche von Ugo Foscolo, der sich in der Schule Plutarch's, Dante's und Alfieri's gebildet hatte.

Um Italien stritten nach alter Gewohnheit Franzosen und Deutsche. Es war die alte Geschichte, aber mit neuen Antrieben. Nicht mehr um Besitzrechte handelte sich's. Die Ländergier und das Verlangen nach politischem Einfluß verbargen sich unter edleren Motiven. Sie kamen im Namen der modernen Ideen. Die Loosung der Einen war Freiheit und nationale Unabhängigkeit; hinter ihren Bajonetten standen Voltaire und Rousseau. Die Andern, die sich erst als Vorkämpfer des Papstes und Wiederhersteller des Alten geberdet hatten, endigten damit, die wahre Freiheit und wahre Unabhängigkeit zu verheißen. Die Ideen marschirten hinter den Soldaten und drangen bis in die untersten Schichten der Gesellschaft vor, eine Propaganda bei Kanonendonner, die in wenigen Jahren erreichte, was sonst ein Jahrhundert erfordert hätte. Das italienische Volk wurde dadurch bis in seine geheimsten Tiefen aufgeregt; neue Interessen, neue Bedürfnisse, neue Sitten kamen auf, und als nach 1815 Alles in den früheren Zustand zurückgekehrt zu sein schien, regte sich unter der alten Oberfläche ein von einem neuen Geist tiefdurchdrungenes Volk, welches, wie der Vulcan, seine periodischen Ausbrüche hatte, bis es endlich befriedigt wurde.

Diese großen Ereignisse trafen Italien unreif und unvorbereitet. — Ohne ihr Verdienst frei geworden und zu Republikanern gemacht, leisteten die noch nicht zum Selbstgefühl herangereiften Massen ihren Befreiern Heerfolge, eine Clientenschaar, die ihrem großmüthigen Herrn den Hof machen und Beifall klatschen sollte. — — — —

Mailand wurde der Sammelplatz der berühmtesten Patrioten. Metastasio und Goldoni, Filangieri und Beccaria

waren vor wenigen Jahren gestorben. Bettinelli, der Nestor, überlebte sich selbst. Alfieri, der in der ersten Begeisterung die Befreiung Amerika's und die Erstürmung der Bastille besungen hatte, entlud, als er die Ausschreitungen der Revolution erlebte, seinen Zorn und Rachegrimm im Misogallo, seinen bitteren Humor in den Satiren, und da ihm die Ereignisse Unrecht gaben, vergrub er sich wie Parini in der antiken Welt, lernte Griechisch und beschloß sein Leben unter dem sarkastischen Lachen trauriger Komödien. Cesarotti, auf seinen Lorbeern eingeschlafen, trug auf dem Katheder officielle Lobreden vor und schrieb abgeschmackte panegyrische Verse .... die alte Generation trat ab unter dem Klang der lyrischen Gedichte des Professors, Ritters und Hofpoeten Vincenzo Monti. Die Republikaner in Neapel und Mailand endigten ihr Leben im Hofkleid in den königlichen Vorzimmern. Nirgends hörte man mehr eine heftige Stimme, die unter all dem festlichen Pomp und lauten Waffenlärm an den Schmerz, den Ingrimm und die Scham der Patrioten erinnert hätte.

Da erschien (i. J. 1800) Jacopo Ortis. Es war der erste Schrei der Enttäuschung, aus dem Grunde der Lagunenstadt, ein todestrauriges Vorspiel einer viel schauerlicheren Tragödie. Der junge Autor hatte wie Alfieri begonnen; die unverhofft erschienene Freiheit hatte er mit lyrischer Überschwänglichkeit begrüßt. Aber fast zu derselben Zeit, wo er den Heros besang, der Venedig befreite, verkaufte der Heros, zum Verräther verwandelt, Venedig an Österreich. Über Nacht fand sich Ugo Foscolo seines Vaterlands*), seiner Familie, seiner Illusionen beraubt, als ein unstäter Flüchtling. Sein ganzes Herz entlud er in seinem Jacopo Ortis. Der Grundton des Buches ist der Ausruf des Brutus: O Tugend, du bist nur ein leerer Name ..... die Wahrheit ist eine Täuschung, der Fortschritt eine Lüge. Beim ersten Lächeln des Glücks hatte man sich tollen Hoffnungen hingegeben, bei der ersten Enttäuschung toller Verzweiflung. Dieser

*) Obwohl auf Zante geboren und in Spalato erzogen, betrachtete F. sich doch stets als Venetianer.

plötzliche Umschwung schrankenloser Gefühle beim ersten Anprall gegen die Wirklichkeit zeigt, von wie abstracten Ideen Italien damals aufgeregt war, die aus Büchern stammten und im Gehirn blieben, keine Erfahrung zu ihrer Stütze hatten und noch nicht dazu gemacht waren die Charaktere, zu stählen. Wir finden in diesem Jacopo eine krankhaft überreizte Empfindung, die sich in oberflächlichen, jugendlichen Ausbrüchen entlädt, nicht den reifen Ausdruck einer Weltanschauung, die lange bebrütet und vertieft worden ist, mehr Hang zu abstracter Reflexion als künstlerische Gestaltungskraft, eine dürftige, einförmige Phantasie neben einem enormen Überschwang von Gefühlen.

Jacopo's Schmerzensschrei verhallte unter dem Lärm der Ereignisse. Anonym, verstümmelt und interpolirt herausgegeben, als eine reine Buchhändlerspeculation, erregte er Neugier und wurde ein Lieblingsbuch der Damen und jungen Leute, die verliebte Redensarten daraus lernten. Eine politische oder literarische Bedeutung legte man ihm nicht bei, ja Viele ließen sich von oberflächlichen Ähnlichkeiten täuschen und hielten ihn für eine Nachahmung des Werther.

Foscolo mischte sich nun in das italienische Leben und war stolz auf sein neues Vaterland, das Vaterland Dante's und Alfieri's. Jung, voll Illusionen, leidenschaftlich, von wüthender Ruhmbegier (furore di gloria) erfüllt .... fühlt er die ihm aufgezwungene Unthätigkeit als eine zehrende Krankheit, eine Schwindsucht der Seele, wie er sie so treffend in seinem Ortis nennt ...... Alfieri, in ähnlicher Lage, suchte zu 20 Jahren sich durch seine Reisen zu beschwichtigen, Foscolo durch Versemachen. In den lyrischen Ergüssen von seinem 16ten bis zum 26sten Jahre klingt wieder eine süße, schwermüthige Innigkeit, die der italienischen Poesie seit lange verloren war. Manchmal glaubt man Töne zu hören, wie später Leopardi sie anstimmte:

Du wirst von deinem Sohn nichts Andres haben,
Mein Vaterland, als Thränen; uns verhängte
Das Schicksal nur ein unbeweintes Grab.

Aber die Schule des Lebens heilte Foscolo. Als Soldat der Republik kämpfte er bei Cento, an der Trebbia, bei Novi, bei Genua. Das Soldatenleben gab ihm seine Lebenslust wieder . . . Sein Ruhm lässt ihn auch an Wissenschaften und Poesie wieder Geschmack finden; er übersetzt das „Haar der Berenice" und begleitet es mit einem Commentar, in welchem er eine seltene Gelehrsamkeit entfaltet; er versucht, im Wetteifer mit Monti, eine Übersetzung der Ilias; er schreibt eine Rede für die Comitien von Lyon, in prachtvollem Stil, voll würdiger und kühner Gedanken.

„Die Gräber" begründeten für immer seinen Ruf und erhoben ihn neben die Größten . . . . .

Ein Gesetz der Republik verordnete die Gleichheit der Gräber, die Gleichheit der Menschen vor dem Tode. Prunkvolle Gräber schienen ein Privilegium des Adels und der Reichen, und man kämpfte gegen das Privilegium und die Klassenunterschiede auch in dieser Form. Parini also soll in der gemeinsamen Gruft neben dem Diebe ruhen, dachte Foscolo. Diese bis zum Extrem getriebene revolutionäre Logik verdunkelte ihm die Poesie des Lebens, warf ihn in den Naturzustand der Wildniß zurück, die noch nicht von Menschen bewohnt war . . . Als Dichter wie als Mensch fühlte er sich verletzt. Ihm fehlte die religiöse Idee, die den Tod verklärt. Aber es lebte in ihm der Begriff der Menschheit in ihrem Fortschreiten und ihren Zielen, geknüpft an die Ideen der Familie, des Vaterlands, der Freiheit und des Ruhms. Hieraus schöpfte Foscolo seine Harmonieen, eine neue Religion der Gräber . . . Das Gedicht ist eine Geschichte der Menschheit von einem neuen Gesichtspunkt aus, eine Geschichte der Lebenden aus der Todten-Perspective entworfen . . . . . Als es erschien, war es, als wäre eine Saite berührt worden, die in allen Herzen nachzitterte. Und nicht geringer war der literarische Eindruck.

Die neue Literatur hatte sich durch die Abschaffung des Reimes angekündigt. Auf die Terzine und Octave folgte der Blankvers. Es war eine Auflehnung gegen das rein musikalische Wesen der poetischen Form. Die neue Sprache, auf ihren

ernsthaften Gehalt vertrauend, unterdrückte nicht nur die Musik, sondern auch den Reim; sie genügte sich selbst. Auch die Gattung war neu. Auf das Sonett und die Canzone folgte das Gedicht (il Carme), eine Form, die von jedem äußeren festen Zwang sich befreit hatte. Es war die Lyrik der sittlichen und religiösen Welt, die Erhebung der Seele in die hohen Sphären der Humanität und der Geschichte, eine Erneuerung des Gewissens und des inneren Menschen, erhaben über den Zeitleidenschaften, der ganze Mensch in all seinen Lebensverhältnissen als Patriot und Bürger wie in seinen häuslichen Gefühlen: das Morgenroth eines neuen Jahrhunderts. Das „Gedicht" war das Vorspiel zum Hymnus. Foscolo klopfte damit an die Pforten des 19ten Jahrhunderts.

Nachdem er diesen Weg betreten hatte, legte er Hand an andere Gedichte, den Alcäus, das Unglück, den Ocean Aber die erste Begeisterung fand er nicht wieder; er dichtet kalt, rein literarisch, die Sachen bleiben Fragmente, Nichts gelangt mehr zur Reife. Zuletzt erschienen „die Grazien", das Werk eines höchst feinen Künstlers, aber der Dichter ist kaum mehr darin zu spüren. . . . . . .

Foscolo starb 1827. Und schon hatten sich am Horizont erhoben Pellico, Manzoni, Grossi, Berchet. Die Romantik, die kühne nordische Schule, hatte sich angekündigt." . . . .

Die Gräber.

An Ippolito Pindemonte.

Deorum manium iura sancta sunto.
XII. Tab.

Ist im Cypressenschatten und in Urnen,
Von Thränen mild bethaut, der Todesschlaf
Denn minder traurig? Wenn das Sonnenlicht
Nicht mehr für mich auf Erden dieses schöne

5 Geschlecht ernährt der Pflanzen und der Thiere,
Nicht mehr mit schmeichelnd holden Lockungen
Der Reigen künft'ger Stunden mich umtanzt,
Nicht deines Verses schwermuthsvollem Wohllaut,
Geliebter Freund, ich fürder lauschen soll,
10 Nie mehr in mir der Hauch ertönen wird
Der jungfräulichen Musen und der Liebe,
Der einzig noch beseelt mein unstät Leben:
Wär' dann ein Stein Ersatz verlorner Tage,
Der mein Gebein von den unzähl'gen scheidet,
15 Die hinsä't über Meer und Land der Tod?
Wohl wahr ist's, Pindemonte: auch die Hoffnung,
Zuletzt von allen Göttern, flieht die Gräber,
Und alle Dinge hüllt Vergessenheit
In ihre Nacht, und eine ruhelose
20 Gewalt treibt Alles um, und Menschen, Gräber,
Die letzten Bilder und die letzten Trümmer
Von Erd' und Himmel wandelt einst die Zeit.

Doch warum soll der Mensch sich vor der Zeit
Den Wahn mißgönnen, der den Abgeschiednen
25 Am Thor des Hades noch verweilen läßt?
Lebt er denn nicht auch unterm Rasen, ob
Ihm auch des Tages Harmonie verstummt ist,
Wenn er mit sanften Sorgen in der Seele
Der Seinen sie erwecken kann? Wohl himmlisch
30 Ist dieser Austausch liebender Gefühle,
Wohl eine Himmelsgabe! und noch oft
Lebst du durch sie mit dem geschiednen Freunde
Und er mit dir, auch wenn die fromme Erde,
Die ihn als Kind empfing und auferzog,
35 In ihrem Mutterschoß die letzte Zuflucht
Ihm gönnend, sein Gebein unnahbar macht
Der Wuth des Wetters und dem plumpen Fuß

Des Volks, und wenn ein Stein den Namen nennt
Und liebevoll ein Baum voll duft'ger Blüten
40 Den armen Staub mit weichem Schatten tröstet.

Nur wer kein Erbtheil hinterlässt an Liebe,
Den freut die Urne wenig, und dafern
Er sieht im Jenseits, sieht er seinen Geist
Um acherontische Klagestätten irren,
45 Oder sich bergen unter den erhabnen
Flügeln der Gotteshuld; doch seinen Staub
Lässt er den Nesseln der verlassnen Scholle,
Dort, wo kein liebend Weib Gebete flüstert,
Kein einsam Wandernder den Seufzer hört,
50 Den uns Natur zuhaucht von Grabeshügeln.

Doch heut entrückt ein neu Gesetz die Gräber
Dem Blick der Treue und beraubt die Todten
Des Namens. Ohne Grabmal ruht dein Priester,
Thalia, der im dürft'gen Haus mit Singen
55 Dir einen Lorbeer auferzog und dir
In lebenslanger Liebe Kränze weihte.
Und du vergoldetest mit deinem Lächeln
Sein Rügelied auf den lombardischen Wüstling,
Dem nur der Rinder Brüllen lieblich tönt,
60 Die am Ticin, in abduanischen Höhlen
Sich mästen, daß er müßig schwelgen mag.
Wo bist du, schöne Muse? Kein ambrosisch
Gedüft umhaucht mich, deine Gottheit kündend,
Hier wo ich sitz' im Grünen und mich sehne
65 Nach meiner Mutter Haus. Doch zu ihm kamst du
Mit holdem Lächeln unter jene Linde,
Die nun erschauernd hangen lässt ihr Laub,
Weil sie des Greisen Urne nicht beschirmt,
Dem einst sie freundlich Ruh' und Schatten bot.
70 Spähst du umher, o Göttin, bei den Gräbern

Der Armuth, wo die heil'ge Asche deines
Parini ruht? Ihm gönnte keinen Schatten
In ihrem Mauerring die Stadt, die üpp'ge
Verführerin weibisch entnervter Sänger,
75 Nicht Stein, noch Grabschrift; und vielleicht besudelt
Ihm das Gebein des Räubers blutend Haupt,
Der seine Frevel auf der Richtstatt büßte.
Du hörst die herrenlose Hündin, heulend
Vor Hunger, zwischen Trümmern und Gestrüpp
80 Den Grund aufwühlen auf den öden Gräbern,
Und aus dem Schädel, wenn der Mond versunken,
Schwirrt vor der Wiedehopf und flattert unstät
Rings um der Todtenflur zerstreute Kreuze,
Und der unsaubre Gast, mit schrillem Wehlaut
85 Klagt er die Strahlen an, die fromm die Sterne
Vergessnen Gräbern gönnen. Doch umsonst,
O Göttin, flehst du an die düstre Nacht
Um Thau für deinen Dichter. Ach, es blüht
Auf Gräbern keine Blume, wenn das Lob
90 Der Menschen sie nicht ehrt und Liebesthränen!

Seit Ehen, Satzungen und Opferstätten
Das Raubthier, Mensch geheißen, Mitleid lehrten
Mit sich und Andern, bargen die Lebend'gen
Vor Wetterunbill und der Hunde Gier
95 Die armen Überreste, die Natur
In ew'gem Wandel neu beleben will.
Die Gräber wurden Zeugen der Geschichte,
Altäre für die Kinder, und die Stimme
Der Laren tönt' aus ihnen, und voll Scheu
100 Schwor man und hielt den Eid beim Staub der Ahnen.
Ein heil'ger Brauch, den, oft die Formen wechselnd,
Altvätertugend und die Furcht der Götter
Durch langer Jahre Lauf in Ansehn hielten.

Nicht immer war der Tempelraum gepflastert
105 Mit Grabdenkmälern, noch beklomm inmitten
Des Weihrauchs widriger Verwesungsduft
Die Betenden, noch sah man in den Städten
Mit Grau'n die Bilder von Gerippen; Mütter
Fuhren noch nicht erschrocken aus dem Schlaf
110 Und schlangen um des Säuglings zartes Haupt
Die nackten Arme, daß ihn nicht erwecke
Das hohle Stöhnen eines Abgeschiednen,
Der an der Kirche käufliche Gebete
Die Erben mahnt. Nein, Cedern und Cypressen,
115 Mit ihrem reinen Hauch die Winde schwängernd,
Umzweigten dicht zu ewigem Gedächtniß
Mit ew'gem Grün das Grab, und kostbare
Gefäße sammelten geweihte Thränen.
Die Freunde raubten einen Sonnenfunken,
120 Die unterirdische Nacht damit zu lichten;
Denn Menschenaugen suchen, eh sie brechen,
Die Sonn', und seinen letzten Seufzer sendet
Ein jedes Herz empor zum flieh'nden Lichte.
Die Quellen, reinigende Wasser sprühend,
125 Ernährten Amaranthen und Violen
Rings um die Gruft, und wer dort niedersaß,
Um Milch zu spenden und den theuren Todten
Sein Leid zu klagen, den umhauchten Düfte,
Süß wie die Luft der elysäischen Fluren.
130 Ein frommer Wahn ist's, der Britanniens Töchtern
Die Friedhofsgärten in der Vorstadt draußen
Lieb macht, um dort in Sehnsucht nachzutrauern
Der heimgegangnen Mutter und von gnäd'gen
Schutzgeistern zu erflehn des Helden Heimkehr,
135 Der fällen ließ auf dem ersiegten Schiffe
Den höchsten Mast, draus seinen Sarg zu zimmern.
Doch wo die Leidenschaft des Ruhmes schläft

Und Üppigkeit und Furcht die einz'gen Triebe
Des engen Lebens sind, erheben sich
140 Zu leerem Prunk der Friedhofs Marmorsäulen
Und mahnen nutzlos an die Schattenwelt.

Der reiche, adlige, gelehrte Haufe,
Des lachenden Italiens Schmuck und Seele,
Hat lebend schon in höfischen Palästen
145 Sein Grab und als alleinigen Ruhm ein Wappen.
Uns soll der Tod die stille Wohnstatt rüsten,
Wo endlich ruht des rächenden Geschickes
Unbill und treue Freundschaft keiner Schätze
Vermächtniß erbt, nur glühende Gefühle
150 Und eines freiheitathmenden Liedes Vorbild.

Zu Edlem spornen an der Tapfern Gräber
Ein tapfres Herz, o Pindemonte; schön
Und heilig machen sie dem Wanderer
Die Erde, die sie birgt. Da ich das Grabmal
155 Erblickte, drin der Leib des Großen ruht,
Der von dem Herrscherstab der Fürsten weise
Den Lorbeer streifte und der Welt enthüllte,
Von wie viel Thränen er und Blute trieft,
Und Dessen Sarkophag, der einen neuen
160 Olymp in Rom den Göttern thürmt', und Dessen,
Der unterm Zelt des Äthers kreisen sah
Die Welten, von der unbewegten Sonne
Bestrahlt, und so dem kühnbeschwingten Britten
Zuerst des Firmamentes Wege bahnte:
165 Glücksel'ge Stadt! rief ich, mit deinen Lüften
Von Leben schwanger, deinen Quellen, die
Der Appennin von seinen Höh'n dir zuströmt!
Mit reinstem Lichte, deines Himmels froh,
Umkleidet dir der Mond die sanften Hügel
170 Zur Feierzeit des Herbstes; und die Thäler,

Belebt mit Häusern und Olivenhainen,
Entsenden Blumenweihrauch himmelwärts.
Und du zuerst, Florenz, vernahmst das Lied,
Des flücht'gen Ghibellinen Trost im Grimme.
175 Du gabst die theuren Eltern und die Sprache
Kalliope's süßredendem Liebling, der
Den Liebesgott, in Rom und Hellas nackt,
Mit schimmerndem Gewande keusch umhüllend
Dem Schooß der himmlischen Venus wiedergab.
180 Doch sel'ger noch, weil du in Einem Tempel
Italiens Glorien hegst, die einz'gen wohl,
Seit dich der Wall der Alpen nicht mehr schirmte
Und dir der Menschenloose mächt'ger Wandel
Waffen und Hab' und Gut, Altär' und Heimat,
185 Ja, außer der Erinnrung Alles nahm.
Denn, wenn Italiens hochgesinnten Geistern
Die Hoffnung neuen Ruhms erglänzt, von hier
Kommt günst'ger Wink. Zu diesen Marmorbildern
Kam auch Vittorio oft, sich zu begeistern.
190 Den Heimathgöttern zürnend, irrt' er stumm
Am ödesten Arno-Strand, Gefild' und Himmel
Mit Sehnsuchtsblick betrachtend; und da nichts
Lebend'ges seinen Kummer sänftigte,
Ruhte der Düstre hier, im Angesicht
195 Des Todes Blässe zeigend und die Hoffnung.
Nun wohnt er ewig dort bei jenen Großen,
Und sein Gebein durchschauert Heimathliebe.
Wohl spricht ein Gott aus jenem Tempelfrieden,
Der Hellas' Kraft und Zürnen wider Persien
200 Genährt in Marathon, dort wo Athen
Den Helden Gräber weihte. Wer zu Schiff
Das Meer durchsegelt' unterhalb Euböa,
Sah durch die nächt'ge Weite Funken blitzen
Von Helmen, Schwertern, die an Schwerter schlugen,

205 Sah Scheiterhaufen lodern, sah im Glanz
Der eh'rnen Waffen kriegerische Schatten
Zum Kampf sich drängen, und im Grau'n der stillen
Nachtzeit ergoß sich weithin durchs Gefild
Getöse von Phalangen, Hörnerschall,
210 Hufschlag der Rosse, die in wildem Ansturm
Die Helme der Verscheidenden zerstampften,
Gestöhn, Kampflieder und Gesang der Parzen.

Du Glücklicher, daß du der Stürme Reich,
Das weite, jung durchstreift, Ippolito!
215 Und wenn dein Schiffer an des Ägeus Inseln
Den Kiel vorbeigelenkt, dann hörtest du
Des Hellesponts Gestade wohl ertönen
Von alten Thaten und die Fluth erbrausen,
Die zum rhöteischen Strand auf Ajax' Hügel
220 Achilleus' Waffen trug. Den Großgesinnten
Gönnt ihr gerechtes Ruhmestheil der Tod,
Und keine List und Gunst der Könige
Wahrten dem Ithaker die mächt'gen Waffen,
Die seinem irrenden Schiff die Welle wieder
225 Entriß, empört von unterird'schen Göttern.

Und mich, den Flüchtling, den der Zeiten Drang
Und Ehrbegier von Land zu Ländern treibt,
Mich soll'n die Musen weih'n, die Nährerinnen
Der Menschengeister, Helden zu erwecken.
230 Grabhüterinnen sind sie; wenn die Zeit
Mit kaltem Fittich dort die Trümmer selbst
Von hinnen fegt, tönt durch die Wüste noch
Ihr freud'ges Singen, und der holde Wohllaut
Besiegt das Schweigen der Jahrtausende.
235 Noch heut in Troas' unbebauter Flur
Erscheint in ew'gem Glanz ein Ort dem Wandrer,
Verewigt durch die Nymphe, der sich Zeus

Vermählt, und die ihm Dardanus gebar,
Dem Troja und Assaracus, die fünfzig
240 Brautkammern und das julische Reich entstammt.
Denn als den Parzenruf Elektra hörte,
Der von des Tags lebend'gen Lüften sie
Hinabrief zum Elysium, sandte sie
Ihr letzt Gebet zum Zeus. Wenn jemals, rief sie,
245 Mein lockig Haupthaar dir gefiel, mein Antlitz,
Die süßen Nächte, und des Fatums Schluß
Mir keinen bessern Lohn gewähren will,
Blick doch vom Himmel auf die todte Freundin,
Auf daß Elektra's Name nicht vergehe! —
250 So flehend starb sie. Und der Göttervater,
Erseufzend neigt' er sein unsterblich Haupt,
Und über ihren Leib Ambrosia sprühend
Aus seinen Locken, weiht' er ihre Gruft.
Dort saß Poseidon, dorten ruht die Asche
255 Des edlen Ilos, und die Troerinnen,
Dort löſ'ten sie ihr Haupthaar, ach, umsonst,
Von ihren Gatten das Geschick zu wenden.
Dorthin, als sie der Gott im Busen drängte,
Den Tag von Troja's Fall zu künden, kam
260 Cassandra, zärtlich mit Gesang die Schatten
Zu grüßen und die Enkel anzuleiten
Und Wehgesang die Jünglinge zu lehren.
Und seufzend sprach sie: O wenn je von Argos,
Wo dem Tydiden und Laertes' Sohne
265 Die Ross' ihr weiden müsst, der Himmel euch
Heimkehr vergönnt und ihr die Vaterstadt
Vergebens sucht: in Trümmern werdet ihr
Die Mauern rauchen sehn, die Phöbus baute.
Doch die Penaten Troja's wohnen dann
270 In diesen Gräbern. Denn der Götter Huld
Rettet im Unglück einen stolzen Namen.

Ihr aber, Palmen und Cypressen, die
Priamus' Schwiegertöchter pflanzten, ach,
Um bald mit Wittwenthränen sie zu wässern,
275 Schirmt meine Ahnen, und wer fromm das Beil
Fern halten wird von den geweihten Zweigen,
Soll minder Leid um Blutsverwandte tragen
Und rein und heilig den Altar berühren.
Schirmt meine Ahnen! Eines Tages werdet
280 Ihr einen blinden Bettler unter euren
Uralten Schatten irren sehn und wankend
Eintreten in die Grüfte und die Urnen
Umarmen und befragen. Dann mit Stöhnen
Verkünden wird die tiefgehöhlte Gruft,
285 Wie zweimal Ilion sank und wieder aufstand
In neuem Glanz auf den verstummten Straßen,
Daß höh'rer Ruhm den Peleus-Söhnen werde,
Die sein Geschick vollbracht. Der heil'ge Seher
Wird, mit Gesang die traurigen Schatten tröstend,
290 Verew'gen Argos' Fürsten rings, so weit
Vater Okeanos die Erd' umgürtet.
Dann wird man, Hektor, dich mit Thränen ehren,
Wo Blut, fürs Vaterland vergossen, heilig
Noch gilt und werth der Thränen, und so lange
295 Die Sonne niederblickt auf Menschenleid.

Anmerkungen.

Ich habe diese Dichtungsart den Griechen entlehnt, die aus den alten Überlieferungen sittliche und politische Gedanken herleiteten, indem sie sich damit nicht sowohl an den Verstand, als an die Phantasie und das Herz ihrer Leser wendeten. Kenner mögen beurtheilen, ob dieser Versuch nach der poetischen und moralischen Seite geglückt ist. Die folgenden Noten sollen nur einige Anspielungen auf zeitgenössische Dinge erläutern und die Quellen angeben, aus denen ich die alten Überlieferungen geschöpft habe.

V. 8. . . . deines Verses schwermuthsvollem Wohllaut . . .
Episteln und ländliche Gedichte von Ippolito Pindemonte.

V. 58. Sein Rügelied auf den lombardischen Wüstling . . .
Der „Morgen" Giuseppe Parini's.

V. 64. Hier wo ich sitz' im Grünen . . .
Das Lindenwäldchen in der östlichen Vorstadt von Mailand.

V. 70. . . . bei den Gräbern
Der Armuth . . .
Die vorstädtischen Friedhöfe von Mailand.

V. 97. Die Gräber wurden Zeugen der Geschichte . . .
Wenn die Achäer dem Ulysses ein Grabmal errichtet hätten, wie viel Ruhm hätte dasselbe seinem Sohne eingetragen! (Odyssee. Buch XIV. V. 369.)

V. 98. Altäre für die Kinder . . .
Ergo instauramus Polydoro funus, et ingens
Aggeritur tumulo tellus: stant manibus arae
Coeruleis moestae vittis atraque cupresso.

Vergil, Aen. III. 62, ebenda 305; VI. 177, ara sepulcri. Ein Gebrauch, der sich bis auf die spätesten Zeiten Roms erhielt, wie aus vielen Grabinschriften erhellt.

V. 98—99. . . . und die Stimme
Der Laren tönt' aus ihnen . . .
Manes animae dicuntur melioris meriti, quae in corpore nostro Genii dicuntur: corpori renuntiantes, Lemures; cum domos incursionibus infestarent, Larvae; contra, si faventes essent, Lares familiares.

Apuleius, De deo Socratis.

V. 117. . . . und kostbare
Gefäße sammelten geweihte Thränen . . .
Die Thränenkrüglein, Gruftlampen und Grabgebräuche der Alten.

V. 125. Ernährten Amaranthen und Violen . . .
Nunc non e manibus illis,
Nunc non e tumulo fortunataque favilla
Nascentur violae?

Persius, Sat. 1, 38.

V. 126—27. . . . und wer dort niedersaß,
Um Milch zu spenden . . .
Es war Sitte der Flehenden und Trauernden, bei den Altären und Gräbern niederzusitzen.
Illius ad tumulum fugiam supplexque sedebo
Et mea cum muto fata querar cinere.
Tibull. Buch II. Eleg. 8.

V. 128—29. . . . den umhauchten Düfte,
Süß wie die Luft der elysäischen Fluren.
Memoria Josiae in compositione unguentorum facta opus pimentarii. Ecclesiast. Cap. XLIX. 1.
und auf einer Graburne:

ΕΝ ΜΥΡΟΙΣ
ΣΟ ΤΕΚΝΟΝ
Η ΨΥΧΗ

in den Salben, o Kind, deine Seele.
(Iscrizioni antiche illustrate dall' abbate Gaetano Marini, S. 184.)

V. 130. . . . Britanniens Töchtern . . .
Es giebt große Marktflecken und kleine Städte in England, wo gerade die Friedhöfe der einzige öffentliche Spaziergang der Einwohner sind. Viele Denkmäler schmücken sie und eine herrliche Landschaft. (Ercole Silva, arte de' giardini inglesi, S. 327.)

V. 134. . . . des Helden Heimkehr . . .
Der Admiral Nelson nahm in Egypten den Franzosen das Schiff erster Klasse „l'Orient" weg, ließ den Hauptmast fällen und sich seinen Sarg daraus zimmern, den er beständig mit sich führte.

V. 154 u. ff.
Grabmäler Niccolò Macchiavelli's, Michelangelo's, der den Vatikan baute, Galileo's, Newton's Vorläufer, und anderer großer Männer in der Kirche Santa Croce in Florenz.

V. 173—74. Und du zuerst, Florenz, vernahmst das Lied,
Des flücht'gen Ghibellinen Trost im Grimme.
Viele Historiker sind der Meinung, daß die göttliche Komödie vor der Verbannung Dante's begonnen worden sei.

V. 176. Kalliope's süßredendem Liebling . . .
Petrarca wurde im Exil geboren. Seine Eltern waren Florentiner.

V. 179. . . . der himmlischen Venus . . .
Die Alten unterschieden zwischen einer irdischen, sinnlichen, und einer himmlischen, geistigen Venus; jede hatte ihre besonderen Priester und Riten. (Plato, im Gastmahl; Theokrit, Epigr. XIII.)

V. 189--90. . . . Vittorio . . .
Den Heimatgöttern zürnend . . .
So habe ich Vittorio Alfieri in seinen letzten Lebensjahren gesehen. Er liegt bestattet in Santa Croce.

V. 200. . . . wo Athen
Den Helden Gräber weihte.
„Im Gefilde von Marathon ist das Grab der Athener, die dort im Kampfe fielen, und allnächtlich hört man dort Pferdegewieher und sieht Schemen von Kämpfenden".

Pausanias, Reise in Attica. c. XXXIII.

„Auf dem Blachfelde dort liegen eine Menge Säulentrümmer, Marmorfragmente und Steinhaufen, u. A. ein Grabhügel, der denen von Troas ähnlich ist".
Voyage dans l'Empire Othoman, l'Egypte et la Perse, par G. A. Olivier, tom. VI c. 13.
Die Insel Euböa liegt der Küste gegenüber, an welcher Darius landete.

V. 212. . . . Gesang der Parzen.
Veridicos Parcae coeperunt edere cantus.

Catull, Hochzeit der Thetis, V. 308.

Die Parzen weissagten singend die Schicksale der Menschen bei ihrer Geburt und im Tode.

V. 217. . . . des Hellesponts Gestade . . .
Doch der Erschlagene kehrt zu den schöngebordeten Schiffen,
Daß mit Pracht ihn bestatten die hauptumlockten Achaier
Und ihm ein Mal aufschütten am breiten Hellespontos.
Künftig sagt dann einer der spätgeborenen Menschen,
Im vielrudrigen Schiffe zum dunkelen Meer hinsteuernd:
Seht das ragende Grab des längst gestorbenen Mannes . . .

Ilias, VII. V. 84 ff.

Früh itzt sammelten wir dein weißes Gebein, o Achilleus,
Lauteren Wein aufsprengend und Balsam. Aber die Mutter
Gab ein goldenes Henkelgefäß; ein Geschenk Dionysos'
Pries es Jen' und ein Werk des hochberühmten Hephästos.
Hierin ruht dein weißes Gebein, ruhmvoller Achilleus,
Mit dem Gebeine vermischt des Menötiaden Patroklos . . .
Drüber sodann ein großes, bewundrungswürdiges Grabmal
Häuften wir heiliges Heer der Danaer, fertig im Speerwurf,
Am vorlaufenden Strande des breiten Hellespontos,
Daß es fernsichtbar aus der Meerflut wäre den Männern,
Allen, die jetzt mitleben und die sein werden in Zukunft.

Odyssee, XXIV. V. 72 ff.

V. 219—20. Die zum rhöteischen Strand auf Ajax' Hügel Achilleus' Waffen trug.

Der Schild des Achilleus, mit dem Blute Hektor's bespritzt, wurde durch ungerechten Spruch dem Laertiaden zuerkannt; das Meer aber raubte ihn dem Schiffbrüchigen und trug ihn nicht nach Ithaka hin, sondern nach dem Grabe des Ajax. So zeugte es gegen das ungerechte Urtheil der Danaer und erstattete Salamis den ihm gebührenden Ruhm zurück. (Analecta veterum poetarum ed. Brunck; vol. III; epigr. anon. CCCXC.)

Diese Sage von den Waffen, die das Meer auf das Grab des Telamoniers getragen, ist bei den Aeoliern im Umlauf, die später hin Ilion bewohnten. (Pausanias, c. XXXV.)

V. 236. Erscheint in ew'gem Glanz ein Ort dem Wandrer . . .

Die neueren Reisenden, die die Ebene von Troja besuchten, entdeckten die Reste des Grabmals des Ilos, eines alten Dardaniden. (Le-Chevalier, Voyage dans la Troade, 2 Aufl. — Bericht über eine Reise des englischen Gesandten Liston nach Konstantinopel, von Mr. Hawkins und D. Dallaway.)

V. 237—38. . . . die Nymphe, der sich Zeus Vermählt . . .

Unter den vielen Sagen über die Abstammung der Dardaniden finde ich bei zwei griechischen Schriftstellern, dem alten Scholiasten des Lykophron zu V. 19 und dem Apollodor, Biblioth. Buch III, Kap. 12, daß Elektra, Tochter des Atlas, den Dardanus dem Zeus

geboren habe. Virgil (Aen. VIII. 134) und Ovid (Fasten IV. 31) haben diese Genealogie angenommen.

V. 255. Des edlen Ilos . . .

Homer, Ilias XI. 166.

V. 255—56. . . . die Troerinnen,
Dort lös'ten sie ihr Haupthaar . . .

Stant manibus arae
Et circum Iliades crinem de more solutae.

Virgil, Aen. III. 65.

V. 260. Cassandra.

Fatis aperit Cassandra futuris
Ora, dei iussu, non unquam credita Teucris.

Virgil, Aen. II. 246.

V. 280. . . . einen blinden Bettler . . .

. . . jener Höchste,
An Augen blind, an Geist ein Strahl des Himmels,
Der bettelnd mit Gesang durch Hellas zog.
Doch mit ihm wanderten getreu im Elend
Die Musenschwestern, seinen ungewissen
Gang mit den saitenkund'gen Händen leitend.
Als er dann hingeschieden, stritt um ihn
Athen mit Argos, Rhodos auch mit Smyrna;
Doch nur dem Himmel selbst konnt' er entstammt sein."

Verse eines genialen, für die Dichtkunst geborenen und von Vaterlandsliebe glühenden jungen Mannes*), die ich statt alles Lobes hier citire, zum Beweise, wie treu er im Gedächtniß des fernen Freundes fortlebt.

V. 285. Wie zweimal Ilion sank . . .
Durch Hercules (Pindar, Isthm. V. Epod. 2) und die Amazonen (Ilias III. 189).

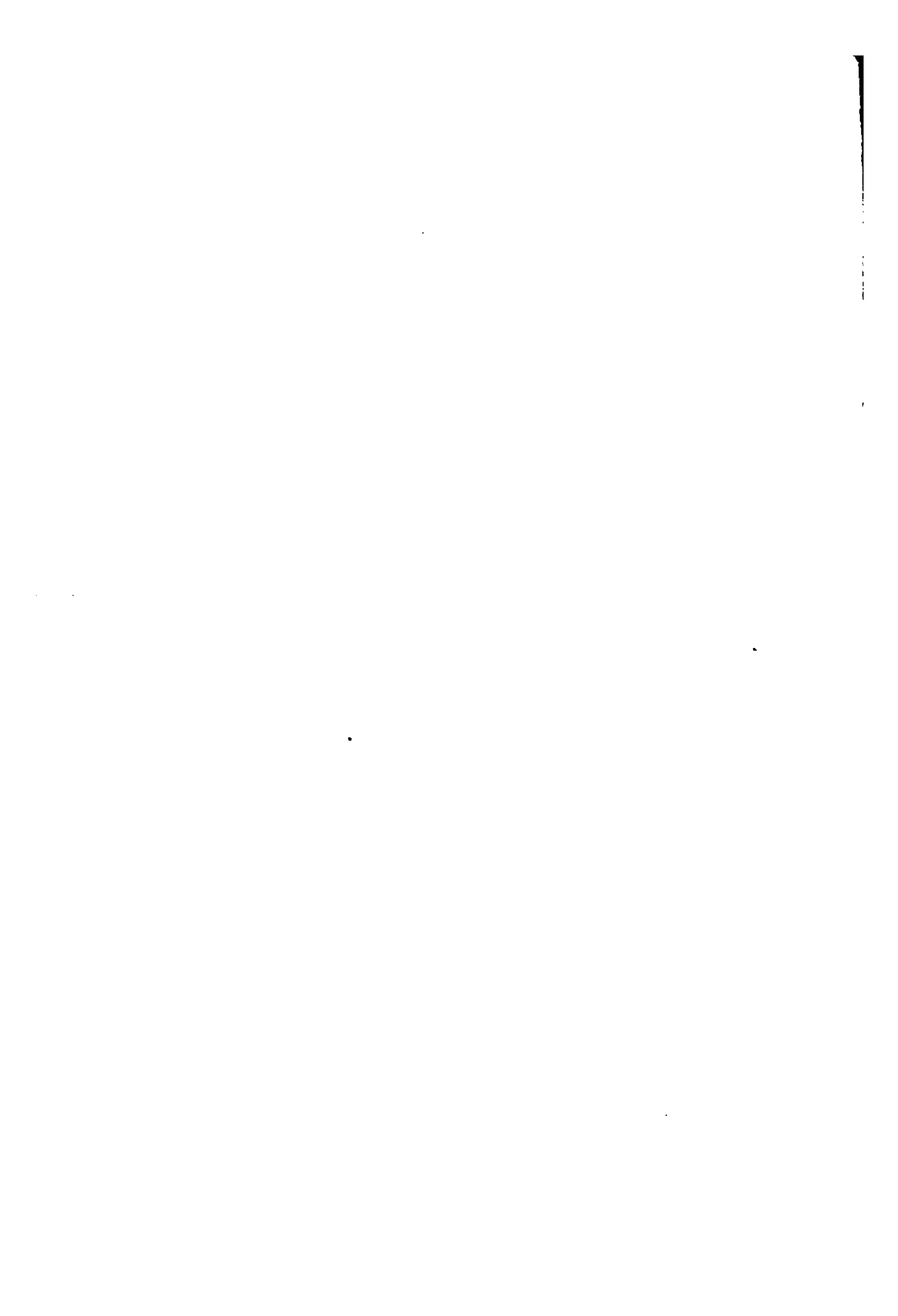
V. 288. . . . den Peleussöhnen . . .
Achilleus und Pyrrhus. U. F.

*) Alessandro Manzoni „Auf den Tod Carlo Imbonati's".

V.

Alessandro Manzoni.

(1785—1873.)



Alessandro Manzoni's heilige Hymnen. (1880.)

Im Jahre 1805 hatte Manzoni, zwei Jahre bevor er den Vater verlor, seine treffliche Mutter nach Paris begleitet. Sie war die Tochter jenes Cesare Beccaria, der mit seiner Schrift De' Delitti e delle Pene einen so bedeutenden Umschwung in den Rechtsanschauungen seiner Zeit hervorgebracht hatte. Giulia Beccaria, die älteste seiner Töchter, hatte im Jahre 1782 Don Pietro Manzoni geheirathet; am 7. März 1785 war Alessandro geboren worden. Als der zwanzigjährige Jüngling Italien verließ, waren die ersten Eindrücke seiner von Geistlichen geleiteten Erziehung bereits in seiner Seele erloschen. Die freie Bewegung der Geister jener Zeit hatte ihn mächtig ergriffen, die Gesellschaft, in die er eintrat, war ungläubig, die Freundin seiner Mutter, Frau von Cabanis, versammelte in ihrem Hause zu Auteuil*) einen Kreis bedeutender Männer, die das Erbe der Encyklopädisten durch die Stürme der Revolution hindurch treu bewahrt hatten. Cabanis selbst, Volney, Garat — derselbe, der Ludwig XVI. das Todesurtheil vorgelesen hatte, — vor Allen der edle Fauriel kamen dem jungen Italiener mit herzlicher Freundschaft entgegen. Aber wenn er der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts sich entschieden anschloß, ja über Voltaire's Deismus wohl noch einen Schritt hinaus that, wehrte sich doch der sittliche Adel seiner Natur und sein jugendlicher Idealismus gegen den frivolen Materialismus und die rücksichtslose Skepsis, die beim Beginn der Napoleonischen Herrschaft in der Luft lagen. Der starke und schlichte ethische Zug seines Wesens, der ihm ein langes Leben hindurch treu blieb und seine Gestalt selbst den Gegnern ehrwürdig machte, kündigte sich schon damals in voller Klarheit und mit der Würde einer unerschütterlichen Über-

*) Der berühmten Maisonnette.

zeugung an. In jenem ersten von ihm veröffentlichten Gdichte auf den Tod Carlo Imbonati's redet er den Schatten des abgeschiedenen Freundes seiner Mutter, der ihm im Leben nie begegnet war und Nachts an sein Lager tritt, mit den flehenden Worten an:

O zeige
Den Weg mir, der hinan zum Gipfel führt,
Daß, wenn ich fallen soll auf steiler Bahn,
Die Welt doch sagt: Er fiel auf eigner Spur. —
Und Er: Fühlen und denken sollst du; Wen'ges
Dir gnügen lassen; nie die Augen wenden
Vom Ziel hinweg; die Hand so wie das Herz
Stets rein erhalten; von der Menschen Treiben
Nur so Viel selbst erproben, als man braucht,
Es nicht zu achten; nie dich dienstbar machen;
Den Schlechten nie dich fügen; nie die heil'ge
Wahrheit verrathen; nie mit einem Wort
Der Tugend Hohn, dem Laster Beifall zollen. —
O Meister! rief ich, o mein güt'ger Führer!
Verlaß mich nicht! Laß deiner Weisheit Strahl
Mir nicht erlöschen! Bleib und leite mich,
Daß nicht Natur und Jugend mir den Geist
Blind machen und des Herzens Stimme knechten!

Man sieht deutlich aus diesen Versen, daß der junge Dichter, der sich zu so hohen sittlichen Idealen bekennt, mit der Milch der antiken Philosophie genährt worden ist, wie jenes andere Poemetto, das er wenige Jahre darauf unter dem Titel Urania veröffentlichte, ihn auch von Seiten der Form und des poetischen Apparates als einen treuen Schüler der classischen Literatur zeigt. Musen und Grazien, Pindar und Erinna treten darin auf, und nur die wärmere Empfindung und die reizende Frische des Colorits verrathen schon hier das mächtige Talent, das bald mit allen Überlieferungen der italienischen Classicisten brechen sollte, um die neue Schule zu gründen,

deren wahres Wesen durch das Schulwort der Romantik so schief und irreführend bezeichnet worden ist.

Doch erst eine große innere Umwandlung, eine völlig veränderte Weltanschauung sollte diese künstlerische Wiedergeburt in ihm hervorrufen.

Mutter und Sohn waren im Jahre 1807 nach Italien zurückgekehrt. Im Frühling 1807 hatte Alessandro die sechzehnjährige Tochter eines Genfer Banquiers, Henriette Louise Blondel, kennen gelernt und zu Anfang des Jahres 1808 sich mit ihr vermählt.*) Die Braut war Protestantin gewesen. Im zweiten Jahre nach ihrer Verheirathung trat sie in Paris zum Katholicismus über. Ihr Gatte hatte sie gewähren lassen, wie er sich selbst die vollste Freiheit der Überzeugung ihr gegenüber zu wahren wußte. Aber der bedeutungsvolle Schritt, den die tief und eigen angelegte junge Frau aus innerstem Bedürfniß gethan, regte ihn an, aus seiner kühlen Zurückhaltung religiösen Problemen gegenüber herauszutreten und mit dem Ernst, den er an alle geistigen Aufgaben wandte, die Grundlagen des Glaubens, dem seine Frau anhing, zu studiren. Wenig ist über diese entscheidende Zeit seines Lebens bekannt. Es wird nur erzählt, daß er eines Tages in der Kirche St. Roch zu Paris lange in Betrachtung versunken den Mysterien der Offenbarung nachgedacht und plötzlich in die Worte ausgebrochen sei: „O mein Gott! wenn du bist, so enthülle dich mir!“ — und aus dieser Kirche sei er als gläubiger Katholik hinweggegangen.

Welchen Antheil der Einfluß der jungen Frau, der Bekehrungseifer der Neubekehrten, an der Umwandlung Manzoni's aus einem Anhänger der Encyklopädisten in einen rechtgläubigen Katholiken gehabt habe, ist nicht nachzuweisen. Wir wissen nur, daß Gino Capponi, als er im Jahre 1827, kurz nach dem Erscheinen der Promessi sposi, den Dichter und seine Gattin in Florenz kennen lernte, die Frau, die nicht schön und von wenig Worten war, gerade nach diesen wenigen Worten

*) Sie starb im J. 1833, nachdem sie ihrem Gatten zehn Kinder geboren, drei Söhne und sieben Töchter.

und ihrem ganzen Benehmen für die vera ispiratrice des Dichters erklärte. Er selbst hat sein Trauerspiel Adelchi ihr zugeeignet mit Worten der tiefsten Liebe und Verehrung.*) Niemand aber, der Leben und Werke des seltenen Mannes im Zusammenhange betrachtet hat, wird zu glauben geneigt sein, daß irgend einem, selbst dem geliebtesten Menschen zu Gefallen, ohne innerstes Bedürfniß, sich die Abkehr von den Idealen seiner Jugend in ihm vollzogen habe. In der wundersamen Mischung der Elemente, die seine Natur gebildet, ist keines mächtiger, als der starke, bis zum Eigensinn gesteigerte Trieb, alles ihm nicht völlig Gemäße unerbittlich abzulehnen. Keinem fremden Einfluß hat er jemals die geringste Macht über die Richtung seines geistigen Lebens gestattet, und so bescheiden er von seinen Gaben dachte, so entschieden wahrte er Freunden und Feinden gegenüber das Recht seiner Persönlichkeit. Nicht einen Augenblick hatte ihn die Pietät gegen seine frühesten Lehrer abgehalten, in jenem Gedicht auf Imbonati die später so tief bereuten Schmähungen**) gegen die geistliche Schule auszustoßen und sich zu rühmen, daß er

Im schmutz'gen Pferch erzogen mit der Heerde,
Die dürren Strünke dann verschmäht, die Weide
Schmackloser Stoppeln, von der stinkenden
Krippe hinweg das Antlitz kehrte, frei
Entschlossen aus Ascräa's Quell zu schlürfen.

Aber auch dieser Trank konnte ihm nicht lange den Durst der Seele stillen. Wenn — außer Macchiavelli — wohl nie ein Italiener gelebt hat, der ein größerer Todfeind der Phrase

---

*) Der Name Enrichetta bezeichne ihm: „Glauben, Reinheit, Verstand, Liebe zu den Ihrigen, Wohlwollen gegen Alle, Opferfähigkeit, Demuth, Alles, was heilig, Alles, was liebenswürdig ist" — so schrieb er einer Enkelin, die den Namen der Großmutter trug, einundzwanzig Jahre nach dem Tode der Gattin in ihr Album. (Briefe v. A. M., herausg. von G. Sforza, Pisa, 1875, S. 423.)

**) Man vergleiche in Sforza's Sammlung den 47. und 71. Brief.

gewesen wäre, als Manzoni, wie kann es uns Wunder nehmen, daß die blutlosen Schemen des abgelebten Classicismus, der mythologisch=allegorische Plunder, mit welchem ein Monti auf allen Stufen seines wechselvollen Hofpoetenlebens zu prunken liebte, ihm bald als eine künstliche Puppenwelt, als ein fremder und falscher Aufputz erscheinen mußten! Er, der berufen war, die italienische Literatur in neue Bahnen zu führen, er durfte selbst mit einer gewissen Heftigkeit von den Überlieferungen des achtzehnten Jahrhunderts sich lossagen und seine eigenen Anfänge verläugnen.

Denn nur für Diejenigen, die bei künstlerischen Aufgaben nicht den ganzen Menschen einsetzen und zumal die Literatur als Geschmackssache betreiben, gilt, was Goethe in seinem Aufsatz über „Classiker und Romantiker in Italien, sich heftig bekämpfend" gesagt hat: „daß Jeder, der von Jugend an seine Bildung den Griechen und Römern verdankt, nie ein gewisses antikes Herkommen verläugnen, vielmehr jederzeit dankbar anerkennen wird, was er abgeschiedenen Lehrern schuldig ist, wenn er auch sein ausgebildetes Talent der lebendigen Gegenwart unaufhaltsam widmet und, ohne es zu wissen, modern endigt, wenn er antik angefangen hat."

In so vollem Maße aber die letzten, von Goethe ganz allgemein auf die neue Schule angewandten Worte insbesondere von Manzoni gelten dürfen, so wenig war die Zurückwendung des jungen Dichters zur naivsten Gläubigkeit eine literarische Angelegenheit für ihn. Ein seelisches, kein ästhetisches Ungenügen hatte ihm den classischen Parnaß verdächtigt. Urania hatte sein Herz leer ausgehen lassen und sein metaphysisches Bedürfniß mit Allegorieen moralischer Begriffe abgespeis't. Sein Verhältniß zu Gott und Welt aus eigener Macht neu zu befestigen, fehlte es seinem Geist an Kühnheit und Tiefe. Die Bescheidenheit und Schlichtheit seines Charakters wiesen ihn an auf Unterordnung unter die Autorität der Geschichte, deren Macht sich auch an seiner künstlerischen Natur zu allen Zeiten bewähren sollte. Wenn es daher nicht nachzuweisen sein wird, auf welchem Wege die offenbarte Religion zunächst in sein Inneres eindrang, auf dem der Phantasie oder des Gemüthes,

so wird doch Niemand bezweifeln, daß beide Kräfte der Seele einen gleich echten und lebendigen Antheil an seiner Umwandlung hatten, daß die einfach rührende Schönheit der heiligen Legende den Dichter in ihm mit derselben Unwiderstehlichkeit für sich gewann, wie der sittliche Gehalt der Evangelien dem Menschen für alle Zeit zu einem unantastbaren Eigenthum wurde.

Auch hier sind die Goethe'schen Worte über den Einfluß der christlichen Tradition auf die romantische Schule in ihrer kühlen Allgemeinheit nicht geeignet, Manzoni's besonderen Fall hinlänglich zu bezeichnen. Nicht als ein „Bildungsmittel" galt ihm die Bibel, jene „Sammlung bedeutender Documente, welche bis auf die letzten Tage einen lebendigen Einfluß hat, ob sie uns gleich so fern liegt und so fremd ist, als irgend ein anderes Alterthum. Daß wir sie näher fühlen, kommt daher, weil sie auf Glauben und höchste Sittlichkeit wirkt, da andere Literaturen nur auf Geschmack und mittlere Menschlichkeit hinleiten." Nicht als ein Stück Literatur, von anderen Literaturen noch so tief verschieden, sah er die Schriften des alten und neuen Testamentes an und versuchte, sich mit ihnen in ein Verhältniß zu setzen, das ergiebiger, inniger, dauernder auf seine „Bildung" gewirkt hätte, als irgend ein anderes. Zu einem Ereigniß ganz ohne Gleichen, einem von geschichtlichen Voraussetzungen nur zufällig abhängigen, im Grunde beständig gegenwärtigen persönlichen Erlebniß wurde ihm der gesammte Inhalt der katholischen Überlieferung, und Nichts hat die romantische Schule in Deutschland aufzuweisen, als höchstens Novalis' geistliche Lieder, was sich mit den wundersamen Zeugnissen dieser „Wiedergeburt", den Inni sacri, nur entfernt vergleichen ließe.

Schon die Art ihres Entstehens zeugt dafür, daß es sich hier nicht um einen „dankbaren Stoff", ein ergiebiges lyrisches Thema handelte, das den Dichter, als er in dem neuen Gebiet heimisch geworden, zur künstlerischen Verwerthung gereizt hätte. Nicht auf Einen Wurf, sondern in weiten Zwischenräumen entstanden sie, die Auferstehung zuerst, im Jahre 1812, als das Ereigniß, dessen gläubige Aufnahme am entschiedensten den Bruch mit der früheren Weltanschauung bezeichnet; im Jahre

darauf der Name Maria und die Geburt; erst zwei Jahre später, 1815, die Passion. Diese vier Hymnen erschienen dann in demselben Jahre in Mailand, und erst vier Jahre später ließ der Dichter die fünfte Hymne, Pfingsten, in einzelnem Abdruck — nur 50 Exemplare — folgen. Die geringe Zahl war nur allzusehr gerechtfertigt. Jenes erste Heftchen war entweder spurlos vorübergegangen — ein Freund, der 1819 im Conciliatore darüber schrieb, beklagte den scarso grido, das geringe Aufsehen, das sie erregt hatten, — oder hatte heftigen Widerspruch gefunden. Der Abate Salvagnoli Marchetti, einer der römischen Arcadier, sprach in der Zeitschrift dieser poetischen Genossenschaft von der „armseligen, schrullenhaften und verkehrten Sorte von Versen, die neben so viel anderen unpoetischen und unitalienischen Sachen Manzoni ihnen beschert habe.“ Noch im Jahre 1829 fand derselbe Abate für gut, eine Schrift von 110 Seiten Text und 24 Seiten Vorrede unter dem Titel „Dubbi intorno agl' Inni sacri“ zu veröffentlichen. Wir wissen nicht, was die Herren Arcadier mehr in Harnisch brachte: die Neuheit des Stils, der sich von den ausgetretenen Geleisen der academischen Petrarchisten und Classicisten so dreist zu entfernen wagte, oder die naive Kühnheit, den biblischen Stoffen, welche die gebildete Welt der unwissenden Menge zu überlassen pflegte, wieder einmal ein volles Herz zuzuwenden und auch dichterisch vollen Ernst mit ihnen zu machen.

Nicht lange nach dem Erscheinen der ersten vier Hymnen hatte Goethe von ihnen Notiz genommen. Im Anschluß an den oben erwähnten Aufsatz in „Kunst und Alterthum“ sprach er sich, nachdem er Manzoni's Namen früher nur dem Rufe nach erwähnt, und ehe er durch das Trauerspiel Carmagnola für den jungen Dichter ein tieferes Interesse gewonnen hatte, folgendermaßen über die heiligen Hymnen aus:

„Wenn sich über mannichfaltige Vorkommenheiten der Zeit die Menschen entzweien, so vereinigt Religion und Poesie auf ihrem ernsten tiefern Grunde die sämmtliche Welt. Vorbenannte Gedichte waren uns überraschend, obwohl nicht fremdartig.

„Wir gestehen Herrn Manzoni wahres poetisches Talent

mit Vergnügen zu, Stoff und Bezüge sind uns bekannt; aber wie er sie wieder aufnimmt und behandelt, erscheint uns neu und individuell.

„Es sind überhaupt nur vier Hymnen, welche nicht mehr als dreiunddreißig Seiten einnehmen, und folgendermaßen geordnet: Die Auferstehung, das Grundergebniß der christlichen Religion; das eigentlichste Evangelium. Der Name Maria, durch welchen die ältere Kirche jede Überlieferung und Lehre höchst anmuthig zu machen weiß. Die Geburt, als die Morgenröthe aller Hoffnungen des Menschengeschlechtes. Die Passion, als Nacht und Finsterniß aller Erdenleiden, in welche die wohlthätige Gottheit sich einen Augenblick zu unserm Heil versenken mochte.

„Diese vier Hymnen sind verschiedenen Ausdrucks und Tons, in verschiedenen Silbenmaßen abgefaßt, poetisch erfreulich und vergnüglich. Der naive Sinn beherrscht sie alle; aber eine gewisse Kühnheit des Geistes, der Gleichnisse, der Übergänge zeichnen sie vor andern aus und locken uns, immer näher mit ihnen bekannt zu werden. Der Verfasser erscheint als Christ ohne Schwärmerei, als römisch-katholisch ohne Bigotterie, als Eiferer ohne Härte. Doch ganz ohne Bekehrungstrieb darf der Dichter sich nicht zeigen; dieser wendet ihn aber, auf eine anmuthige Weise, gegen die Kinder Israel, denen er freundlich vorwirft: Maria sei doch aus ihrem Stamme geboren, und sie wollten allein einer solchen Königin die Huldigung versagen, die eine ganze Welt ihr zu Füßen legt.

„Diese Gedichte geben das Zeugniß, daß ein Gegenstand, so oft er auch behandelt, eine Sprache, wenn sie auch Jahrhunderte lang durchgearbeitet worden, immer wieder frisch und neu erscheinen, sobald ein frischer, jugendlicher Geist sie ergreifen, sich ihrer bedienen mag."

Noch eine andere Äußerung Goethe's über Manzoni's Lyrik ist uns aufbewahrt worden, in dem Bericht, den V. Cousin im Globe über eine Unterredung mit Goethe im Jahre 1825 veröffentlicht: Er habe Manzoni's Seele in seinen Hymnen gesehen. „C'est un catholique naïf et vertueux."

Und in der That, wenn wir uns Rechenschaft darüber geben wollen, wodurch der Eindruck, den diese lyrischen Ergüsse auf uns machen, sich von der Wirkung aller andern geistlichen Poesie zumal der romanischen Völker unterscheidet, so ist es zunächst und zumeist die seelenvolle Naivetät, mit welcher der Dichter dem tausendfach behandelten Stoff als einem ganz neuen, jungfräulichen, ihm zuerst kund gewordenen gegenübertritt. Hier ist Nichts zu spüren von dem Geist und den Formen einer durch lange kirchliche Tradition gleichsam beglaubigten Stimmung, von anempfundener Andacht, die sich ihres guten Rechtes, anzubeten und dogmatisch zu schwärmen, mit selbstbewußter Würde bedient; Nichts von der tändelnden Freude gewisser pietistischer Kirchenlieder, sich zu den Geheimnissen der Religion in ein möglichst vertrauliches Verhältniß zu setzen, so wenig wie von dem überspannten Zustande des Gemüths, das in die einfachen, durch langen Gebrauch fühlbar entkräfteten Formen und Formeln mit gewaltsamem Aufschwung einen neuen mystischen Gehalt zu legen sucht. Wir sehen einen reinen, innigen, dichterisch begabten Menschen, der von übermenschlichen Geheimnissen und tröstlichen Verheißungen Kunde erhalten hat und in der entzückten Freude darüber das, was ihm mitgetheilt worden, nun aller Welt sagen will, als ob vor ihm noch kein anderer Zeuge dieser Offenbarungen aufgetreten wäre. Was auch in allen anderen Fällen den Dichter macht, daß die Ereignisse der Natur und des Menschenlebens, welche die Welt seit ihrem Bestehen erlebt, beobachtet, besprochen hat, ihm wie zum allerersten Mal im Geist und in der Phantasie aufgehen, so daß er vom Bekanntesten, Alltäglichsten wie von einem unerhörten Wunder zu reden anfängt, das hat auch den heiligen Hymnen Manzoni's jene originelle Unschuld gewahrt, die den bis zur Erschöpfung hin und her gewendeten Stoff als einen zum ersten Mal ergriffenen „frisch und neu erscheinen läßt". Nicht in dem Gefühl, auszusprechen, was die große Gemeinde der Gläubigen seit zwei Jahrtausenden bewegt hat, nicht im Dienste des Cultus und um von dem ererbten Schatz längst geprägter kirchlicher Weisheit den Ärmeren mitzutheilen, läßt er seine Stimme vernehmen; es ist, als ob ein völlig unbe-

fangener sinniger Heide in den Zeiten der ersten Kirche die evangelische Botschaft vernommen hätte und, von ihrer Schönheit und Macht zum Glauben hingerissen, unwillkürlich in ein Nachstammeln der wundersamen Neuigkeiten ausbräche. Er wundert sich noch über die Wunder; er erzählt allbekannte Dinge, wie wenn er sie aus bester Quelle gestern erst erfahren hätte; er erlebt in visionärer Kraft und Frische alle ergreifendsten Augenblicke der heiligen Legende mit und giebt davon Zeugniß mit einer so über allen Zweifel erhabenen Heiterkeit und Glückseligkeit, als ob er nie ein Wort davon gehört hätte, daß Jahrhunderte hindurch über den Sinn und Gehalt dieser Überlieferungen ein heftiger Kampf geführt worden sei. Und dieses naive Verhalten dem Inhalt seiner Dichtungen gegenüber hat nun auch ihrer Form einen Reiz und einen Nachdruck verliehen, die wir in anderer geistlicher Poesie nur in zerstreuten Blitzen wiederfinden. Indem er Nichts voraussetzt, das, was ihn bewegt, als ein völlig neues Erlebniß mittheilt, hat er das Bedürfniß empfunden, nicht bloß sein Gefühl auszusprechen, wie die meisten frommen Sänger gethan, sondern vor Allem auch zu erzählen, was ihm begegnet ist. Hierdurch ist ganz ungesucht eine Verbindung und Durchdringung epischer und lyrischer Elemente entstanden, wie wir sie nur noch in Pindar's Hymnen in gleicher Vollkommenheit antreffen. Ja, es will uns scheinen, als ob die Verschmelzung des Historischen und Subjectiven in Manzoni's Liedern noch glücklicher sei, als in jenen. Denn auch wo er erzählt und schildert, scheint er nur an sich zu denken, nur sich selbst die Ereignisse noch einmal vergegenwärtigen zu wollen. Es ist kein gleichmäßig ausgeführter Bericht, auf den es ihm ankommt, um einen Dritten, der noch Nichts von diesen Geheimnissen gehört, vollständig einzuweihen. Nur gleichsam die Spitzen der Ereignisse berührend, erinnert er sich selbst an das Denkwürdigste, Rührendste, Tröstlichste, was er erfahren hat, um gleich darauf wieder in die Tiefe der Empfindung unterzutauchen, zu jubeln, zu danken, zu hoffen und zu wünschen, daß allen Menschen so wohl werden möge, wie ihm selbst, seitdem er diesen unerschöpflichen Inhalt für sein ganzes Leben gewonnen hat.

Und hier kam ihm die Schule zu Statten, in welcher er lange genug gesessen hatte, die geistige Zucht der antiken Dichter und Denker, die seinen künstlerischen Sinn hinlänglich hatten reifen lassen, um ihm auch in der überschwänglichsten Seelentrunkenheit Maß und Klarheit des Ausdruckes, Fülle und sinnliche Frische der Bilder, mit einem Wort: im romantischen Stoff den classischen Stil zu wahren. Wer diese Hymnen im Original studirt, wird immer von Neuem die Gedrängtheit und Kraft der dichterischen Sprache bewundern, die allen leeren rednerischen Schmuck, alle bloß schmückenden Beiwörter verschmäht, ohne einen Augenblick dürr und übergeistig zu werden. Der Dichter ist immer bei der Sache, aber immer mit dem ganzen Menschen. Wenn er in kühnen Übergängen von Bild zu Bild fortschreitet — oft das einzelne mit einer Breite ausführend, die an homerische Kunst erinnert —, läßt er doch nie einen erkältenden Hauch virtuoser Gewandtheit aufkommen, da Alles mit innigster Empfindung getränkt ist. Wir wissen ja, wie langsam er geschaffen, oder vielmehr das rasch Hingeworfene unermüdlich durchgearbeitet und bis ins Letzte von conventionellen Auswüchsen gereinigt hat. Er aber besaß in Wahrheit l'arte che studia di non parere, die Kunst, deren Streben es ist, sich zu verbergen, um wieder als Natur sich darzustellen. Niemand wird diesen Zauber seines Stils lebhafter an sich empfinden, als wer das Wagniß unternimmt, diese Dichtungen in irgend einer Sprache nachzubilden. Auch ist es, meines Wissens, bisher in keiner versucht worden. Wenn ich es dennoch gewagt habe, und trotz der Überzeugung von der Unvollkommenheit des Ergebnisses diese Übersetzungen hier veröffentliche, so geschieht es, um in Deutschland, wo Manzoni nur als der Dichter der „Verlobten" und jener gewaltigen Ode auf Napoleon bekannt ist, auf eine der merkwürdigsten Erscheinungen hinzudeuten, die zugleich zur Erklärung eines oft ausgesprochenen und bisher nie ergründeten Räthsels beizutragen vermag.

Im Jahre 1827 erschien Manzoni's größtes Werk, der Roman I promessi sposi, der ihn mit einem Schlage auf die Höhe der gesammten zeitgenössischen Literatur stellte und ihm einen so unvergänglichen Platz in der Weltliteratur sicherte, wie

der Don Quixote dem Cervantes. Am 22. Mai 1873 starb er. In dem langen Zeitraum von 43 Jahren, während dessen er seinen wachsenden Ruhm, ja fast schon seinen eigenen Nachruhm erlebte, da man außerhalb Italiens vielfach ihn nicht mehr zu den Lebenden zählte, hat er außer einer Schrift über die katholische Moral und Abhandlungen über die Einheit der Sprache, die ihm nicht minder als die politische Einheit am Herzen lag, Nichts mehr veröffentlicht. Selten einmal regte sich seine lyrische Kraft, bei nationalen Ereignissen, deren jäher Umschlag dann mitten im Erguß die dichterische Stimmung ins Stocken brachte. Ein zweites episches Werk hat derselbe Mann, der zu den größten Erzählern aller Zeiten und Völker gerechnet werden muß, nie auch nur im Plane getragen, geschweige vollendet.

Man hat dies immer im höchsten Maße befremdlich gefunden. So viel plastische Kraft, so viel sichtbares Behagen am freien Spiel dieser Kraft, tiefste Menschenkenntniß und zarteste Mitempfindung aller menschlichen Leiden und Freuden, die wunderbarste Fähigkeit, sich in die individuellsten Zustände wie in geschichtliche Verhältnisse zu versenken und Charakterfiguren mit der gleichen Schärfe zu zeichnen, wie den Geist und Sinn der Zeit, in welcher sie wandelten, uns nahe zu bringen, — wer von den Vielen, die mit mehr oder weniger Glück den historischen Roman nach seinem Vorgange weiterzubilden suchten, konnte sich all dieser Gaben in ähnlicher Fülle und gleich erfreulichem Ebenmaße rühmen! Und doch hat ihrer Aller Meister es über sich gewinnen können, weit über ein Menschenalter diese Kräfte schlafen zu lassen, unberührt von den anklagenden, verkennenden, preisenden und verlockenden Stimmen, die für und wider einen auctor unius libri laut zu werden pflegen.

Wer freilich der damals viel verbreiteten Meinung zustimmt, Manzoni habe sein Buch im Wetteifer mit Walter Scott's Romanen geschrieben, um, was Jener für Schottland und England geleistet, für seine lombardische Heimath zu thun: ein Stück ihrer Vorzeit in einem farbigen Bilde wiederzubeleben, dem wird es räthselhaft bleiben, daß nach jener poetisch verklärten Chronik aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts

nicht auch noch andere denkwürdige Historien die Phantasie des Dichters gereizt haben sollten. In Wahrheit aber war es Manzoni, der nie um literarischer Erfolge willen eine Zeile geschrieben, um Nichts weniger zu thun, als um die Schöpfung oder Einbürgerung einer neuen poetischen Gattung. In das Studium jener Zeit aus ganz anderen Beweggründen vertieft, ergriff ihn plötzlich das Bild der armen Menschheit, wie es in der furchtbaren Heimsuchung der Pest, unter den wilden, zucht- und rechtlosen Verhältnissen jener Tage vor seine Seele trat; er erkannte, daß auf diesen Einen historischen Punkt sich Alles zusammendrängen ließe, was er über den sittlichen Zustand der Menschheit überhaupt, ihr tiefes Verderben, ihre Ohnmacht und Kraft, die natürlichen und übersinnlichen Heilmittel, die ihr verliehen, jemals gedacht und empfunden hatte; er begriff, daß die Entfernung von zwei Jahrhunderten ihm erlaubte, die verschiedenen Stufen christlicher Erkenntniß in viel reineren typischen Gestalten auszuprägen, als irgend eine romanhafte Begebenheit des neunzehnten Jahrhunderts, in welchem die katholische Überlieferung nur noch in getrübten Umrissen lebendig war. Ein sittliches und ein religiöses Bedürfniß war es, kein literarisches oder historisches, was ihn zu seiner großen Dichtung begeisterte. Wenn das fertige Werk nichtsdestoweniger, und nicht ganz mit Unrecht, den Vorwurf auf sich zog, daß gewisse historische Ausführungen die Ebenmaße des Kunstwerkes zu zerstören drohten, entsprang auch dieser Fehler nicht sowohl einer überwiegenden gelehrten Laune und Liebhaberei, als dem das ganze Werk durchdringenden Gewissensernst, der auch dem Zufälligen, für die Grundidee Unwesentlichen sein volles Recht angedeihen lassen mußte.

Als aber das Werk vollendet war, mußte das Gefühl sich des Autors bemächtigen, daß er mehr gethan, als eine schöne, bunte, heitere und rührende Geschichte erzählen, daß es ihm geglückt war, was bei dem ersten Ergreifen des Stoffs ihm dunkel vorgeschwebt hatte: die Entwicklung des sittlichen, nach seinem Begriff christlichen, Bewußtseins von den untersten bis zu den höchsten Stufen durchzuführen, die Geschichte der menschlichen Seele zu schreiben, wie sie vor ihm niemals in einem einzigen

Werk zusammengefaßt worden war. Es ist hier nicht der Ort, den Roman darauf zu prüfen, wie weit seinem Dichter dies Vorhaben gelungen sei: die ganze Stufenfolge sittlicher Aufgaben und Gewissensfragen, welche der Mensch zu lösen und zu überwinden hat, in einer großen Reihe typischer Charaktere vor uns aufsteigen zu lassen. Es wäre einer eigenen Untersuchung werth, die das sittliche Genie Manzoni's vielleicht noch höher erheben würde, als sein dichterisches. Begreiflich aber ist nun, daß ein neuer „Stoff" ihn nicht mehr locken konnte. Was hätte er Neues zu sagen gehabt? Wie hätte es ihn, dem es nicht um den Beifall literarischer Kreise zu thun war, ja kaum um den Ruhm, der Dichter seiner Nation zu sein, irgend reizen können, ein Thema von geringerer ethischer Tiefe zu bearbeiten, geschweige denn, nach dem Muster so mancher trefflicher Talente, die historisches Interesse mit poetischem Gehalt verwechseln, aus irgend einer andern Culturepoche ein Lebensbild herauszugreifen, um sein Wissen und seine Kraft der Darstellung daran glänzen zu lassen! Durch die letzten Blätter seines unvergleichlichen Werkes weht eine Stimmung, die nach einem Dixi et salvavi animam klingt. Wie er in seinen Inni sacri von jedem literarischen Ehrgeiz frei geblieben ist und gerade darum auch Denen, die anderen Glaubens sind, so menschlich nahe kommt, so tritt auch in den Promessi sposi der Romandichter hinter den Weisen und Menschenfreund zurück, und diese eterne pagine werden ein unverlierbarer Besitz der Menschheit bleiben, wenn längst die Mode, die heutzutage historische Bildung für Poesie nimmt, vorübergegangen und die Hochflut romanhafter Geschichtsklitterungen sich im Sande verlaufen hat.

Heilige Hymnen.

I.

Die Geburt.

(1813.)

Dem Felsen gleich, von Gipfelhöh'n
Ob steilem Bergeshange
Durch ungestüme Sturzgewalt
Entrückt mit Donnerklange;
Hinstürmend unaufhaltsam
Bricht er sich Bahn gewaltsam,
Schlägt auf im Grund und steht;

Da, wo er hinfiel, regungslos
Ruht er nun träg für immer;
Vorüberziehn Jahrhunderte —
Nie mehr vom frühen Schimmer
Der Sonne wird er glühen,
Wenn kein befreundet Mühen,
Von Neuem ihn erhöht:

So lag des ersten Sündenfalls
Unsel'ger Sohn im Staube,
Seitdem er, unaussprechlichem
Verheißnem Zorn zum Raube,
Sank in den Abgrund nieder
Des Wehs, aus dem nie wieder
Er hob sein stolzes Haupt.

Wer von den Schmachbeladenen
Vermaß sich solcher Weihe,
Zu dem unnahbar Heiligen
Zu sprechen: Herr, verzeihe!
Laß neuen Bund uns gründen!
Entreiß den Höllenschlünden,
Was frech sie dir geraubt!

Und sieh! ein Kind geboren ward,
Ein Sohn ist uns gegeben,
Vor dessen leisem Augenwink
Die finstren Mächte beben.
Er will die Hand uns reichen,
Erhöhn die Todesbleichen
Glorreicher als zuvor.

Es kommt ein Quell aus Ätherhöh'n
Zur Niederung geflossen,
Der durch das Thal der Kümmerniß
Lebendig sich ergossen.
Von Honig trieft's im Walde;
Auf unfruchtbarer Halde
Entsprießt ein Blumenflor.

O Sohn, du, den der Ew'ge sich
Von Ewigkeit gewonnen,
Welch ein Jahrhundert rühmte sich
Mit mir hast du begonnen! —
Du bist! Der Welten Menge
Ist deiner Macht zu enge —
Sie wurden durch dein Wort.

Und hast gewürdigt anzuziehn
Des armen Staubes Hülle?
Welch ein Verdienst erhöhte sie
Zu solcher Ehren Fülle?
O dünkt dem Herrn erläßlich
Die Schuld, — wie unermeßlich
Reich ist sein Gnadenhort!

Heut traf es ein. Nach Ephrata,
Der prophezeiten Stelle,
Schritt eine Jungfrau, Israel's
Gestirn von ew'ger Helle.

Daß ihrer schweren Bürde
Sie dort genesen würde,
Es kam, wie er's beschloß.

Die hehre Mutter, dürftig nur
Deckt sie des Kindleins Glieder
Und legt ihn sanft und demuthsvoll
Ins arme Kripplein nieder.
Dann kniet sie, anzubeten
Den Gott, ans Licht getreten
Aus ihrem reinen Schooß.

Der Engel, der zu künden kam
Der Welt die Freudenworte,
Nicht pocht' er an der Mächtigen
Vom Troß bewachte Pforte;
Nein, frommer Hirten Schaaren
Will er sich offenbaren,
Der Erdenhoffahrt fern.

Und rings um ihn, geschwaderweis
Die nächt'ge Weite füllend,
Herniederstiegen Tausende,
In Flammenschein sich hüllend.
In seligem Gewimmel,
So wie man singt im Himmel,
Lobsangen sie dem Herrn.

Und sangen fort ihr Jubellied,
Zur Höh' zurück sich schwingend.
Langsam verklang, das Nachtgewölk
Von ferne noch durchdringend,
Der heil'ge Sang der Frommen,
Die gläubig ihn vernommen,
Bis er erstarb im Wind.

Er ertrug's, daß sein schüchternes Bitten
Nicht Erhörung beim Vater gefunden,
Hat, o Grau'n! die Umarmung gelitten
Des Meineidigen, den er geliebt;
Doch in Qualen hat Der sich gewunden,
Wie bei Nacht sie der Mörder muß tragen,
Hört nur immer das Blut ihn verklagen,
Sieht, an Wem den Verrath er geübt.

O des Grauns! durch den Hohn des Gemeinen
Jenes göttliche Antlitz entehret,
Das die Söhne des Himmels, die reinen,
Nur betrachten mit heiliger Scheu!
Wie nach Weine der Trunkne begehret,
Wächs't der Haß mit dem Hohne der Frechen,
Und es spornt sie die Lust am Verbrechen
Nur zu ärgerem Frevel aufs Neu'.

Wer er sei, jener stumme Verklagte,
Den zum Stuhle des Richters zu schleifen
Der Judäer, der trotzige, wagte,
Wie das Opfer man schleppt zum Altar,
Nicht der Römer vermag's zu begreifen;
Doch er wähnt in verblendetem Sinne,
Durch das Blut des Gerechten gewinne
Er die Rettung aus schwerer Gefahr.

Und zum Himmel, dem trauererfüllten,
Tönt die Bitte, die frevelnd sie thaten,
Daß die Engel ihr Antlitz verhüllten
Und Gott sprach: Was ihr heischet, gescheh'! —
O dies Blut, das die Väter erbaten,
Ist als Fluch auf die Kinder gefallen;
Wie sie Zeiten auf Zeiten durchwallen,
Noch belastet es schwer sie wie je.

Doch da kaum auf das schimpfliche Lager
Nun der Dulder die Stirne geneiget
Und der seufzende Geist, als verzag' er,
Im Verscheiden ihm klagend entwich:
Sieh, wie dräuend der Herr sich erzeiget,
Da die Mörder ihr Jauchzen beginnen,
Wie er tritt auf die ragenden Zinnen,
Gleich als spräch' er: Bald sehet ihr mich!

Ach, um sein, des Geopferten, willen
Sei dem Zorne der Stachel genommen!
Mag das Wort sich der Blinden erfüllen,
Doch, Erbarmer, in milderem Sinn!
Ja, sein Blut, es soll über sie kommen,
Doch wie Regen der Flur, daß sie grüne.
Wir sind allzumal Sünder; zur Sühne
Gab uns Allen sein Blut er dahin.

O und du, die den Sohn, den geliebten,
Sahst am Kreuze, den göttlichen, sterben,
Bitt für uns, o du Hort der Betrübten,
Daß wir endlich ihn schauen im Glanz;
Daß die Leiden der Zeiten, die herben,
Die zur Trauer die Guten verdammen,
Mit dem Leiden des Sohnes zusammen
Uns verbürgen den ewigen Kranz!

III.

Die Auferstehung.

(1812.)

Er ist auferstanden! Wie
Ward vom Tod er losgekettet?
Durch das dunkle Thor, o sieh,
Nun zum andern Mal gerettet,

Der in fremde Macht gegeben?
Ja, ich schwör's bei Dessen Leben,
Der ihm half aus Grabesschooß:

Er ist auferstanden! Sacht
Hat vom Bahrtuch er erhoben
Sein geheiligt Haupt; mit Macht
Ward der Deckel weggeschoben
Von der Gruft, darin er ruhte.
Wie ein Held in trunknem Muthe,
Riß der Herr vom Schlaf sich los.

Wie ein Wandersmann im Wald,
Der auf halbem Wege ruhte,
Nun erwachend sich alsbald
Streift ein dürres Laub vom Hute,
Das sich an der Jahresneige
Langsam abgelös't vom Zweige,
Taumelnd sank und rastet hier:

So den trägen Marmor dort,
Der die hohle Gruft beschwerte,
Schleudert jener Starke fort,
Als die Seele wiederkehrte
Aus dem Schattenthal, dem düstern,
Dem Verstummten zuzuflüstern:
Steh nun auf, ich bin bei dir!

Und es gehn durch Israel,
Das betäubt lag, diese Worte:
Er, der Herr, Emanuel,
Hat gesprengt die dunkle Pforte.
Die ihr harrtet traumbefangen,
Eure Noth ist nun vergangen,
Der Erlöser kam der Welt!

Stieg vor ihm zum ew'gen Reich
Jemals, wen ein Weib geboren?
Zu befrei'n, ihr Väter, euch,
Pocht' er an der Hölle Thoren,
Er, die Sehnsucht aller Zeiten,
Stark, den Erzfeind zu bestreiten,
Der verheißne Siegesheld.

Den Propheten gottbeseelt,
Ferner Zukunft Vorverkündern, —
Wie ein Vater wohl erzählt
Alte Mären seinen Kindern —
Ist dies höchste Licht erschienen,
Welches, redend einst aus ihnen,
Uns zu senden Gott verhieß;

Als Haggai Bürge ward
Und Jesaias: einst geboren
Werde, den die Welt erharrt;
Als, in Sinnen tief verloren,
Daniel's Seherblick, der klare,
Ungeborne Tag' und Jahre
Sich vorüberwandern ließ.

Frühe war's. In Thränen kam
Magdalena mit den Frauen,
Auszuklagen ihren Gram.
Da gewahrten sie voll Grauen,
Daß der Gipfel Zion's dröhnte,
Und die Wache, die sie höhnte,
Stürzt' entgeistert auf die Knie'.

Und ein fremder Jüngling sitzt
Auf des offnen Grabes Rande;
Licht von seiner Stirne blitzt,
Reiner Schnee sind die Gewande.

Freundlich auf ihr banges Fragen
Hören sie ihn Antwort sagen:
Den ihr sucht, er ist nicht hie.

Fort nun mit dem Trauerflor,
Mit dem veilchendunklen Schleier!
Gold erglänze wie zuvor,
Und zur hohen Freudenfeier
Soll der Priester weiß erscheinen,
In der Kerzen Strahl den Seinen
Kundzuthun sein Auferstehn.

Vom Altar ein Ruf erging:
Himmelskön'gin, steh in Freuden!
Gott, den einst dein Schooß empfing,
Sich in Menschenleib zu kleiden,
Er erstand, wie er's verkündet.
Bitt für uns! Erhörung findet,
So verordnet' er's, dein Flehn.

Brüder, dieser Tag gebeut,
Frohem Dienst ihn ganz zu weihen.
Fest und Schmaus geziemt sich heut,
Der Geringste soll sich freuen.
Keine Mutter soll versagen
Ihren Kindern, heut zu tragen
Feierkleider, schmuck und frisch.

Mäßig sei des Reichen Mahl,
Jeder Tisch soll Gaben tragen,
Und das Gold, das sonst zumal
Diente üpp'gen Prunkgelagen,
Fließe nach den niedren Hütten,
Freud' und Segen auszuschütten
Heut auch auf der Armuth Tisch.

Doch die Lust sei nicht entweiht
Durch Gelärm und wüstes Schreien.
Nicht an solcher Fröhlichkeit
Kann sich der Gerechte freuen.
Nein, sie herrsche sanft und milde,
Himmlisch heiter, uns zum Bilde,
Welches Heil uns heut geschehn.

Fromme Herzen! Schöner sehn
Sie die Festtagssonne tagen.
Aber was wird Dem geschehn,
Den die irren Füße tragen
Auf den Todesweg voll Grauen? —
Alle, die dem Herrn vertrauen,
Sollen mit ihm auferstehn!

IV.

Pfingsten.

(1818.)

Mutter der Heil'gen[1]), Ebenbild
Der Gottesstadt dort oben,
Zur Hüterin in Ewigkeit
Des reinsten Bluts erhoben,
Du, die du seit Jahrhunderten
Leidest und flehst und streitest
Und deine Zelte breitest
Von dem zu jenem Meer;

Bollwerk der Hoffnung, Kirche des
Lebend'gen Gotts, o sage,
Wo warst du? Wo, du Werdende,
Bargst du dich an dem Tage,

---

[1]) Die Kirche Christi wird angeredet.

An dem dein König, hingeschleppt
Zum Berg, daß man ihn tödte,
Gefärbt mit Purpurröthe
Den Hochaltar umher?

Und als entrückt der Grabesnacht,
Die seinen Leib umfangen,
Des zweiten Lebens Schöpferhauch
War von ihm ausgegangen[1]),
Und als, in eignen Händen dann
Den Preis der Gnade bringend,
Vom Staub empor sich schwingend
Er vor den Vater trat:

In sein Geheimniß eingeweiht,
Genossin seiner Sorgen,
Wo warst du, seines Heldensiegs
Unsterblich Kind, verborgen?
Nur sicher durch Vergessenheit,
Nur wach in Angst und Schrecken,
Durftst du dich fern verstecken,
Bis jener Tag genaht,

Wo sich zu dir herniederließ
Der Geist, der Leben brachte,
Den nie verglüh'nden Fackelbrand
In deiner Hand entfachte,
Der dich gestellt auf Bergeshöh',
Das Weltrund zu erhellen
Und seines Wortes Quellen
Erschloß an deinem Mund.

So wie das Licht gedankenschnell
Zu allen Dingen gleitet

---

[1]) Ev. Johannis. Cap. 20, 21, 22.

Und bunte Farben auferweckt,
Wohin sich's auch verbreitet,
So wiederhallte tausendfach
Des Geistes Ruf. Dem Parther,
Araber, Syrer ward er
In seiner Sprache kund.

Ihr, die ihr noch vor Götzen kniet
Rings in den Landen allen,
Blickt hin, hört von Jerusalem
Den heil'gen Ruf erschallen:
Es kehre, schnöden Dienstes satt,
Die Welt zu Ihm zurücke!
Und ihr, die schönerm Glücke
Die Zeit entgegenführt,

Ihr Frau'n, die unterm Herzen ihr
Fühlt heimlich hüpfend Regen,
Der wehevollen Stunde schon
Mit Bangen harrt entgegen,
Laßt das Gebet zur Pronuba,
Der Fabelgöttin, schweigen!
Dem Heil'gen ist zu eigen,
Was euch im Schooß sich rührt.

Was seufzt, wenn sie die Kleinen küßt,
Die Sclavin noch voll Leide
Und sieht, die freie Kinder säugt,
Die Mutterbrust mit Neide?
Hat nicht der Herr die Armen auch
Erhöht, der Überwinder,
Und aller Evaskinder
In seinem Schmerz gedacht?

Ein neu Geschlecht verkündigen
Die Himmel, ein befreites,

Und glorreich neue Siegstrophä'n,
Die Früchte schönern Streites,
Und neuen Frieden, unberührt
Von Schmeicheln wie von Dräuen,
Der treu bleibt den Getreuen,
Ob ihn die Welt verlacht.

O heil'ger Geist, in Anbetung
Vor deinen Weihaltären,
Einsam in rauher Waldesnacht,
Schweifend auf öden Meeren,
Vom Andenschnee zum Libanon,
Von Erin bis Haiti,
So viel die Sonne sieht, die
Von Herzen Eins durch dich —

Wir flehn zu dir! Laß wiederum
Dich mild zu uns hernieder!
Begnade, die dir zugewandt,
Und die verstockten Brüder.
Komm, schaff uns um, daß zweifellos
Der Glaube neu sich hebe,
Und den Besiegten gebe
Zum Lohn der Sieger sich.

Komm, Lieb', herab und sänftige
Der Geister stolzes Grollen.
Gedanken gieb, die wandellos
Die Welt durchdauern sollen.
Laß deiner Gaben Segenskraft
Fortwachsen im Geheimen,
Wie langsam pflegt zu keimen
Die Blum' im Erdenschooß;

Die welken wird im Wiesengrund,
Und Keiner will sie pflücken;

Nicht wird sie je den Kelchesrand
Mit Farbenzauber schmücken.
Wenn nicht zu ihr von oben her
Das milde Licht sich wendet,
Das ringsum Leben spendet
Und aufzieht mühelos.

Wir flehn zu dir! Zur Seele des
Von Leid Gebeugten schwebe
Herab als sanfter Trosteshauch,
Der seinen Muth belebe.
Doch gleich der Windsbraut nahe dich,
Den Stolzen zu erschrecken,
Die Furcht in ihm zu wecken,
Bis Mitleid ihm erwacht.

Gieb, daß zum Himmel, ihm bestimmt,
Der Blick des Armen reichet.
Sein Klagen wandl' in Jubel um,
Gedenkt er, wem er gleichet.
Der, dem geschenkt in Fülle ward,
Soll mild der Noth sich neigen,
Mit dem verschämten Schweigen,
Das hold die Gabe macht.

Laß in dem süßen Lächelblick
Des Kindes dich erkennen,
Und wenn in keuscher Purpurglut
Des Mädchens Wangen brennen;
Gieb, daß die Jungfrau weltentrückt
Sich reiner Wonnen freue,
Und zücht'ge Lieb' und Treue
Hauch in der Frau'n Gemüth.

Zähme des Jünglings Übermuth
Im dreisten Wagespiele;

Lenke den festen Mannessinn
Zum unverrückten Ziele;
Des Greisen Herz — o füll es an
Mit heilig heitrem Glücke
Und leucht im irren Blicke,
Der hoffnungsvoll verglüht!

Der Name Maria.

(1813.)

Stumm eines Tags ist hohe Bergespfade
Hinan ein Nazarenisch Weib gegangen
Zu einer Greisin Haus, die noch die Gnade
Der Mutterschaft empfangen.

Und als sie sie begrüßt, die mit Geberden
Der Ehrfurcht staunend ihrem Gast begegnet,
Rief sie, Gott preisend: Alle Völker werden
Mich nennen hochgesegnet!

Mit welchem Hohn hätt' ihr Vorausverkünden
Damals die stolze Zeit gehört! Zur Klarheit
Wie spät reift unser Geist! Wie tagt uns Blinden
Aus Nebeln erst die Wahrheit!

Wir, die wir Zeugen sind, daß alle Fernen
Der Zeit dein Wort gehorsam wiederhallten,
Die in der Liebe Hut wir deuten lernen
Der Himmelsmächte Walten,

Wir, o Maria, wissen, daß der Eine
Dein ahnend Wort erfüllt, das wundersame,
Der es ins Herz dir legte. Uns, du Reine,
Klingt nun geweiht dein Name.

Wir hören „Gottesmutter" drin erklingen;
Gegrüßt, du Sel'ge! Welcher Nam' auf Erden

Ist diesem gleich, so viele schon vergingen
Und noch ertönen werden?

Gegrüßt, du Sel'ge! Welche Zeit ist kommen,
Die nicht gelauscht auf dieses Namens Süße,
Wo nicht vom Vater ihn der Sohn vernommen,
Wo ihn nicht Berg' und Flüsse

Anrufen hörten! Deine Tempel baute
Nicht bloß die alte Welt; auch jene neue,
Die ahnend einst der Genuese schaute,
Übt deinen Dienst in Treue.

In welchen Sümpfen, jenseits welcher Meere
Blüht eine Blume, die noch Niemand pflückte,
Auf daß sie deiner lieblichen Altäre
Geweihte Stufen schmückte?

O Jungfrau, Herrin, Heil'ge sonder Gleichen,
Wie schön ruft man dich an in jeder Sprache!
Manch stolzes Volk berühmt sich deiner reichen
Huld, die es treu bewache.

Dich, früh am Tag, und wenn er sanft verglommen
Und wenn er strahlend ins Zenith getreten,
Begrüßt das Glockenerz, das alle Frommen
Einlädt, zu dir zu beten.

Dein Name klingt von bangen Kinderlippen
Im dunklen Abendgrau'n; die Schiffer heben,
Wenn heulend der Orkan tobt um die Klippen,
Zu dir die Hand mit Beben.

In deinen Busen, Himmelsfürstin, schüttet
Das junge Weib die Qual verschmähter Thränen.
Dir beichtet sie, was ihr das Herz zerrüttet
Miti stillem Gram und Sehnen,

Dir, die du gütig hörst Gebet und Klage,
Nicht nach dem Brauch der Welt, die wägt das Leiden
Des Hoh'n und Niedern auf verschiedner Wage,
Mit hartem Unterscheiden.

Hast du doch selbst, du Sel'ge, weinen lernen!
Kein Tag verlöscht uns jene bittren Stunden.
Dem Tage sagt's der Tag, in welche Fernen
Auch jene Zeit verschwunden.

Dem Tage sagt's der Tag, mit immer neuen
Thränen allüberall. Was je dich freute,
Deß wird mit dir die Welt sich ewig freuen,
Wie eines Glücks von heute.

So hoch ob jedem ird'schen Ruhme sollte
Hienieden auch die Gottesmutter stehen.
Die Magd aus Israel — so herrlich wollte
Der Herrgott sie erhöhen.

O Kinder Israel's, nach eurem schweren
Fall durch des Ew'gen Zorn hinausgestoßen,
Ist denn nicht Sie, die knieend wir verehren,
Aus eurem Bund entsprossen?

Ist sie von David's Stamm nicht ausgegangen?
Sie meinten eurer alten Seher Worte,
Daß die Trophä'n der Jungfrau sollten prangen
Hoch ob der Höllenpforte.

O wendet endlich euch zu ihr mit Flehen,
Auch euch, gleich all den Ihren, Heil zu bringen!
Kein Volk, kein Stamm soll fremd bei Seite stehen,
Wenn wir in Freuden singen:

Gegrüßt sei, die du thronst dem Herrn zur Seite,
Du Rose, Stern der Schiffer in Gefahren,
Hehr wie die Sonne, Schrecken im Geleite,
Gleich mächt'gen Kriegerschaaren!

Auf den Tod Carlo Imbonati's.

An Giulia Beccaria.

(1806.)

Wenn mehr als der Euterpe heil'ge Wuth
Und der Erato Seufzer, süße Mutter,
Thalia's bittres Lachen mir gefiel,
War's nicht auf Antrieb eines bösen Herzens,
5 Und mit der faulen Schminke dieses schmutz'gen
Jahrhunderts würd' ich nicht die Hand beflecken,
Säh' ich ringsum nur einen Strahl von Tugend,
Ihm mein Gedicht zu weihn. So hab' ich oft
Zu dir gesprochen. Doch da seufzend, wie
10 Man um Geliebtes und Verlornes klagt,
Du mir erzählt, wie hoher Tugend Tempel
Die Seele Dessen war, den du beweinst:
Soll, sprach ich, jedes Angedenken solchen
Verdienstes schwinden? keinen Trost der Gute
15 Aus solchem Vorbild schöpfen, keine Scham
Der Schlechte? — Nacht war's und von diesem einen
Gedanken mein Gemüth erfüllt, da glaubt' ich,
Die Wimper öffnend, plötzlich ihn zu sehn,
Wie er in klarem Lichtschein zu mir trat
20 Lautlosen Schritts. Wie täuschend auf der Leinwand
Sein Bild des Herzens kranke Sehnsucht stillt,
Daß du ihm Andacht weihst, so war sein Antlitz:
Gleich einem Kranken, der durch lange Qual
Des Siechthums abgezehrt, vom Schlaf bezwungen,
25 Im schmerzgefurchten Angesicht die Züge
Der Ruhe trägt, erschien er mir. Die offne
Stirn, die auch Fremden Zutraun eingeflößt,
Schien doch die Wohnstatt mächtiger Gedanken,
Heiter und sanft die Brauen und die Lippe
30 Zum Lächeln leicht bewegt. Und als er so

Sich mir genaht, setzt' er auf meine Bettstatt
Sich freundlich nieder. Ihn ans Herz zu drücken,
Ihn anzureden brannt' ich, doch erstarrt
Von Furcht, von Staunen und von Ehrfurcht war
35 Die Zunge mir, und meine Hand erbebte,
Die seinem Hals zustrebte. Da begann er
Mit sanftem Tone: Jene Macht, die zwischen
Zwei Guten Liebe stiftet, die einander
Von Herzen kennen, wenn auch nicht von Ansehn,
40 Treibt mich hieher zu dir. Auch weißt du wohl,
Wie, da das Herz mir noch im Busen klopfte,
Du es erfülltest, wie viel dir gehörte
Von seinen letzten Schlägen. Da es nun
Mir nicht vergönnt ist, wie ich wünschte, schrittweis
45 Dich an der Hand den steilen Pfad zu führen,
Den mühsam ich vollbracht und du beginnst,
Wollt' ich doch einmal mindstens dich ermuth'gen
Durch meine Nähe. — Ich, mit leiser Stimme,
Wie man zu einem Höhern spricht, bedenkend,
50 Was man ihm sagen darf, und scheu nur redend,
Sprach: Als ich jene Worte las, so warm
Und wahr, die ersten, die du an mich schriebst,
Und die die letzten blieben, und die Wonne
Mich dir zu nähern vorempfand, — wer da
55 Gesagt mir hätte, daß du mir geraubt warst!
Und als ich warm dir schrieb, wie mir ums Herz war,
Daß, ewig schon geschlossen, nie dein Auge
Dies Blatt erblicken würde! Denke nun,
Wie sehr, wie schmerzlich ich nach dir mich sehnte,
60 Und wie der Wandrer, den die Sehnsucht treibt,
Zu einer nie geschauten Stadt zu pilgern,
Und hofft, des Weges lange Mühsal werd' ihm
Am Ziel belohnt, und späht gespannten Blickes,
Ob endlich die ersehnten Thürm' erscheinen,

65 Und jetzt genaht im Grund die Mauern sieht
Emporgewühlt durch unterird'sche Stöße,
Die Thürme eingesunken, Plätz' und Häuser
Verwandelt rings in unwirthliche Trümmer,
Und dann die Armen, die noch leben, fragt
70 Und weinend rühmen hört die alte Pracht
Und jeden Ort bezeichnen: so vernahm ich
Dein Lob, und welch ein grader, scharfer Geist
In dir gewohnt, wie du untadlig warst
An Sitten, hochgesinnt, gleichmüthig, offen,
75 Mit Redlichkeit nie prahlend, aber redlich:
Wie Keiner heut auf Erden, so wie du,
Des Wohlthuns Wonne schmecke und den Schmerz
Ob Andrer Unglück fühle. — Das vernahm er,
Nicht Stolz im Antlitz noch Bescheidenheit,
80 Und muth'ger fuhr ich fort: Wenn Sorgen und
Gedanken dieser Welt ins Jenseits dringen,
Weiß ich gewiß, dir blieb nicht fremd die Trauer
Der Frau, die du geliebt und ferner liebst,
Und der mit dir ihr Alles starb. Und führte
85 Die Macht mitleid'ger Sehnsucht dich zurück
Zu deinen Lieben nur auf kurze Zeit,
Hast du dem ersten Kuß der Mutter sich
Des Schmerzes Thräne mischen sehn. — Ich sprach noch,
Da hob er nach dem Ort, von wo er kam,
90 Den feuchten Blick und die verschlungnen Hände
Mit trübem Lächeln: Wenn ich dich, so sprach er,
So sehr nicht liebte, fleht' ich, daß in Eile
Die edle Seel' aus ihrer Glieder Haft
Empor sich schwäng', um Dem im Schooß zu ruhn,
95 Der Alles, was ihm ähnlich, ewig macht.
Denn bis ich sie nicht seh' und sicher bin,
Nie mehr von ihr zu scheiden, kann ich selbst
Nicht völlig glücklich sein. — Bei diesen Worten

Senkten das Haupt wir Zwei und schwiegen Beide,
100 Doch Beiden aus den Augen sprach das Herz.
Als Weinen dann und Schluchzen nicht dem Wort
Den Weg mehr hemmte, sprach ich: Ihren Wunden
Wird's Milch und Balsam sein, verkünd' ich ihr,
Daß deines holden Anblicks ich genossen,
105 Und was du zu mir sprachst. Nun bitt' ich dich
Um ihretwillen, laß mich eines Zweifels
Ihr Herz entlasten. Als dem Ziel des Lebens
Du nahe warst, hat da ein Krampf dir, oder
Mangel der Lebenskraft vor deinen Augen
110 Den Pfeil erblitzen lassen, der dich traf?
Wie, oder naht' es sanft und unversehns? —
Wie aus dem Schlaf, entgegnet' er, ein Mensch
Erwacht, den weder Wunsch noch Furcht beseelt,
So sanft fühlt' ich von meiner ird'schen Bürde
115 Mich losgelös't, und da ich, Die zu suchen,
Die mir zur Seite stand, mich umgewendet,
Sah ich sie nicht mehr. Hätt' ich auch mein Sterben
Vorausgewusst, um sie allein und dich
Hätt' ich geweint. Wenn darum nicht, um was
120 Hätt' es mir leid thun sollen? Um das Scheiden
Von dieser Welt, wo Rechtthun Wunder scheint
Und höchster Ruhm, daß man nicht Sünde that?
Wo stets Gedank' und Wort verschieden sind
Und jede Lippe laut die Tugend preis't,
125 Die heimlich doch das Herz verspottet, wo
Die Scham erloschen ist, zu schlauem Wucher
Das Wohlthun ward, zu wüster Üppigkeit
Die Liebe, wo nur Der sich schuldig glaubt,
Der das Verbrechen nicht vollbracht, Verbrechen
130 Nicht schimpflich ist, sobald es glückt, wo immer
Die Schurken herrschen und die Wackern dienen?
Hart für den einsam Redlichen, das glaube,

Hart und nur allzu ungleich ist der Kampf
Mit der vereinten Überzahl der Schlechten.
135 Du, der's verschmäht, den Heerweg hinzuwandeln
Im dichten Haufen, der nach Lüsten jagt
Und eitlen Ehren und Gewinn, und der du
Nichtigem Hofgeschwätz, hoffährt'gem Flüstern
Vornehmen Pöbels den erlesnen Kreis
140 Wen'ger, doch makelloser Freunde vorziehst,
Und die Gesellschaft jener stillen Geister,
Die, todt, der Welt zu Schmuck und Maßstab dienen,
Geh deine Straße fort, und wenn du kannst,
Bleib treu dem männlichen Entschluß! — Den Funken,
145 Der meinen Geist durchglüht, erwiedert' ich,
Hab' ich bewacht nach Kräften und geschürt
Bis heut. Und davon schweigen will ich, wie,
Im schmutz'gen Pferch erzogen mit der Heerde,
Die dürren Strünke ich verschmäht, die Weide
150 Schmackloser Stoppeln, von der stinkenden
Krippe hinweg das Antlitz kehrte, frei
Entschlossen aus Ascräa's Quell zu schlürfen;
Wie manchesmal, als eines Mannes Schüler,
Deß Lehrer ich zu sein geschämt mich hätte,
155 Ich zu den hohen Alten mich gewandt,
Von Liebe so erglühend, daß in Wahrheit
Ich sie zu schau'n, ihr Wort zu hören meinte.
Auch will ich nicht dein heilig Ohr beflecken
Mit jener Schächer Namen, die, stets müßig,
160 Nur nicht in Bosheit, mit geschäftiger
Verleumdung mich verfolgt. Stillschweigen hatt' ich
Für ihr Geschrei, für ihren Haß Verachtung.
Nicht Einen seh' ich meines Zornes werth,
So daß ich unbekümmert aufwärts wandle
165 Mit leichtem Fuß. Nun sag mir — zürne nicht —
Ob ich die Wahrheit hörte, daß du wenig

Der Musen Himmelsharmonie geschätzt. —
Und er, mit leichtem Lächeln: Wer nur immer
Mit hellem Vorbild oder tiefer Forschung
170 Die Welt gefördert hat, in hohen Ehren
Hielt ich ihn stets. Und Ehrfurcht zollt' ich Dem,
Der auf italischem Kothurn zuerst
Durch die Paläste schritt, den Großen kühn
Den goldnen Mantel abriß, ihre Wunden
175 Entblößt' und der Geringen Rächer ward;
Und Jenem, der mit makellosem Plectrum
Mir sang sein Lied: „Es blüht die Rose wieder."
Ihn, der mir Lehrer erst, dann Freund gewesen,
Bewundert' ich mit ehrerbiet'ger Liebe,
180 Als Schul' und Ringbahn jeder Tugend. Zorn
Erregt die Masse mir, die frech sich anmaßt
Des Dichternamens und mit sich zum Pindus
Den Koth der Gassen schleppt und ihren Dünkel
Und ihre Laster; die, verlornen Rufs
185 Und todten Geistes, schmachvoll Handel treiben
Mit feiler Huldigung und Schmähungen.
Die Thoren! Keinen mächt'gen Gönner, keinen
Erkauften Lorbeer hatte jener Höchste,
An Augen blind, an Geist ein Strahl des Himmels,
190 Der bettelnd mit Gesang durch Hellas zog,
Doch mit ihm wanderten getreu im Elend
Die Musenschwestern, seinen ungewissen
Schritt mit den saitenkund'gen Händen leitend.
Als er dann hingeschieden, stritt um ihn
195 Athen mit Argos, Rhodos auch mit Smyrna,
Doch nur dem Himmel selbst konnt' er entstammt sein.
Doch euer, wenn ihr eure Sudelblätter
Lang überlebtet, wartet schmachbefleckt
Ein dunkles Alter. — Und er schwieg und rümpfte
200 Kopfschüttelnd, bitter die verzerrte Lippe,

Wie wer erblickt, was Ekel ihm erregt.
Mich freute, was er sprach, und reizte mich
Zu gleichem Abscheu; und ich sprach: O zeige
Den Weg mir, der hinan zum Gipfel führt,
205 Daß, wenn ich auf der Steile fallen soll,
Die Welt doch sagt: Er fiel auf eigner Spur. —
Und er: Fühlen und denken sollst du. Wen'ges
Dir gnügen lassen; nie die Augen wenden
Vom Ziel hinweg; die Hand so wie das Herz
210 Stets rein erhalten; von der Menschen Treiben
Nur so viel selbst erproben, als du brauchst,
Es nicht zu achten; nie dich dienstbar machen;
Den Schlechten nie dich fügen; nie verrathen
Die heil'ge Wahrheit; nie mit einem Wort nur
215 Der Tugend Hohn, dem Laster Beifall zollen. —
O Meister, rief ich, o mein güt'ger Führer,
Verlaß mich nicht! Laß deiner Weisheit Strahl
Mir nicht erlöschen! Bleib und leite mich,
Daß nicht Natur und Jugend mir den Geist
220 Blind machen und des Herzens Stimme knechten!
So fleht' ich weinend; und mit meinen Thränen
Mischt' er die seinen. — Nicht ist's diese Stadt,
Sprach er, wo wir zusammen wohnen werden
In Ewigkeit. Sie, deren Sohn du bist
225 Durch die Natur und deren Freund durch Wahl,
Sie lieb und hör auf sie und sänftige
Durch Sohneszärtlichkeit den bittern Gram.
Sag ihr: ich weiß, daß nur in meiner Spur
Ihr Fuß zu wandeln strebt, daß ich die Blumen,
230 Die sie auf meine Asche streute, sammle
Und sie unsterblich mache, einen Kranz
Draus windend, der nicht Frost noch Sonne scheut,
Den ich ihr selber auf die Stirn will drücken,
Mit ihren schönen Thränen noch bethaut. —

235 Da stürmte süße Trauer, Lieb' und tausend
Gefühle auf mich ein; und aufgerichtet
Streckt' ich die Arme nach dem theuern Nacken
In Sehnsucht aus. In diesem Ungestüm
Fand ich vom Schlummer plötzlich mich verlassen,
240 Und mit gespanntem Blick und mit der Hand
Rings suchend, sah ich mich allein und fühlte,
Wie meine Wimper warm von Thränen war.

Urania.

(1809.)

An pappelreichen Ufern, wo die Stuten
Der Insubrer auf schönen Au'n sich tummeln,
Wo waldbekrönt die sagenfrohen Mauern
Aufragen meiner Vaterstadt, o dort
5 Ertöne dieses Lied! und wenn ihm je
Zu weiterm Fluge noch die heimische Muse
Die Schwingen löset, euch, ihr heiligen Hügel,
Dir, holde Arnobraut, sei er willkommen;
Hört mein Gebet ihr Grazien! — Seit ich antrat
10 Die irdische Pilgerfahrt, wo uns die Sehnsucht,
Die böse Weggenossin, folgt, durchglüht
Der tiefe Wunsch mich, daß Italien einst
Mich seiner Sänger heil'ger Schaar geselle,
Italien, die uralte Musenheimath.
15 Denn flüchtend aus achäischen Lorbeerhainen,
Hier siedelten sich an die Göttinnen
Für ew'ge Zeit; und als die Schmach geschah,
Die ungesühnte, der latinischen Herrin,
Wohl vom barbarischen Siegsgeheul verschüchtert
20 Verstummten sie. Doch blieben sie getreu
Der armen Freundin; denn es rang sich endlich
Italiens Dichtung, eine wunderschöne,

Sehnlich erharrte Jungfrau aus dem schnöden
Ehbund des Hunnen los. Und du zuerst
25 Gabst ihr Gewand und Hauptschmuck, führtest sie
Zu lautern Quellen, in geweihten Strophen
Lehrtest du sie, der Mutter nachzustreben,
Hast sie in Zorn und Lächeln unterwiesen,
Göttlicher Alighier. In langer Nacht
30 Lag noch die Welt; da glänztest du allein,
Der Unsre du. Wie wenn den ersten Blick
Die Sonne schickt der wittwentrüben Erde:
Noch weiß es nicht das Thal, hat noch die Flut
Des Lichts, die holdbelebende, nicht getrunken,
35 Und schon vergoldet hebt der Berg sein Haupt.
Nun wind' ich diesen edlen Siedlerinnen
Italiens einen Kranz aus frischem Grün.
Denn unterm Volk vernahm ich schnöde Rede,
Die, jene göttlichen Geschwister schmähend,
40 Zu fragen wagt, was denn dem armen Menschen
Des Sanges Gabe fromme. Da erwacht mir
Der Wunsch im Busen, was an Segnungen
Die Musen je gebracht dem Undankbaren,
Singend zu künden, wie es ihrem Liebling
45 Pindar Urania sang. Warum die Göttin
Den hohen Dichter so geehrt und wie,
Sag' ich zuerst. Dann, wenn sie huldvoll mich
Begeistert, stamml' ich nach die Himmelslaute.

Die Sage geht, ihm hab' im Wettgesang
50 Den Kranz geraubt die jüngere Corinna.
Der Arme! Und nicht wußt' er, welcher Gottheit
Zorn er gereizt. Denn zum berühmten Delphi
Gelangt, stieg er die Höh'n des Helikon
Hinan und grüßte des Permessos Quell.
55 Doch nach Orchomenos die heil'ge Straße

Zum Heiligthum der Grazien schritt er nicht.
Von ferne sahn die Göttinnen den Jüngling
Zu seinem Unheil achtlos stolz vorbeigehn
Und sannen Rache. Schon entfesselt hatte
60 Pindar den Flug dem Preisgesang, den er
Gedichtet, als die schönen Zürnenden
In Luftgestalt, für Menschen unsichtbar,
Hülfreich hernieder zu Corinna schwebten.
Zuerst haucht' auf die jungfräuliche Wange
65 Aglaja einen lichten Rosenschimmer
Und sanften Freudenglanz auf ihre Stirn;
Doch mit dem Dufte der kastalischen Blumen,
Der ew'ge Dauer leiht dem Werk des Geistes,
Begabte sie Euphrosyne; und auch du,
70 Thalia, kamst, ihr Singen süß zu machen,
Wie Nachts das Flötenspiel des Liebenden.
Beglückt mit solchen Gaben stand Corinna
Nun auf im Kreis. Mit Staunen sah die Menge
Ihr Antlitz, ihren Wuchs, das holde Zagen,
75 Das schöne Glühn, da sie die Leier zitternd
An ihre Brust hob, und den braunen Stern
Des Auges halb verschleiernd mit der Wimper,
Begann sie sanft. Und in die Runde schwebte
Der himmlische Wohlklang, der, mit weichen Flügeln
80 Melodisch das begierige Ohr liebkosend,
Die Geister mächtig traf und alle Herzen
Mit freud'gem Schauder füllte. Hingerissen
Stockt' auch dem Mitbewerber Blick und Athem,
Und nicht gewann er seiner Sinne Herrschaft
85 Zurück, bis er den Kranz, den neidenswerthen,
Ergrünen sah auf ihren schwarzen Flechten,
Indeß umbraus't vom Lärm des Beifalls sie
Die schöne Wange senkte, die zugleich
Vor Freud' und Scham in holder Glut entbrannte.

90 Von Schmerz gestachelt und Beschämung, floh
Der treffliche Besiegte aus der Menge
Und wandelt' einsam, wo sein luftig Haupt
Mit grünem Oelwald der Parnaß bekränzt.
Da sah vom hohen Likoreus die Göttin
95 Urania ihn, den Trauernden, deß Schicksal
Ihr theuer war, und seinen Gram zu sänft'gen
Beschloß sie mitleidvoll. In den geheimen
Schluchten des heil'gen Berges grünt ein Hain,
Schattig und öd, wo unterm schwanken Laubdach
100 Die Füße übend, die ambrosischen,
Die Musen hie und da das Gras verjüngen,
Noch nicht von Tritten Sterblicher gebeugt.
Am Waldesrand und überm Saum des Schleiers,
Den schweigend rings der Schatten ausgespannt,
105 Hüpft muthig die Begeistrung und der Frohsinn
Entflammter Geister, und die Stirn gestützt
In die erhobne Hand steht die Betrachtung
Dem Schweigen an der Seite, Hand in Hand.
Saturn's und der Minerva schöne Tochter,
110 Der Ruhm ist dort, die Sehnsucht Tausender.
All Denen bleibt sie spröd und lächelt Einem.
Dorthin führt' ihn die Göttin. Als er nahte,
Die heil'gen Lüfte trank, der Auserwählte,
Fühlt' er von frohem Graun in jeder Ader
115 Das Blut erregt, von einer leichten Flamme
Die Stirn umzüngelt und den Geist umwallt.
Und da er ziellos in des Waldes Tiefe
Den Schritt gelenkt, verließ Urania
Des Throns einsame Höh', und im verborgnen
120 Asyl dem edlen Zögling nahte sie.
Wie wohl ein Mensch zuweilen träumen mag,
Auf langer Treppe oder fels'gem Hang
Hinabzueilen, nicht im Wechselschritt,

Die Stufen nie und nie den Fels berührend,
125 So stieg, die luft'gen Gipfel überfliegend,
Die Hehre nieder. Haupt und Schultern dann
Der Strahlen und des Schwingenpaars entkleidend,
Zeigt sich die Göttin Menschen gleich. Als Myrtis,
Die Pindar einst Gesang und Saitenspiel
130 Gelehrt, erscheint sie, und so tritt sie plötzlich
Vor ihn. Und er, in Glut getaucht die Wange:
Warum nur kommst du? sprach er; wohl um mich
Beschämt zu sehn? O Mutter, ach! warum
Hast du mir Ruhmeshoffnung vorgetäuscht? —
135 Und wie die Mutter dem gefallnen Knäbchen,
Das fröhlich lärmend ihr zu Füßen spielte
Und nun erschrocken starrt, und an der Wimper
Schwillt schon das helle Thränchen, sie jedoch
Hält in der bangen Brust den Schrei zurück
140 Und lächelt zärtlich schmeichelnd ihm entgegen,
Daß es nicht weine — solch ein himmlisch Lächeln
Glänzt' ihm die Muse zu und sprach zu ihm:
Dich zu ermuth'gen komm' ich. Wie so schnell
Hat deine Seele Kleinmuth angewandelt?
145 Nicht ohne Götterwink der Musen, Sohn,
Verhieß ich dir so Hohes. — Ach, wie soll ich
Nur glauben, seufzt der Jüngling, daß sich Musen
Um Dichter noch bemühn? Wenn frommer Dienst
Je einen der Unsterblichen dem Menschen
150 Versöhnen mag, wer ehrte wohl mit Opfern,
Wer mit Gebet und Dank und reinem Herzen
Die Musen mehr als ich? Wenn nun mein Schmerz
Dir nahe geht, so fuhr er fort, so wolle
Die kranke Seele mit Gesang mir trösten! —
155 Es schwieg der Mund, doch flehte noch das Antlitz,
Wie Eines, der zu hören brennt und fürchtet,
Die Antwort durch sein Reden zu verzögern.

Da setzten sie sich in das Gras. Das Plectrum
Ergriff Urania, und sie sang dies Lied,
160 Das schwächer tönend nachhallt mein Gesang.

Bei Schalen mit Ambrosia durchpurpurt,
Genossinnen der Ew'gen und die Zierde
Der väterlichen Mahle, wohnten noch
Die Musen im Olymp und pflegten nicht
165 Die Erdenthäler zu besuchen; erst
Der Wink des Zeus entsandte sie zur Erde,
Zu Lehr' und Trost den Lebenden. Es sah
Von droben Zeus der Menschen irre Spur
Schon dicht verschlungen und das sterbliche
170 Geschlecht von aller Uebel Last gebeugt
Und blind hinwandeln; voll gebüßt erschien ihm
Der Feuerraub, und seinem Zürnen hatte
Die Zeit die scharfen Pfeile schon gestumpft.
Zu mildrem Rathschluß endlich neigte sich
175 Des Vaters ew'ger Geist. Genug, so sprach er,
Und schon zu lang auf Erden herrscht der Furien
Unheilsgewalt. Genug des Hasses schürten
Sie in der Menschen Brust und lenkten stets
Zum Schlimmern ihren Willen. — Rings umgab
180 Zeus eine Schaar glücksel'ger Genien,
Der Tugenden erlauchte Schaar (so tönt
Ihr Nam' hier unten). Ihnen nun befahl
Die Erde zu durchschweifen und des Menschen
Feindinnen zu verfolgen und den Ärmsten
185 Zu mildrem Sinn zu leiten der Gewalt'ge.
Und zu der Welt, wo Licht und Dunkel wechselt,
Gehorsam stieg die Geisterschaar hinab,
Doch all ihr Mühn blieb fruchtlos; nicht erhob sich
Der Blick der Sterblichen zu solcher Klarheit,
190 Und nicht erfüllte sich des Gottes Wille.

Doch seines Willens Wucht ward nicht gelähmt
Durch Hemmniß, das den Schwachen zügeln mag,
Den starken spornt; und so entsprang im Geiste
Des Zeus ein neuer Plan. Am Tisch des Donnrers
195 Erscholl im Einklang aller Musenstimmen
Ein festlich jubelnder Gesang; berauscht
Verstummten alle Götter rings; da winkt' er,
Die Rechte schüttelnd; und die schwellende
Hochflut des wogenden Gesanges stand
200 Auf einmal still. Mit sanften Strahlen traf
Des Vaters Blick die Jungfrau'n, und beflügelt
Erreichte sie sein liebevoll Gebot:
Töchter, zu Dienerinnen schönen Amts
Erwählt' ich euch. Ihr seht noch unerkannt
205 Die Tugenden umirren unterm blinden
Geschlechte Pyrrha's, noch umsonst bemüht,
In harten Herzen heil'ge Glut zu fachen
Und spröder Geister Pforten sich zu öffnen.
Nur eurer Künste Macht wird dies gelingen.
210 So eilet denn hinab; es sollen euch
Die Grazien folgen; eurer Rückkehr harrt
Mein Herrschersitz, so lange minder schön. —
Da schwieg der Sohn Saturn's, und bei den letzten
Worten erglänzt von Brauen ihm und Lippen
215 Ein Lächeln. Von der göttlichen Geberde
Erschüttert bebt der Gipfel, und auf einmal
In lautrem Goldschein leuchtet der Olymp.
Beim ersten Blick auf Erden sahn indeß
Die Musen der verschmähten Tugenden
220 Langwierig Leid; doch welche nun zuerst
Trug Sorge, liebevoll das gütige
Gebot des ew'gen Vaters zu vollziehn?
Kalliope, die aus den Sterblichen
Den Orpheus klug erkor und so ihn liebte,

225 Daß sie ihn würdigt' ihren Sohn zu nennen.
Nah seinem Ohr, doch ungesehen, stand
Die Göttin, und ins Herz des Zöglings hauchte
Die schöne Stimme sie, nach der sie heißt.
Der holden Klugheit ihrer Schwester folgten
230 Die Andern all', und einem Auserwählten
Gesellte Jede sich als Lehrerin
Und prüfte seine Seele mit Gesang
Und zähmte so die Wildheit eh'rner Geister.
So wandten sie dem Blut und thierischen Trieben
235 Erst jene Wen'gen ab, dann ihren Blick,
Zur Erde noch gesenkt durch stumpfen Brauch,
Der dem Vergangnen dienstbar macht die Zukunft,
Erhoben sie, mit neuer Kraft beseelt.
Und Jene blickten um sich her und sahn
240 Die ganze Schar erhabner Fremdlinge
Die mit den Furien kämpften. Wo zuvor
Maßlos die Grausamkeit zu wüthen pflegte,
Das Scheusal, welches lachend Wunden schlägt,
Sahn sie das Mitleid, das mit sanftem Beben
245 Die Herzen anfleht, Leiden, die sie schauen,
Mitzuerdulden, diese lieblichste
Gottheit, des Unglücks holden Trost. Sie sahn
Mit dreister Stirne wild und plump die Unb
Hinschreiten und die Geister rings empören
250 Und einen milden Genius ihr begegnen:
Freiwilliges Verzeihn, das mit der Rechten
Das Unrecht auslöscht, während mit der Linken
Es Wohlthat bringt und Beides dann vergisst.
Der Furie trat es sanft entgegen; langsam,
255 Doch sicher folgt, in seine Stapfen tretend,
Die Nemesis, und wird ihm nicht Erhörung,
Schweigt sie und harrt; doch endlich eines Tags
Nach langem Schweigen trifft sie dann die Unbill,

Wehrlos. Von Neuem auf den stummen Bogen
260 Legt Nemesis dann den beschwingten Pfeil;
Zäh in die Seite fährt die luft'ge Spitze
Und hemmt den Lauf des Argen. Ungeehrt
Sahn sie die Arbeit, die vergebens noch
Zeigt' auf die leere Flur, vom trägen Eisen
265 Noch um der Ernte goldne Gabe nicht
Gebeten ward; zu ihr gesellte sich
Die Ehre, ob in ihrem Licht vielleicht
Die segensreiche Göttin theurer würde
Dem Blick der Sterblichen. Sie sahn den Glauben,
270 Den strengen Eideswächter, sahn den heitern
Genius der Gastlichkeit, der Bruderbande
Um Unbekannte schlingt, und wie am Werk
Die ganze Schaar der Göttinnen sich mühte.
Sie sahn es, und ein neu Gefühl von Mitleid
275 Und Lieb' erwacht' in den erstaunten Seelen,
Das glühend sie durchströmte. Und im Herzen
Des freud'gen Anfangs sicher, leihn die Musen
Des Plectrums heil'ge Kunst schon ihren Söhnen.
Mit des Erfreu'ns und Überredens Gabe
280 Beschenken sie die Grazien. Da verkünden
Sie ihren schweifenden Brüdern mit Gesang,
Wie Schönes sie gesehn. Beim ersten Ton,
Der durch die Luft drang, warf ihr altes Düster
Die Erde ab und lacht'; und du — wie war dir,
285 Was fühltest du, o Mensch, als dir aufs Herz
Der erste Tropfen holden Einklangs thaute?
Wie am Altar der Götter, wenn der heil'ge
Dreifuß erglüht und über zischende Kohlen
Unstät die zitternd rothen Flammen irren
290 Und dann auf sie des Priesters fromme Hand
Den Weihrauch schüttet, wie das Feuer sich
Mit fahlem Braun umhüllt und aus der Glut,

Die einsinkt, plötzlich sich ein Wirbelqualm
Lautlos erhebt und rings mit Duftgewölk
295 Die Luft verdunkelt und zugleich belebt:
So auf die Herzen thaut' und löschte dort
Die Zornglut jenes Singen und erweckte
An seiner Statt ein seltsam süßes Sehnen
Nach Lieb' und Frieden. Kennen lernte so
300 Der Mensch die ersten Tugenden, die selig,
Soweit es ihm vergönnt, und schön und friedlich
Das Leben machen. Da, in ihrem Herzen
Froh des Gelingens und die Stirn umglänzt
Von Himmelsheiterkeit ob ihrer Wohlthat,
305 Heim zu den goldnen Thürmen des Olymp
Entschwebten die Kamönen und erzählten
Dem Vater dort des hohen Unternehmens
Mühn und Erfolg; und voll, da er sie hörte,
Floß von den Lippen ihm das süße Lied,
310 Das hold dem Ohr des Guten tönt, das Lob.
Noch aber schwand nicht lange Zeit dahin,
Da regt sich in den heimgekehrten Neun
Ein trautes Erdenheimweh; denn erfreulich
Vor Anderm ist's, die Stätte wiedersehn,
315 Die dich an edle That gemahnt. Da wählten
Sie diesen Wohnsitz, den noch rings geheime
Ehrfurcht umgiebt, und ihre alten Künste
Noch übend, hauchen sie den Himmelsodem
Nur Auserwählten zu, die sie begaben
320 Mit ew'gem Wort, die Seelen zu erschüttern.
So nahm, o Pindar, dein seit der Geburt
Sich gütig an Urania. Wenn dir heut,
O Sohn, ihr Schutz nicht frommte, rächt' an dir
Sich eine Gottheit! Was versagtest du
325 Ihr Opfer, Thor, den Grazien, den erhabnen,
Die Huld verleihn, und die beim Mahl und Reigen

Selbst der Unsterblichen nie fehlen dürfen?
Ihr Werk nur ist's, wenn etwas Holdes je
Den Menschen eignet, und nur der Gesang
330 Wird leben, den aus Tiefen des Gedankens
Die Rede mit der Gunst der Grazien schöpft.
Sie flehe mit Gelübden an, und leicht
Gewinnst du dir Verzeihung. Und verschmerze
Den dir entrissnen Kranz. Ein üppig Farnkraut
335 Mag manchmal wuchern bei der jungen Eiche
Und überwächs't im Wald den edlen Sprößling
Mit seines magern Laubes kurzem Prunk.
Da kommt der Winter und zerstört's; indeß
Umklammert schweigend jener einzle Sproß
340 Das Erdreich weit umher, und tausend Zweige
Auf seinem kräftig stolzen Stamm ernährend,
Beut er dem dankbarn Wandrer seinen Schatten.
So wirst auch du durch ew'ger Lieder Macht
Allein einst herrschen in Olympia; möge
345 Dich diese Leier dann, des Lieds Gefährtin,
An dein Geschick und meine Liebe mahnen! —

Sie schwieg und gab die Cither ihm; und plötzlich
Umfloß sie helles Licht; die blauen Schwingen
An ihren Schultern breiteten sich aus,
350 Und vor den Blicken ihres Dichters schwand
Ins Waldesdickicht sie hinweg. Die Göttin
Erkannt' er, und von Schrecken übermannt
Und freud'gem Staunen, hielt er in den Händen
Das Huldgeschenk. Auf seiner glüh'nden Stirn
355 Bebten Urania's Worte und die hohe
Verheißung und das Schicksal, und die Saite,
Des Fingers noch der Göttin eingedenk,
Tönt' ihm noch lang mit sanftem Rauschen nach.

Der fünfte Mai.

(1821.)

Er war. So wie bewegungslos,
Nachdem der Mund erblasste,
Die Hülle lag, uneingedenk,
Welch einen Geist sie fasste,
So steht die Welt wie schlaggelähmt
Bei dieser Kunde still.
Stumm denkt sie an den Todeskampf
Des Einen, Schicksalsvollen
Und fragt, wann wohl ein Menschenfuß
Auf ihre blut'ge Schollen
Solch eines Daseins Riesenspur
Von Neuem drücken will.

Ihn sah die Mus' im Strahlenglanz
Des Throns und hat geschwiegen,
Und sah ihn, ewig wechselvoll,
Fallen, erstehn, erliegen;
Im Wortgeräusch der Tausende
Blieb ihre Lippe kalt.
Jungfräulich rein von Sklavenlob
Und nie von Schmähung trunken,
Erhebt sie jetzt sich tief bewegt,
Da solch ein Stern versunken,
Und singt zur Urn' ein Todtenlied,
Das nie vielleicht verhallt.

Vom Alpengrat zum Wüstensand,
Vom Manzanar zum Rheine
Unfehlbar traf sein Wetterschlag
Hart nach des Blitzes Scheine,
Von Scylla bis zum Tanais,
Von dem zu jenem Meer.

War echt sein Ruhm? Die Enkelwelt
Entscheide dies! Wir neigen
Die Stirne dem Allmächtigen,
Dem es gefiel zu zeigen
In ihm die hehre Schöpferkraft
Gewalt'ger als bisher.

Die bange Lust, die stürmische,
Zu glühn von großen Planen,
Des Herzens Angst, das dienen soll,
Durchbebt von Herrschaftsahnen,
Und endlich hascht die Palme, die
Zu hoffen Wahnsinn war:
All das erfuhr er, strahlender
Aus jeder Noth sich hebend,
Nach Flucht und Sieg und Kaisermacht
Sich ins Exil ergebend,
Zweimal im Staub dahingestreckt,
Zweimal auf dem Altar.

Auf trat er: zwei Jahrhunderte,
Die wild die Stirn sich boten,
Auf ihn demüthig blickten sie,
Wie auf den Schicksalsboten;
Er heischte Ruh' und setzte sich
Als Schiedsmann zwischen sie.
Er ging — und hat den Lebensrest
Auf schmalem Strand beschlossen,
Ein Ziel dem tiefsten Mitgefühl,
Den schärfsten Neidgeschossen,
Dem Haß, dem unauslöschlichen,
Und treuster Sympathie.

Wie überm Haupt dem Scheiternden
Sich wälzt die Last der Wogen,

Die eben noch der Späherblick
Des Ärmsten überflogen,
Ersehnend ach, verzweiflungsvoll
Entfernten Rettungsstrand:
So auf dem Geist ihm lastete
Die Flut von alten Bildern.
Dann hub er an, wie manches Mal!
Der Welt sich selbst zu schildern;
Doch auf die ew'gen Blätter sank
Ermattend stets die Hand.

O wie so oft, wenn thatenlos
Ein Tag begann zu dunkeln,
Die Arme auf der Brust gekreuzt,
Gesenkt des Auges Funkeln,
Stand er, bis ihn Erinnerung
In ferne Zeiten trug.
Er denkt an sein bewegliches
Gezelt, gesprengte Schanzen,
Die Sturmflut seines Reiterheers,
Im Sonnenblitz die Lanzen,
Und an sein rasches Machtgebot
Und seines Winks Vollzug.

Ach, wohl erlag dem Übermaß
So ungeheurer Proben
Verzagt sein Geist; doch kräftiglich
Kam eine Hand von oben
Und trug den Müden mitleidsvoll
In leichtre Luft empor;
Und führt' ihn auf die blühenden,
Die hoffnungsgrünen Pfade
Zum Land, wo jeder Wunsch verstummt
Vorm Überschwang der Gnade,

Wo tief in leere Finsterniß
Der Weltruhm sich verlor.

O schöner, ew'ger, seliger,
Triumphgewohnter Glaube,
Frohlockend zeichn' auch dieses auf:
Daß nie zuvor im Staube
Sich vor der Schmach von Golgatha
Gebeugt ein stolzrer Muth.
Heiß' schweigen jedes Lästerwort,
Das diese Asche schändet!
Es hat der Gott, der stürzt und hebt,
Der Leid und Tröstung sendet,
Auf dem verlassnen Sterbebett
Ihm an der Brust geruht.

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei in Berlin.